## Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —

Für ein halbes Jahr mit . . fl. 3. —

Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.

Für einen Monat mit . . . — 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich. . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —

Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —

Für einen Monat . . . . fl. 1. —

Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

<36620206340013

# Raphael.

# Raphael.

Von

Conrad von Bolanden.

= Joseph Bischoff

„Die Tageskunst findet das Schöne
im Fleische, das Wahre im Belieben
und das Gute im Stoff."



Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1869.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

## Am Rhein.

Der Mann sitzt bei der tiefsten Stelle des grünen Stromes und betrachtet aus unheimlich blickenden Augen die Wirbel, welche zwei Schritte vor ihm vorbei rauschen. Der ganze Anzug des Mannes besteht aus zwei Stücken, — ein blaues Hemd und Beinkleider. Beide Stücke sind überaus schmutzig und zerfallen, ebenso schmutzig des Sitzenden sichtbare Körpertheile, und ebenso zerfallen der Ausdruck seiner Seele in dem fahlen Gesichte. Der Mann ist offenbar ein weißer Sklave, — Einer aus Millionen, welche an den modernen Unglauben — den Glauben, an den Affen — Gottes Ebenbildlichkeit, an die breite Straße des Fortschrittes — die Sittlichkeit, an die Fabrik — ihre Freiheit, an das Elend — die Erde, und an das Laster — den Himmel verloren haben. Das sieht jeder Zeitkundige auf den ersten Blick. Bestünde noch ein Zweifel an der Richtigkeit des Fabrikarbeiters, das Buch würde aufklären, das neben ihm

auf dem Steine liegt mit den eingeätzten Worten: „Bibliothek des Arbeiterfortbildungsvereines. Nr. 820."

Im Rücken des Mannes spielen zwei Kinder, Mädchen von zwei und vier Jahren. Die Kleinen krabbeln zwischen großen Steinen, zum Schutze gegen die gefräßige Fluth längs des Gestades hingeworfen. Sämmtliche Steine hat der Flußschleim gräulich übertüncht, und deren scharfen Ecken abgespült. Zwischen die Bruchsteine hat Vater Rhein mancherlei Spielzeug für Kinder geworfen, — Muscheln, gewundene Schneckenhäuschen, Rohr- und Binsenstücke, Champagnerpropfen und buntes Allerlei. Diese Schätze heben die Kleinen unter stetem Geplauder und hellem Lachen, sobald ein glänzender Fund gelungen. Alles tragen sie auf einer geräumigen Steinplatte zusammen, zum schließlichen Vollgenusse des Festes.

Die Kinder sind gut gekleidet. Das Eine trägt gar ein seidenes Jäckchen, das Andere ein vornehmes Röckchen, — ohne Frage von der Barmherzigkeit den Armen geschenkt.

Ueber den Flußdamm ragen Baumkronen des nahen Parkes, zuweilen gehen geputzte Menschen vorüber, sie stehen flüchtig hinter dem Geländer, sehen über den Strom hin, und kaum auf den einsamen Mann mit den Kleinen. Aus der Ferne dringt

Straßengeräusch der Stadt, undeutlich und verworren, desto lauter Nachtigallenschlag und helles Finkengeschmetter des Parkes.

Der Mann starrt unbeweglich auf die Wirbel des Rheines. In den verwüsteten Zügen brütet ein grausiger Entschluß, Mordgedanken jagen über das finstere Gesicht und zwischen den Zähnen knirscht es abschreckend. Schon drei Male war er aufgestanden, der selbstmordfreundlichen Gegenwart zu genügen, — und immer hemmte ein Blick auf die Kinder das dreifache Verbrechen. Eben sank er zum vierten Male auf den Stein, wie niedergedrückt von höheren Mächten.

„Mir fehlt die Kraft!" murmelte er. „Ja, — ja, — gesteh's nur, Strohmaier, — es fehlt die Kraft! Mich hätte längst ein Sprung aus dem Elend erlöst, — aber meine Kinder, — o meine Kinder! Und sie können nicht zurückbleiben, sterben müssen sie mit ihrem Vater, — rasch vergehen, was offenbar ihnen besser ist, als langsam zu verkommen im Elend. — Was zögere ich? Es muß sein, — ja, es muß! In jeden Arm ein Kind, — ein Sprung, — und Alles ist vorbei. Vorwärts, Strohmaier! Was täglich Hunderte thun, — du solltest es nicht thun können?"

Er fuhr wild empor, that zwei Schritte nach den Kindern und blieb steif stehen. Die Kleinen saßen

auf der Platte, in Mitte ihrer Schätze, im Glanze der Maisonne, in spielender Freude, in den hellen Kindergesichtern ergreifendes Lächeln der Unschuld. Strohmaier sah in das kindliche Treiben. Das Kleinste hob lächelnd einen farbigen Kiesel und stammelte Freudenworte nach dem Vater. Und ihm verging der mühsam zusammengeraffte Muth, die Mordgedanken verkrochen sich scheu vor der sanften Macht der Unschuld. Wieder taumelte er zurück, saß auf dem Stein und starrte in den Strom. Die Wirbel rauschten abschreckend, und eine Welle trieb kalt über seine Füße.

„Das hält hart, — und dennoch muß es sein! Täglich sterben Millionen gezwungen, — Tausende sterben freiwillig, — an Jeden kommt die Reihe, — und ich kann es nicht dahin bringen, mit meinen Kindern zu sterben?“

Er bewegte den Kopf nach den ahnungslosen Kleinen, biß die Zähne zusammen, und preßte schließlich dicke Tropfen aus den Augen.

„Nun heult er gar, wie ein Weib!“ verhöhnte er das hervorbrechende Menschengefühl. „Es ist richtig, — mir fehlt das Zeug, ein Ding auszuführen, das nicht abzuwenden. Mich tyrannisirt die Schwäche, — mich, den hellsten Kopf des ganzen Vereines, mich,

— den zur Freiheit aus religiösem Zwange fortgeschrittenen Strohmaier. Herrgott, — oder vielmehr — Donnerwetter, — bin ich ein Mensch!"

Er schüttelte heftig den Kopf und kniff die Lippen häßlich zusammen.

„Sonderbar, — höchst sonderbar mit dem Wort! Seitdem ich hier mich abmühe, den letzten Sprung zu thun, fährt mir jeden Augenblick das Wort über die Lippen. Gott, — Gott, — Gott! — Warum nicht Teufel, — Unsinn, — Wahngebilde, — Pfaffentrug? Warum gerade immer — Gott? Es ist, als stäcke mir das Wort in der Kehle und müsse absolut heraus. Gäbe es eine Seele, ich würde sagen: — meine Seele liegt in Krämpfen und schreit nach Gott. Da es nun weder eine Seele, noch einen Gott gibt, so ist es verwunderlich, höchst sonderbar mit dem Wort. Ist einmal der „Gott" da, so wird „das Gewissen" gleich nachkommen, mir wegen des Sprunges, wegen des dreifachen Mordes, eine schreckliche Verantwortung vor dem „Gott" vorzugaukeln. — Es ist vollkommen richtig: der Strohmaier, der glaubenslose, aufgeklärte Strohmaier, steckt noch bis über die Ohren im Aberglauben."

Er griff in die Hosentasche, zog eine Flasche hervor und hielt sie gegen die Sonne.

„Leer! Zwei Schoppen vom stärksten Branntwein konnten mir den Muth nicht geben, — nicht einmal mich betäuben. Söffe ich heute ein ganzes Fuder Schnapps, ich bliebe nüchtern, — auch das ist ganz absonderlich! Gehe einstweilen voran, ich folge bald," — und er warf die Flasche in den Rhein.

„Hier ist Wirksameres gegen Gott, Seele, nagendes Gewissen und allen Glaubenswahn! Das hat mich oft gestärkt und gefestigt, — auch heute wird es die letzte Hilfe gewähren."

Er griff nach dem Buche, öffnete und las:

„„Da ich nie einen Besuch aus einer andern Welt empfing, so kann ich nicht behaupten, daß uns in irgend einem Nebelstern des Firmaments das verlorene Paradies seine Thore zu öffnen wünsche; und aufrichtig gesagt, ich trage auch gar kein Verlangen darnach. Nur die Kranken wollen nicht sterben. Allerdings ist das Leben etwas kurz, namentlich wenn man die zweite Hälfte vergeuden muß, um all den Unsinn wieder auszuscheiden, den man uns während der ersten Hälfte in's Blut mischte[1])"".

„Prächtig gesagt!" lobte Strohmaier. „Ganz richtig, — „wenn man die zweite Hälfte vergeuden

---

1) Pfau, freie Studien S. 106 ff.

muß, um all den Unsinn wieder auszuscheiden, den man uns während der ersten Hälfte in's Blut mischte.“ Was sich da widerhaarig in mir sträubt gegen den dreifachen Mord, — was ist es? Weiter nichts, als Reste jenes unsinnigen religiösen Glaubens, den mir die Volksschule in das Blut gemischt. Wären die Pfaffen längst schon aus der Schule getrieben worden, man könnte sich ruhigen Gemüthes ersäufen, erhängen, oder todt schießen, — ganz nach Belieben. Man hätte nicht diese Balgerei mit all dem Unsinn, den die Schwarzröcke in das Blut gemischt.“

Er las befriedigt weiter:

„„Nur die Candidaten des Himmels haben Furcht vor dem Sterben, nur die Egoisten des Jenseits verscheiden in Angst und Verzweiflung. Aber der Kämpe der Wahrheit kennt die Schrecken des Todes nicht; der schönen, glorreichen Menschheit befiehlt er seine Seele, und da er für das lebte, was ewig ist, wird er ewig leben.““

„Etwas undeutlich!“ murmelte Strohmaier mißvergnügt. „Die „Seele“ gefällt mir nicht, und das „ewig“ auch nicht. Und was er da von einer „schönen, glorreichen Menschheit“ sagt, der ich „meine Seele befehlen“ soll, das scheint noch ein Stück Unsinn zu sein, das von der Schule her dem sonst gelehrten

Pfau im Blut geblieben ist. — Aber da kommt es wieder tröstlich," — und er fuhr lesend weiter:

„„Daß die Religion nur noch ein Scheinleben führt, das kann sich kein vorurtheilsfreier Beobachter verhehlen; und wie sollte dies anders sein? Haben sich doch alle begabteren Naturen, alle kräftigeren Intelligenzen vom Glauben zurückgezogen, und die Kirche hat längst aufgehört, die befruchtenden Umarmungen des Genius zu empfangen. So versinkt sie immer tiefer in den Marasmus, in die Impotenz ihres non possumus. Sie selber hat den Fanatismus der Ueberzeugung verloren, es blieb ihr nur der Fanatismus der Selbstsucht. Mit Mühe gängelt sie noch die gedankenlose Masse, die handwerksmäßig die alten Gebräuche abhaspelt. Das Feuer der Begeisterung, das nur von den strebsamen Geistern unterhalten wird, ist mit diesen gewichen; von sittlicher Wirksamkeit keine Spur mehr. Aeußerlicher Aberglaube und innerliche Gleichgültigkeit verbinden sich, um alles ideale Streben zu ertödten. Es ist ein Proceß trockener Fäulniß, der die geistigen Güter des Volkes aushöhlt, wohin man blicken mag, überall liegen Kirche und Religion der Verbreitung sittlicher Cultur als Steine des Anstoßes im Wege [1])"".

1) Pfau S. 145.

„Ich widerspreche nicht, — das Christenthum ist eine Tollheit," bestätigte Strohmaier. „Vor keinem denkenden Menschen kann die Religion bestehen. Nach dem Sprunge wird mir kein Gott der Juden, und kein Gott der Christen begegnen, um mich zur Rede zu stellen."

Er schwieg und sann. Inneres Schwanken stieg in seine Züge.

„Ist es aber auch ganz richtig mit dem Spruche: Es gibt kein Fortleben der Seele? Ist das unzweifelhaft richtig? Millionen und Millionen haben seit Jahrtausenden das Gegentheil behauptet. Wer hat nun recht? Für mich ist das eine Frage von der höchsten Wichtigkeit; denn ich will ja da hineinspringen. Könnte ich doch nur Gewißheit haben! Und dem Pfau traue ich nicht ganz. Der Pfau ist ein Kunstkritiker, — der Pfau schreibt gar schön, er schimpft und schmäht sogar schön. Aber mir kommt es doch vor, als hätte der Pfau einen schrecklichen Haß gegen die Pfaffen, und aus Haß schmähe er die Religion. Mir dünkt, dem Pfau sei es weniger um die Wahrheit zu thun, als um das Vergnügen, die Pfaffen zu dreschen. Der Pfau sagt herrliche Worte, allein er bringt keine Beweise, — und Beweise möcht' ich haben. Nein, — der Pfau ist nicht zuverlässig, — muß einen besseren Gewährs-

mann suchen. — Ah, — da ist der Vogt! Das ist ein Gelehrter, ein Physiolog, der Alles kennt auf der Erde und unter der Erde, an dem Menschen und in dem Menschen. Dem Vogt will ich glauben," — und er las:

„„Mit der Grenze sinnlicher Erfahrung ist auch die Grenze des höheren Denkens gegeben; die Grenze der sinnlichen Erfahrung liegt aber darin, daß das Gehirn das Organ aller verschiedenen sogenannten Seelenfunktionen ist, daß diese Funktionen an gewisse Theile und Orte des Gehirns gebunden sind, und nur von diesem Organ geübt, von keinem andern ersetzt werden können. Diese Wahrheit ist eine ebenso thatsächlich unumstößliche, wie die, daß zweimal zwei vier ist.""

„Das ist deutlich, — handgreiflich, — zweimal zwei bleibt immer vier," bestätigte Strohmaier. „Aber es muß noch klarer, noch unwidersprechlicher kommen," — und er setzte die Lektüre fort:

„„Hemmen wir den Blutabfluß zum Gehirn, so hört augenblicklich das Bewußtsein auf, das Denken ist vollständig vernichtet, die Empfindung geschwunden. Ich lasse schnell genug wieder Blut zu, — Bewegung, Empfindung, Bewußtsein, Denkthätigkeit kehren zurück.""

„Ei, — da haben wir's ja ganz klar und handgreiflich, daß keine Seele, kein Geist im Menschen ist," schloß gelehrt der Arbeiter. „Das Gehirn ist der Geist, das Blut ist die Seele. Will aber doch sehen, was der grundgelehrte Herr Vogt sagt."

„„Die Physiologie erklärt sich demnach bestimmt und kategorisch gegen eine individuelle Unsterblichkeit, wie überhaupt gegen alle Vorstellungen, welche sich an diejenige der speziellen Existenz einer Seele knüpfen[1])"".

„Nun, Strohmaier, was willst du mehr? Ist das nicht bündig und klar bewiesen? Ist das nicht tröstlich und ermunternd für einen Lebensmüden, — für einen Kindermörder? Und der so gedacht und geschrieben, Der ist kein verdummender Pfaff, — er ist ein Mann des Fortschrittes, der Aufklärung und Humanität. Gibt es also weder Gott, noch Menschengeist, noch Himmel, noch Hölle, — was hindert mich, den Sprung zu thun? Frei bin ich, — frei von Wahn und Knechtschaft des religiösen Glaubens, — und ich mache Gebrauch von meiner Freiheit."

Zum Schrecklichsten gerüstet, nahte er den Kindern. Das Kleinste war mitten in seinen Spielsachen ein=

1) Vogt, Physiologische Briefe, II. Aufl. S. 634.

geschlafen. Es war auf einen Stein hingesunken, hatte das Köpfchen auf den Arm gelegt und der Sonne gestattet, auf die zarte Wange eine dunkle Röthe zu malen. Und alle Lichter, die vom Strome zurücksprangen, umflossen wie schützende Geister das schlafende Kind.

Das Größere schlief nicht, es sah erschreckt zum Vater auf. Vielleicht wäre der Mann selbst erschrocken vor dem Unheimlichen seines Gesichtes, hätte er im Spiegel die schauervolle Schrift seiner Mordgedanken lesen können. Er hob das Schlafende empor und auch das Wachende. Jetzt schritt er stumm an den Rand der Tiefe. Er küßte heftig das Kleinere, dann das Größere.

„Geh' weg, Vater, wir fallen hinein!" bat das Aeltere beim Anblick der nahen Wirbel.

„Willst Du nicht da hinein, Evchen?" frug er.

„Nein, Vater, ach nein!" und zwei bebende Aermchen klammerten sich an seinen Nacken.

„Du auch nicht, Bärbelchen?"

Das Kleine sah arglos in den Strom, lächelte und begann, des Vaters Wangen zu streicheln. Das Streicheln hatte die Wirkung eines elektrischen Stromes, der Mann zitterte und bebte am ganzen Leibe. Um die Lippen zuckte es krampfhaft, der Mund stieß

gurgelnde unverständliche Laute hervor und dicke Tropfen fielen aus den Augen. So stand er eine Weile.

„Es muß sein!“ entschied er abermals. „Ein Sprung, und Alles, — Alles ist vorbei.“

Allein der Stein unter seinen Füßen protestirte, er wackelte und sträubte sich, dem Schrecklichen als Stützpunkt zu dienen. Der Elende suchte einen fest liegenden zum Ansatz für den Sprung, dabei watete er bis über die Knöchel in den Stromrand. Evchen schrie laut auf, weinte und bat mit erstaunlicher Dringlichkeit.

„Ach Vater, lieber Vater, geh' zurück! Ach lieber Vater, — wir fallen ja hinein! Ach Vater, lieber Vater, trag' uns heim!“ — und jetzt stieß in höchsten Aengsten das Kind hervor: „Vater, der lieb' Herrgott sieht's!“

Er aber biß die Zähne zusammen, stemmte den rechten Fuß zurück, holte zum mörderischen Sprunge aus, und da, im entscheidenden Augenblicke, wich er entsetzt vor einem Wort.

Bärbelchen hatte nämlich seinem nahen Grabe ahnungslos den Rücken gewandt, nach dem Flußdamm hingesehen und dort eine Erscheinung erspäht, die es in ganz außerordentliche Bewegung versetzte.

„Mutter, — Mutter!“ rief das Kind, in die Händchen klatschend. „Mutter — holen, — Mutter holen!“

Hiebei streckte es beide Aermchen nach dem Damm und zappelte aus allen Kräften.

Strohmaier fuhr zurück und sah um. Dort oben am Geländer stand die lichte Gestalt einer barmherzigen Schwester. Sie winkte herab, eine sanfte Stimme rief seinen Namen und die Namen der Kinder. Bärbelchen jauchzte und jubelte, ihr kleiner Körper kam in schwungvolle Bewegung nach der hellen Frau. Und während er die Unbändige mit beiden Armen gegen Herabfallen zu schützen trachtete, entwischte ihm Evchen und füßelte schnell vom Strome hinweg nach der weißen Dame. Er folgte gezwungen, langsam emporsteigend nach der Harrenden.

Sie war längs des Geländers hingeschritten, bis zur Stelle, wo der Pfad hinabführt nach dem Rhein. Dort erwartete sie den Vater und die Kleinen. Evchen krabbelte auf Händen und Füßen die steile Wand des Dammes empor, gleichsam flüchtend vor dem schrecklichen Vater in die offenen Arme der barmherzigen Schwester.

Schwester Ottilia war eine würdevolle, milde Erscheinung. Sie hatte feine und geistreiche Gesichts-

züge, sinnende Augen und einen jugendlich blühenden Mund. Bewegungen und Haltung, obschon klösterlich geschult und bescheiden, hatten für schärfere Beobachtung immerhin Merkmale bewahrt, die unverzüglich eine frühere Dame der höchsten Stände verriethen. Dem Gleichgültigen oder Oberflächlichen war indessen Ottilia eine Schwester, wie alle übrigen dieser himmlischen Schaaren, — eine anspruchslose Gestalt, die gesenkten Blickes durch die Straßen wandelte, Kranke zu pflegen, Traurige zu trösten, Verlorene zu retten, oder irgend ein anderes Werk der Barmherzigkeit zu üben.

Sie hatte Evchen auf eine Bank gestellt, liebreich zu dem Kinde gesprochen und dessen Kleider geordnet.

„Du bist ein rechtes Schmutzkäferchen! Ueber und über besudelt," — und sie rieb die Flecken hinweg.

„Guten Tag, Schwester Ottilia!" grüßte Strohmaier. „Hier nehmen Sie Bärbelchen. Sehen Sie nur, wie das Kind nach Ihnen verlangt, — es ist merkwürdig."

Die Kleine zappelte, wie flüssiges Quecksilber nach Ottilia, rief unausgesetzt „Mutter", und trug das Lächeln eines Engels in dem runden Gesichtchen.

Ottilia herzte und küßte das Kind, und dann schoß plötzlich aus dem klaren Auge auf Strohmaier

ein scharfer, forschender Blick. Der Blick leuchtete, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, so war er aus den tiefblauen Augen hervorgebrochen und verschwunden. Die Barmherzige schien den Verbrecher entdeckt zu haben, und ihr zögernder Aufenthalt verrieth die Absicht, die Ausführung eines schwarzen Planes zu verhindern.

„Warum sind Sie nicht bei der Arbeit, Strohmaier?“ frug sie gütig und sanft.

„Warum? Hm,“ — brummte er in finsterem Trotze. „Jedem andern würde ich antworten: Das geht Sie nichts an! Ihnen freilich kann ich so nicht antworten; denn Sie haben zur Frage ein Recht. Und dann muß ich Sie, Schwester Ottilia, mehr achten, als irgend einen Menschen. Ja, ich kann sagen, keinen Menschen achte ich, als die Schwester Ottilia. Seit dem Tode meiner Frau, also seit zehn Monaten, sind Sie meinen Kindern eine liebevolle Mutter gewesen. Ohne Sie wären meine Kinder elend verkommen, — und jetzt sehen sie aus, wie zwei Engel. Das verdient Achtung und Dank. Und, Schwester Ottilia, ich weiß auch recht gut, daß Sie eine Fürstentochter sind, welche aus Glanz und Reichthum herabgestiegen ist in die Hütten der Armen. Auch das verdient Bewunderung. Nun, — nun, — verzeihen

Sie meine Geradheit," fuhr er fort, als die Barmherzige erröthete. „Jetzt beantworte ich Ihre Frage, — erschrecken Sie aber nicht. — Weßhalb ich nicht bei der Arbeit bin? Einfach deßhalb nicht, weil ich hieher kam, mit meinen Kindern in den Rhein zu springen, — ja, — mir und meinen armen Würmchen das Leben zu nehmen."

„O mein Jesus!" stieß Ottilia erbleichend hervor, sah aus erschreckten Augen auf den Mann und stand zitternd an allen Gliedern. Dann beugte sie das Haupt, umfing das ungewöhnlich große Crucifix, an schwarzer Schnur über der Brust getragen, flüchtete die bebende Seele unter das Kreuz, und küßte schließlich den Crucifixus.

Strohmaier hatte jede Bewegung Ottilias beobachtet. Und als nach dem Kusse das Zittern verschwand und die frühere Seelenruhe zurückkehrte, begriff er den Sinn der Handlung.

„Das ist großartig, Schwester Ottilia," sprach er achtungsvoll. „Jede andere Dame von der Zartheit Ihrer Empfindung, und von der nämlichen Theilnahme für meine Kinder, wäre jedenfalls in Krämpfe gefallen bei der Nachricht. Und Sie haben Alles überwunden durch ein Stückchen Messing, welches zum Crucifix geformt ist. Die Macht des Glaubens ist

doch erstaunlich, — und Ihre Gewalt über Geisteserschütterungen ist wunderbar."

„Strohmaier," bat sie innig, „verlassen Sie diesen Ort. Ich begleite Sie nach Ihrer Wohnung."

„Ich habe keine Wohnung," antwortete er. „Diesen Morgen hat die Polizei mich und meine Kinder auf die Straße gesetzt. Der Hausherr hat meine Möbel für den Miethzins weggenommen, — nun ist dort die Wohnung für mich und meine Kinder," — schloß er, nach dem Rheine deutend.

„Um Gotteswillen, entsagen Sie diesem schrecklichen Gedanken! Begleiten Sie mich, — unverzüglich werde ich für eine Wohnung sorgen."

„Es geht nicht, Schwester, es geht nicht, — wir müssen absolut in den Rhein! Das Leben bin ich satt. Der Verdienst reicht nicht, muß täglich hungern, — meine Kinder wären schon lange verhungert ohne Sie. Und was an mir frißt, das ist der Gedanke, vom frühen Morgen, bis zum späten Abend in der Fabrik mich plagen zu müssen für den reichen Geldsack. Darben muß ich für ihn, unter dem Joch des Elends muß ich keuchen, — kurz, das Sklavenleben bin ich satt."

„Strohmaier," bat sie im Tone sanfter Vorstellung, „auch Andere leben von gleichem Lohn, und

sie finden dabei ihr Auskommen. Vermögen Sie das Auskommen nicht zu finden, so ist daran Ihre Leidenschaft schuld, Ihre arge Gewohnheit, sich zu betrinken."

„Wahr, — ich holte mir jeden Abend meinen Dusel," gestand er ohne Beschämung. „Aber ich trinke nur Schnapps, um die Grillen zu vertreiben; mein Geldsack trinkt Champagner und Madeira. Soll dem Armen auch noch das bischen Dusel verwehrt sein, das ihn sein Elend etwas vergessen macht? Was verschlägt's, wenn jeden Tag für 'nen Sechser Branntwein mir die Gurgel hinabläuft? Ein Sechser macht nicht fett und nicht mager."

„Ein Sechser täglich macht monatlich drei Gulden, jährlich sechs und dreißig Gulden, — gerade für den Hauszins," entgegnete Ottilia. „Indessen liegt der größte Schaden nicht im Materiellen, sondern im Geistigen, nicht im Geldverlust, sondern im Seelenverlust. Wie oft bat ich Sie, jener wüsten Leidenschaft zu entsagen! Die Trunkenheit vernichtet Ihren Muth zur Arbeit, vergällt Ihre Freude am Dasein, verbittert Ihr Gemüth und zerstört Ihre Gesundheit. Darum stehen Sie jetzt hier, einen Frevel zu wagen gegen Gott, gegen Ihre Kinder und gegen Ihre Seele."

„Sie wissen, Schwester Ottilia, daß ich weder an

Gott, noch an eine Seele glaube. Bleiben Sie mir vom Leibe mit diesen Dingen."

„Ich weiß es, Strohmaier, und beklage schmerzlich Ihren religiösen Unglauben. Sie aber sollten in dieser Stunde erkennen, wohin der Unglaube führt: — Zu dreifachem Mord. Ein religiös fühlender Mensch würde mit Ergebung in Gottes Zulassung das Kreuz tragen, er würde einstigen Lohn hoffen im Himmel, — aber niemals Ihren schauervollen Entschluß fassen."

„Es ist genug, — lassen wir das!" unterbrach er sie. „Springe ich in den Rhein, so ist nichts verloren. Die Welt geht weiter, wie zuvor. Man merkt gar nicht, daß ein Fabriksklave weniger ist, — und auch ein Schnappssäufer, Schwester Ottilia! Meine Schnappsflasche ist bereits vorangegangen in den Rhein, ich werde ihr folgen. Leben Sie wohl, — und nochmals Dank für Alles, was Sie an meinen Kindern gethan."

Sie aber stand unbeweglich. Er sah, wie ihr seine Worte durch die Seele schnitten, und wie bebende Angst die feinen Züge durchzuckte.

„Sie halten sich zu lange bei mir auf, gute Schwester! Ich weiß, Sie haben viel zu thun. Gehen Sie, an mir ist nichts zu retten."

Sie ging nicht, sie umfing mit beiden Armen die Kinder und drückte sie fest an ihr Herz.

Aus dem Parke trat ein junger Mann auf den Damm. Er schritt am Geländer hin und betrachtete die Gruppe an der Bank. Jetzt blieb er in geringer Entfernung stehen und sah auf den Strom.

Die Erscheinung des Fremden war auffallend und fesselnd. Seine Haltung war fürstlich, er schritt und stand, wie ein König. Würde und Majestät kleideten ihn, wie ein lichtes Gewand, und sein Angesicht war von ganz außerordentlicher Schönheit. Auch die Tracht des Herrn wich ab von dem Gewöhnlichen. Er trug einen Malerkittel von blauem Sammt mit weiten Aermeln, einen Filzhut mit sehr breiter Krämpe, unter der eine Fülle schwarzer Locken hervorquoll und sich glänzend um die Schultern legte. In der Rechten hielt er einen Stock zum Sitzen, im Arm eine Mappe. Nur flüchtig schweiften die großen blitzenden Augen über den Strom, und jetzt stand er gesenkten Blickes, der heftigen Rede Strohmaiers folgend.

„Wie soll ich leben, — wie kann ich leben? Unter freiem Himmel stehe ich mit meinen Kindern, ohne Wohnung, ohne Brod.“

„Ich bürge für Brod und Wohnung,“ versicherte Ottilia.

„Nun ja, — für Brod und Wohnung! Aber auch meine Möbel sind fort, — mein Bett fort, — meine Kleider fort, — meine Lust am Leben fort, — Alles fort! Nicht ein Stückchen Brod kann ich meinen hungrigen Kindern geben, — nicht einen Winkel zum Schlafen, — keinen Strohsack zum Liegen. Halten Sie mich länger nicht auf, Schwester, — es muß sein, — ja, es muß!“

„Deßhalb muß es nicht sein,“ bat sie. „Ich stelle Ihnen Wohnung, Kleidung und Alles. Haben Sie doch Erbarmen mit diesen lieben Kleinen, — Erbarmen mit Ihren leiblichen Kindern!“

Er aber schüttelte heftig den Kopf.

„Sie selber sind arm, Schwester! Sie müßten für mich betteln gehen, und das will ich ebenso wenig, wie länger dieses Sklavenleben hinschleppen. Hei,“ — und er ballte wüthend die Faust, „den Reichen prassen und schwelgen sehen in meinem Schweiß! Ich trag' es nicht länger!“

„Ich werde mich bei Ihrem Herrn für höheren Taglohn bemühen.“

„Sie werden sich umsonst bemühen! Sie selber wissen doch, wie wenig Ihr Kleid geachtet ist, wie es oft mit Spott und Verachtung beworfen wird. Würde sich eine Dirne bemühen für einen armen, verzwei-

selten Mann, — dann ginge es, — aber eine barmherzige Schwester? Nein, — Sie gelten in den Augen der Liberalen noch weniger, als ein weißer Sklave; denn Sie sind ja eine Ultramontane, eine Kuttenschwester."

Der Fremde trat heran. Ottilia hörte auf dem Kies nahende Tritte und wandte sich. Er zog grüßend den Hut. Ottilia senkte den Blick, und Strohmaier wich unwillkürlich vor dem Unbekannten zwei Schritte zurück.

„Vergebung, ehrwürdige Schwester!" begann er mit einer Stimme von kräftigem Wohlklang. „Unberufen bin ich Zeuge Ihres liebevollen Bemühens diesem Kleinmüthigen gegenüber gewesen," — und sein Auge ruhte fest auf Strohmaier. „Sie wollen nicht leben, Mann? Diese Kleinen wollen Sie morden, — Ihre Kinder? Ein gräßlicher Vater! Wann hätte ein Wolf sein Junges gefressen, oder ein Tiger seine Brut erwürgt? Fühlen Sie nicht die Scheußlichkeit Ihres Mordplanes? Betrachten Sie diese lieben Geschöpfe mit den klaren Augen der Unschuld, mit den Engelsköpfchen, — und es gibt ein väterliches Ungeheuer, das sie ermorden könnte?"

Strohmaier verging aller Muth. Er stand wie

vernichtet vor dem Fremden, unvermögend, die flammende Gewalt seiner Blicke zu ertragen.

„Es geschieht aus Armuth, aus Elend und Verzweiflung," brachte Strohmaier mühsam hervor.

„Schämen Sie sich Ihrer Feigheit!" tadelte der Unbekannte. „Die Armuth erzeugt nothwendig nicht Elend und Verzweiflung. Auch der Reiche muß das Leben kämpfend ertragen. Darum ist das Elend Ihre Schuld, und die Verzweiflung Ihr Verbrechen. Die Armuth aber könnte für Sie ein Feld des Ruhmes werden und des Sieges, im freiwilligen Entsagen und im muthvollen Ringen."

Strohmaier senkte den Kopf. Die zürnende Majestät des Ungewöhnlichen verschloß ihm den Mund. Und als sich jetzt der Fremde zu Ottilia wandte, zog das Wetterdräuen von seinem Angesichte, und die Blitze seiner Augen wurden Sonnenschein.

„Gestatten Sie dem Reichen eine Spende für den Armen, ehrwürdige Schwester! Hier nehmen Sie nach Ermessen und Nothstand," — und er zog eine Börse hervor.

Die Fürstentochter hielt unentschlossen die Börse in der Hand.

„Oeffnen und nehmen Sie gefälligst, — aber reichlich!" ermunterte er.

Sie nahm zögernd ein Goldstück.

„Gott vergelte Ihnen dieses Almosen, mein Herr!" dankte Ottilia, die Börse zurückgebend.

„Allzuwenig, ehrwürdige Schwester!" sprach er lächelnd. „Gestatten Sie dem Bedürftigen, im Buche allerhöchster Vergeltung mit einem höheren Posten verzeichnet zu stehen," — und er schüttete den vollen goldenen Inhalt in ihre Hand. „Nehmen Sie ohne Sträuben! Gerade Sie dürfen das Maß der Barmherzigkeit nicht beschränken wollen. Unterstützen Sie diese arme Familie nach Bedürfniß und klugem Ermessen."

Er zog den Hut, beugte achtungsvoll das schöne Haupt und schritt eilig an dem Geländer zurück.

Strohmaier hatte mit Erstaunen die ungezählten Goldstücke in Ottilia's Hand gleiten gesehen, und jetzt folgte sein Auge in höchster Verwunderung dem Fremden.

„Wer ist das?" frug er. „Der blickt ja wie ein Gott, — beschenkt wie ein König, — und ist schön wie ein Engel."

„Kommen Sie, Strohmaier!" drängte Ottilia, und der Lebensmüde folgte mit den Kindern ohne Widerrede.

Der Unbekannte war bis zum Ende des Geländers fortgeschritten, dort wandte er sich, und als er

die Beschenkten verschwunden sah, kehrte er nach der Bank zurück, bog herabhängende Zweige eines Busches bei Seite und betrat einen schmalen Pfad, der zwischen Weidenbäumen hinlief. Er ging langsam und sah auf Blumen und Gräser zu seinen Füßen. Der Pfad dehnte sich. Die Weiden vergingen, ein Bestand junger Eichen begann, durch Erlen und Silberpappeln angenehm unterbrochen. Das Lärmen der Stadt verklang vollständig in der Ferne, desto lauter sang es vielstimmig von Bäumen und aus Büschen. Die glänzende Fläche des Stromes blitzte zuweilen durch Oeffnungen des Waldes, und heiße Luftzüge flossen vom Wasserspiegel herein in die Kühle. Der Wanderer blieb öfter stehen, sinnend und lauschend, empfindsam und hingebend, in dem augenscheinlichen Bestreben, den Duft des holden Mai und das Leben des Haines auf sich wirken zu lassen. Dann stieg er eine sanfte Anhöhe hinan und sah durch eine weite Lichtung über den Strom. Sein Blick ruhte auf einer bewaldeten Insel, von Vater Rhein leicht und spielend auf dem Rücken getragen. Die Insel lag ausgebreitet über der flammenden Fläche, wie ein reichgestickter Teppich, sie war bevölkert mit Gold- und Silberfasanen, mit einigen Rehen und ausländischen Hasen, durch Baron Hartung dort angesiedelt

und gehegt. Vor der Insel lag ein Kahn, heftig geschüttelt vom Wogenschlage des vorbeistampfenden Schleppbootes. Die schwarzen Schornsteine speien eben nicht ihren häßlichen Qualm aus, sie fürchten, die prachtvollen Farben zu beschmutzen, welche um das Eiland spielen. Bäume und Gebüsche zittern in zarten Lichttönen, deren Uebergänge so weich und fein, daß sie nur dem kundigen Auge des Malers sichtbar sind. Und in das Spielen der Lichter mischt sich so täuschend das glänzende Silberblatt der Pappel, daß es Bestandtheil der Lichtbildung und nicht fester Körper zu sein scheint.

Der Spaziergänger sah aus leuchtenden Augen in die Malereien um das Eiland, bis die vorüberschwimmende Flottille zwischen ihn und die Insel trat. Jetzt wandte er sich ab, trat zu einer Stelle, die ein Stab bezeichnete, stieß dort den Stuhl in die Erde und setzte sich nieder. Einige Schritte vor ihm erhob sich ein altersgrauer Weidenstrunk, hohl, dunkel klaffend, mit wunderlich gestalteten Knorren und Gebilden der Rinde. Der Stamm betrug kaum zwei Manneshöhen, aber gewaltig war er im Umfang und erzählte von Jahrhunderten. Kümmerlich trieb er da und dort grüne Schößlinge hervor, zum Beweise, es sei noch einiges Leben in dem Greise. Sein ver-

gehendes Leben recht schlagend hervorzuheben, trauerte er in Mitte eines heiteren Rasenplatzes, von schattigen Gebüschen umstanden, die in jugendlichem Uebermuth herüber sahen nach dem Hinsterbenden.

An den Stamm einer Esche den Rücken gelehnt, betrachtete der Jüngling den Alten und dessen Umgebung.

Im Waldleben war eine Pause tiefster Ruhe eingetreten. Die Vögel schwiegen, sogar die ewig plaudernde Pappel; denn jeder Lufthauch verschmachtete im glühenden Brande der Sonne. In dieser allgemeinen Schweigsamkeit schob sich anspruchsvoll der Weidenstrunk in den Vordergrund, er fing an, zu reden, zwischen ihm und dem jungen Herrn begann ein lebhafter Verkehr. Und die reizenden Züge des Unbekannten wurden immer vergeistigter, die Augen größer und überaus strahlend. Sein Mienenspiel wurde zum offenen Buch, mit glänzenden Bildern und märchenhaftem Text, geschaffen durch drängende Einbildungskraft und geheimnißvolle Mächte der Empfindung.

So saß er da, — ungewöhnlich, ein Fremdling im Zeitalter der Maschinen, das schöne Haupt umflossen vom Heiligenscheine reiner Begeisterung. Längst sah er den Weidenkrüppel nicht mehr, vom Genius

ergriffen und entführt in das göttliche Reich der Ideale.

Dann zogen Schatten über sein Antlitz, immer tiefer und ernster, bis zum Rande aufsteigender Schwermuth. Er hob den Hut vom Haupte, strich mit der Hand, wie ein Erwachender, über die stolz gewölbte Stirne und seufzte schmerzlich, — aber nicht wie ein Schuldbewußter, sondern wie ein betrübtes Kind.

Um ihn her flatterte ein Falter, zeichnete allerlei Figuren in die Luft, und setzte sich schließlich auf seine Hand. Er lächelte und betrachtete mit Interesse den Besuch.

„Wie schön du bist, mein Guter!" redete er zu dem Falter. „Kein Fürst der Erde ist so prachtvoll gekleidet, wie du. Hast ein silberglänzendes Gewand, aus Licht und Luft gewoben, — an Zartheit Alles übertreffend, was Menschenhände aus Sammt und Seide fertigen. Deine Augen sind funkelnde Smaragde, — und was da, kaum sichtbar, an deinem Köpfchen hervorsteht, das erscheint wie ein verdichteter Lichtfaden. Auch Deine Beinchen sind allerliebst, silbern und glänzend, — zierliche Dingerchen! Auf der Brust trägst du gar Gold, — um den Rücken ein aus Abendroth gewirktes Wämmslein. O wie schön, — o wie herrlich!"

Der Falter saß stille, hörte sein Lob und fuhr

mit den Beinchen bürstend über Gesicht und Fühlhörner.

„Dennoch bist auch du, wie Alles auf Erden, eine Täuschung!“ fuhr sehr ernst der Betrachtende fort. „Du gehörst zu jenem argen Geschlechte, das um Baumblüthen flattert, in ansetzende Fruchtknöllchen Löcher bohrt und Eier hineinlegt. Aus den Eiern brütet die Wärme einen garstigen Wurm, und der Wurm zerstört die Frucht des Baumes. Du selber bist der Sproß jenes Wurmes, — was ist nun Wirklichkeit an dir? Die zierliche Pracht, — oder das nagende Verderben? — Nur wenige Menschen ergötzt deine Herrlichkeit, — aber Millionen fluchen dem Verderber ihrer Baumfrüchte. — So ist es: — Zerstörung und Verwüstung schreiten über die Erde, — und das scheinbar Schöne verhüllt sich dazu den meisten Blicken. Bethört und betrogen ist die Masse, die sich Glück träumt hienieden und Vollendung, und dann erwacht zu trostloser Wirklichkeit. Merkmale des Fluches liegen bei jedem Schritte dem Sehenden zu Füßen, — aber nur Wenige sehen. — Mir selber bin ich ein Räthsel. Das Körperliche stößt ab durch Schein und kränkelnde Formen, — mein Geist stöhnt wie in Ketten, — meine Seele weint in Verbannung, — mein Ich strebt zu lichten Höhen unbewegter Ruhe.

Das ewig Schöne möchte ich umfassen, an dem kein Zahn der Zeit entstellend nagt, das kein Schmutz der Erde befleckt. — Woher dieses Streben? Woher diese Sehnsucht nach Idealen, die sich auf Erden nicht finden? Wie kam dieser Drang, dieses Heimweh in meine Seele? Was sich auf Erden nie den Sinnen dargestellt, wie kann es unverwüstlich in mir liegen? Lebt im Menschen wirklich die Erinnerung an ein verlorenes Paradies? Oder ist dieser Zug nach oben eine Kraft jenes Hauches, womit Gott den Ersten meines Geschlechtes belebte?"

Er schwieg und verlor sich in Gedanken. Der Falter schwang die Flügel, umkreiste des Fremden schweres Haupt und verschwand im Schatten der Gebüsche.

Eine schwüle, dicke Bruthitze legte sich über den Wald. Der junge Mann zog den Malerkittel aus, öffnete die Mappe und begann, zu zeichnen. Der alte Weidenbaum erschien naturgetreu auf dem Papier, der Rasenplatz trat hervor und die umgebenden Gebüsche.

„Der Gedanke ist da, — die Empfindung fehlt," sagte er. „Was die Zeichnung kalt läßt, müssen Farben beleben. Geheimnißvolle Macht der Farben! Ohne sie wäre unmöglich, Stimmung und bewegendes Empfinden in die Auffassung zu bringen."

Ein Rascheln im Laube forderte seine Aufmerksamkeit. Er sah zur Seite. Dort, unter dem nächsten Strauche, spielten vergnügt zwei braune Mäuschen, von ungewöhnlich kleiner Art. Dann wurden es vier, und gleich darauf sieben. Die winzigen Braunen balgten sich, wie muthwillige Knaben, zum höchsten Ergötzen des Malers, aus dessen glänzenden Augen Kinderfreude hervorstrahlte. Er saß, wie eine Bildsäule, ohne Laut und Bewegung, die Bande nicht zu verscheuchen. Er sah, daß sie stachliche Stumpfschwänzchen hatten, bärbeißig emporstehende Härchen, gewaltige Schnurrbärte und sehr kluge Aeuglein. Auch ihr leises Pfeifen hörte er, das öfter von durchdringender Schärfe wurde. Dann vernahm er wieder ein gedehntes Gehen durch das Laub, vorsichtig und behutsam, im Verhältnisse zum Rascheln der Spielenden. Das sachte Kriechen und Ziehen unter dem Laube wiederholte sich in kurzen Pausen, immer näher dem Tummelplatze der Braunen. Der Lauscher forschte nach der Ursache, konnte aber nichts entdecken. Jetzt war es dicht bei den Sieben. Unter einem gefallenen Laubblatte sah plötzlich ein breiter Kopf hervor mit funkelnden Augen. Es folgte ein krampfhaftes Zusammenziehen, und jetzt schoß blitzschnell eine Kreuzotter von seltener Dicke und Länge hervor,

weit den Rachen öffnend und mit giftigem Biß das nächste arglose Mäuschen erhaschend. Das Gefangene stieß einen durchdringenden Schmerzensschrei aus, — alle übrigen Braunen verschwanden. Der Maler sprang empor, griff nach dem Stabe, den er aus dem Boden gezogen, und eilte zu Hilfe. Rasch führte er kräftige Hiebe nach der Schlange, und er sah im Eifer nicht, daß sich der Wurm beim ersten Schlage schon verkrochen. Dann stürmte er um den Strauch, als habe sich darin ein Drache verborgen, oder sonst ein Ungeheuer, das zu erlegen sei. Glühend war sein Zorn und die Erregung erstaunlich. Sogar in das Holz brach er ein, den Wurm aufzuspüren. Er stieß mit dem Stabe in den Boden und scharrte im Laube. Dies Alles that er ungestüm und heftig. Vergebens, die giftige Mörderin war fort. Das Braune lag in den letzten Zuckungen auf dem Rasen, und der Künstler sah traurig zu ihm nieder.

„Armes Kind des Waldes!" klagte er. „Selbst dir ist ungestörte Freude verwehrt, — giftige Tücke und Mordzahn bedrohen deine Spiele. O, — es ist abscheulich auf Erden! Das Eine frißt das Andere auf, — und der unersättlichste Würger ist der Mensch der Schlachtfelder. Fluch und Verderben wandeln in millionen Gestalten durch Stadt und Land, durch

Wald und Flur. In Hütten heult das Elend, — auf Thronen knirscht der Grimm und weint die Leere, — und König auf Erden ist der Schmerz. Sehende, denkende, fühlende Menschen können nicht froh werden hienieden. Wonne und Lust sind nur Tropfen des Hohnes in ein Meer von Leiden, in dem, wie eine wüste Insel, die ganze Erde schwimmt. Und dies mein Empfinden ist nicht krankhafter Weltschmerz, — nein! — ein getreues Echo ist es millionenfacher Klagetöne. Was sind das für Thoren, die immer sprechen von Erdenfreuden und Erdenherrlichkeit? O ja, für Augenblicke der Freude tauscht man Stunden oder Jahre der Leiden. Und Erdenschönheit? Nun, für den Oberflächlichen mag sie bestehen; dem Sehenden aber entgeht nicht eine Erbkrankheit an allen Dingen, ein Todeskeim in jedem blühenden Leben!"

In die Klage des empfindsamen Künstlers mischte sich das frohe Lied einer Grasmücke, die auf dem äußersten Zweige eines nahen Baumes saß.

„Wo ist die schützende Vaterhand einer allgütigen Vorsehung in diesem leidenreichen Jammerthal?" frug der Zürnende. „Wo ist in Wirklichkeit Gottes Finger, ohne dessen Willen kein Haar vom Haupte und kein Sperling vom Dache fällt?"

Der Sänger auf dem Zweige beantwortete diese Fragen durch lustige Triller. Der Maler schaute empor und ließ sich ansingen. Er sah, wie der Kleine das Köpfchen drehte und wandte, wie er den Hals weit vorstreckte, er sah im weit geöffneten Schnabel die raschen Zungenschläge und hörte unerschöpflich und süß das Lied hervorquellen. Allein der Künstler wurde nicht froh.

„Singe Klagelieder, du Holder da droben!“ redete er hinauf. „Wecke nicht durch schallenden Freudengesang das lauernde Verderben!“

Kaum war die Warnung den Lippen entflohen, da schwirrte es durch die Luft, ein Thurmfalke schoß hernieder, und das frohe Lied verwandelte sich in kurzes Wehegeschrei. Den Sänger in den mörderischen Klauen, flog der Falke von dannen.

Der Jüngling stand mit weit offenen Augen. Er sank auf den Stuhl und verhüllte mit beiden Händen das Angesicht. Und als er nach langer Pause die Hände zurückzog, zitterte Schmerz in den reizenden Zügen, und im Feuerauge loderte eine tiefe Gluth.

„Nächstens werde ich Missionär, die Welt vom Reiche des bösen Ahriman zu überzeugen,“ sprach er mit düsterem Lachen, das seinem hellen Wesen auf-

gezwungen schien. „Die heidnischen Perser haben Recht: Ahriman's tückische Herrschaft ist unbestreitbar, — an diesen höllischen Gesellen hat der gute Ormuzd die Weltregierung abtreten müssen. — Also, — auch dieses verlorene Plätzchen süßer Waldeseinsamkeit wird mir verbittert! Hohlheit und Falschheit, Arglist und Bosheit meiner gebildeten Gattung erregen Ekel, — und hier erwarten Schauspiele und Eindrücke voll Leid und Schmerz!"

Er schraubte den Stock zusammen, legte das Malergewand über die Schulter, schob die Mappe unter den Arm und sah flüchtig durch die Lichtung nach dem Rhein. Um den Kahn vor Hartungs Insel bewegten sich Gestalten, ein Segel wurde aufgesteckt. Die Menschen, der Kahn, Bäume und Gebüsche der Insel tränkte ein sanftes Roth der niedergehenden Sonne. Den Künstler freuten nicht die rosigen Farbenspiele, er wandte sich und blickte finster auf den Pfad, der ihn langsam zurückführte.

Die anhebende Dämmerung brachte keine Kühlung, die Gluth der Tageshitze verwandelte sich in erstickende Schwüle. Durstig ragten die Bäume, sogar die Zünglein der Weiden lechzten, und ihre Zweige bogen sich, wie Trauerweiden. Der Maler ging und stand zwischen dunklen Stämmen und Gebüschen. Auch sein

edel geschnittenes Haupt bog sich herab, — nicht in Folge drückender Schwüle, sondern im Ringen gegen trostlose Eindrücke.

Durch die Baumkronen leuchtete zuweilen ein rasch verfliegendes Glühen, wie heißer Athem und banges Schmachten alles Lebenden. Das Glühen und Flammen wurde kräftiger, anhaltender, häufiger und erzwang die Beachtung des Sinnenden. Er sah empor, Sträucher und Zweige standen schwefelfarbig in röthlichem Aether, und aus der Ferne dröhnten schwere Schläge. Er ging schneller, einen Ausblick zu gewinnen. Wenige Schritte vom Auslaufen des Pfades in den Park öffnete eine Lichtung freie Aussicht auf den Horizont. Von Westen zogen finstere Wolkenmassen heran, sie schnitten scharf des Himmels Bläue und bildeten Berge mit Hörnern, spitzigen Zacken und Abgründen. Die letzten Sonnenblicke zeichneten goldene Ränder um die Stirnen der Wolkenberge, und der Maler sah noch flüchtig einige Gletscher vom Abendglühen übergossen. Dann brachen Feuerströme hervor, und die ganze erschütternde Großartigkeit eines schweren Wetters entwickelte sich.

Am Geländer des Rheindammes lehnten einige Männer, nicht ohne Sorgen des Himmels feurige Rüstungen betrachtend. Auch Bäume und Gebüsche

harrten regungslos des Kommenden, von keinem Lufthauche erlöst aus starrem Banne des Schweigens.

Im Geleise des Parkweges, welcher den Damm berührte, hielt ein stattlicher Wagen mit zwei prächtigen Rappen bespannt, die unruhig scharrten und schnaubten.

„Eben stößt der Baron von der Insel,“ rief ein Mann vom Geländer dem Kutscher zu. „Schwerlich kann er landen, bevor das Wetter losbricht.“

Und der Rossenlenker brummte ärgerlich über die Aussicht, gründlich gewaschen zu werden.

„Das Wetter hat Sturm, — dort seht vor den Bergen die ungeheuren Staubmassen!“ sagte ein Anderer, in die Ferne deutend.

„Ja, — ja, dem Baron könnte etwas begegnen,“ prophezeite ein Dritter. „Bricht der Sturm los, dann werdet ihr die Nußschaale tanzen sehen.“

„Pah!“ rief geringschätzend ein Anderer. „Hartung versteht das Steuern. Richtig, — seht, er selber greift zum Ruder, — der Bediente zieht das Segel ein, — das ist klug.“

„Die Baronesse sitzt auch im Kahn, — das schönste Mädchen im Lande.“

„Und das beste!“ ergänzte ein Anderer.

„Jawohl, — das beste; denn sie hat ein Herz für

die Armen," bestätigte ein Hinkender. „Wäre sie nur wohlbehalten am Lande."

„Da haben wir's, — der Sturm ist da," rief der Prophet. „Dort seht über den Rhein, wie er die Bäume schüttelt, — hört nur, wie das rauscht und braust!"

Während die Männer den Kahn beobachteten, sah der Maler in das nahende Wetter. Gewand und Mappe hatte er niedergelegt, die Arme überschlagen und sich den Eindrücken der feuerspeienden, donnernden Massen hingegeben.

Unablässiges Krachen, Rollen und Brausen. Die Luft stand in Flammen, die Erde bebte. Und je erschreckender die wüthenden Naturgewalten heranrasten, desto feierlicher wurden die Züge des Künstlers. Weit öffneten sich die großen, lichten Augen, und das vorige gedrückte Wesen war einer hochgespannten Erregung gewichen. Wie ein Knabe hatte er zum Falter gesprochen, wie ein Kind den Tod der Braunen und des Sängers beklagt, und jetzt stand er, ein majestätisches Leuchten um das Haupt, vor dem Wetter. Die Blitze entzündeten schlummernde Ideen in seiner Künstlerseele, und die zermalmende Wucht empörter Himmelskräfte donnerte erhabene Gedanken auf die empfänglichen Tafeln seines Geistes. Ungewöhnlich und

weit ab vom Alltäglichen war des jungen Mannes Fühlen und Erfassen, im Kleinen wie im Großen.

Die Befürchtung der Männer drohte sich zu erfüllen, höchst bedenklich schwankte der Kahn. Und als den vorausjagenden Furien der Winde ein rasender Orkan folgte, da wuchs die Gefahr. Baron Hartung führte zwar mit Kraft und Kenntniß das Steuer, allein er konnte das Tanzen des Nachens auf hohen Wogen, und dessen Hinabfallen in aufgewühlte Tiefen nicht verhindern. Verlor er nur einen Augenblick den Curs vor dem Winde, dann war es um Alle geschehen.

Die Leute am Geländer hatten sich vermehrt. Vorübergehende sahen die gefährliche Lage der drei Menschen auf dem Rücken des ergrimmten Rheines, und es lockte sie, den Ausgang zu erwarten.

Der Maler hatte bisher den Kahn nicht bemerkt. Sein Geist spielte mit Blitzen, flog in Feuerströmen, stürmte mit dem Orkan und gab den Wolken allerlei Formen abentheuerlicher Ungeheuer. Da nun jenseits des Rheines Fluthen niederstürzten und die Wolken eine graue Mauer vom Himmel bis herab zur Erde bauten, die Blitze pausirten und die Donner schwiegen, so wurde die Seelenspannung des Künstlers gelöst. Auch er sah die bedrohten Menschen in den schwachen

Brettern, und der Anblick riß ihn plötzlich aus dem Erhabenen in die Rührung. Er sah die Schiffenden ab- und auftauchen, er sah flatternde Gewänder einer hellen Mädchengestalt, die ihn um Hilfe riefen, und hörte, wie der schäumende Rhein brüllte nach den Opfern. So blickte der Empfindsame in die Scene. Er sprang unter den Bäumen hervor nach dem Strande. Dort sah er weiter unten die harrenden, erwartungsvollen Gruppen. Er sah heftige Bewegungen der Männer und hörte vom Orkan zerrissene Menschenlaute. Er sah die Wogen wild an den Steinen emporspringen und Schaumflocken an das Land speien.

Auf wenige Schritte war der Kahn dem Lande nahe. Der Maler athmete auf, er hielt die Bedrohten für gerettet. Allein er kannte nicht die Tücken und Bosheiten des gereizten Stromes. Vom Wogendrange erfaßt, wurde der Nachen gegen die Steine geschleudert, der Schnabel saß fest, der hintere Theil tauchte hinab, und die Heftigkeit des Stoßes warf den Baron rücklings in die Fluthen. Laut auf schrieen die entsetzten Menschen. Das Fräulein stürzte mit einem durchdringenden Angstrufe zusammen, rasch von zwei Männern ergriffen, die es aus dem Schifflein gehoben und nach dem Wagen trugen. Der Bediente lief händeringend am Gestade und sah flüchtig seinen Herrn

zwischen fallenden und steigenden Wogen. Viele Männer schrieen nach Stangen; denn wiederholt hatte der Baron die Hand empor gestreckt.

„Er ist verloren!" sagte ein Handwerker. „Der beste Schwimmer wäre verloren in diesen Wirbeln."

„Ja, ja, — die Gewalt der Wogen ist allzu stark," bestätigte ein Anderer. „Unsinn wär's, sein Leben einzusetzen."

„Dort ist die Hand wieder, — Hilfe, — Hilfe!" jammerte der Bediente.

An den Männern vorbei stürmte der Maler, und mit weitem Satze sprang er in den wüthenden Strom. Das sahen die Menschen mit Entsetzen. Und das Erschütternde des Augenblickes zu steigern, fuhr ein blendender Wetterstrahl in den Rhein, hochauf spritzten die Wasser, schrecklich krachte es nieder aus den Wolken, Beifall donnernd dem kühnen Sohne der Musen. Dieser war augenblicklich verschwunden, sogleich aber tauchte er wieder auf. Sein Haupt schwebte über einer Welle, seine Hand warf das Lockenhaar aus dem Gesichte und sein Auge spähte nach dem Unglücklichen.

„Dort ist er, — zwei Ellen vor Ihnen," rief eine Stimme.

Der Schwimmer wandte sich, er sah Hartungs Haupt emportauchen, bewältigte mit erstaunlicher Kraft

die Wogen, und wie er nach dem Haupte griff, versank es. Auch der Maler tauchte unter.

Die Menschen standen und spähten mit erregten Gesichtern. Vom Himmel nieder stürzten Gewitterfluthen in solcher Macht, daß auf einige Schritte der Ausblick beschränkt blieb.

„Beide sind verloren!“ versicherte ein Mann. „Es war unbesonnene Tollkühnheit, bei diesem Sturmwetter einen Rettungsversuch zu wagen.“

„Wer war es, der hinein sprang?“ frug ein Anderer.

Niemand wußte es.

Noch standen sie erschüttert und sahen stumm in die Gewässer, da jubelte es stromabwärts: „Gerettet, — gerettet!“

Alle liefen nach dem Orte. Der Baron lag auf dem Rücken am Strande, das Haupt auf den Knieen seines Bedienten, der unausgesetzt schrie wie von Sinnen:

„Gerettet, — gerettet, — ach, mein lieber guter Herr! Gerettet, — Gott sei Dank, — gerettet!“

„Ist noch Leben in ihm?“ frug ein Besorgter.

„Gewiß, — gewiß!“ versicherte der Diener. „Mehrmals hat er schon Wasser ausgespieen, — hat mich

auch etwas verwundert angesehen, und dann die Augen wieder geschlossen. Er lebt, — er lebt, — seht ihr!“

Der Baron regte sich.

„Meine Freunde, helfen Sie, meinen Herrn nach dem Wagen tragen.“

---

## Der Unbegriffene.

Während hilfreiche Arme den Baron Hartung nach seinem Wagen trugen, eilte der junge Mann, weich in seinen Empfindungen, wie ein Kind, und stark, wie ein Held in unternehmender Kühnheit, nach den Weiden. Dort zog er den Malerkittel über triefende Kleider, suchte seinen Hut, der seitwärts in einer Gabel hing, und verschwand im Parke, bevor noch der Gerettete seinen Wagen erreichte. Eine Strecke weit ging er rasch, offenbar in der Absicht, unbemerkt von dem Orte seiner That zu verschwinden. Dann schritt er langsam durch die Straßen und ließ sich vom niederrauschenden Regen mit der größten Gemüthsruhe durchweichen. Zuweilen flog ein helles Lächeln über sein Antlitz, er sah auf die rinnenden Bäche seines Gewandes, und hörte vergnügt das Gluckſen seiner Stiefel. Endlich trat er in ein hohes, stolzes Haus, wo Gasflammen unter der Einfahrt brannten, stieg

eine breite, mit Teppichen belegte Treppe empor, und schritt über einen beleuchteten Corridor, — triefend, quatschend und gluckſend. Dort eilte eine Gestalt in Livré entgegen, und zwar mit den Zeichen großer Bestürzung.

„Mein Gott, — gnädiger Herr, — Sie in diesem Wetter?"

„Stille, Franz, — nur keinen Lärm! Wollte einmal ein Gewitterbad nehmen, — ein Tuschbad aus den Wolken. Durchgeweicht bis auf die Haut, — und ich sage Ihnen, Franz, ungemein wohl thut mir das Bad."

Sie waren in ein elegantes Zimmer getreten. Der Bediente lief nach Wäsche und Kleidern. Der „gnädige Herr" streifte den Malerkittel ab, fingerte an der Weste und fand nun, daß sich die Uhr des Geretteten seiner Kette angegliedert hatte. Im Ringen gegen Wellen und Strömung war ein Theil der Kette Hartungs mit der seinigen verwickelt worden und dann sammt der Uhr abgerissen. Er legte das Verschlungene bei Seite, und man konnte wahrnehmen, daß er die Dinge vor dem Diener zu verbergen trachtete.

„Danke, Franz, danke! Stellen Sie in mein Studirzimmer eine Flasche alten Rothwein, nebst Zwieback."

„Bordeaux, gnädiger Herr?"

„Nein, deutschen, — Aßmannshäuser. Und dann, Franz, kein Wort meinen Eltern von dem Tuschbad. Man könnte das unschicklich finden, und meiner lieben Mutter dürfte der Einfall Sorgen machen, wegen möglicher Erkältung.“

Franz verschwand mit einer gehorsamen Verbeugung.

Der Maler wechselte flink den Anzug und behandelte mit erstaunlicher Kürze und Oberflächlichkeit die Ansprüche der Toilette. Dann griff er nach dem goldenen Knäuel von Ketten, Uhren und Medaillons, öffnete eine Tapetenthüre und stand in seinem Arbeitszimmer. Von Beschäftigungswerkzeugen eines Malers keine Spur. Wohl bedeckte eine werthvolle Sammlung von Gemälden die hohen Wände, Raphael, Titian, Dürer und andere Meister waren vertreten, freilich nur in Copie, — allein diese Copien selbst erschienen als Meisterwerke und mochten nur Kenner die Nachahmung vom Original unterscheiden. Zwischen den Gemälden dehnte sich anspruchsvoll hinter Glasscheiben in Prachteinbänden eine kleine Bibliothek, größtentheils geschichtliche Werke, und ein Band von Gfrörers verdienstvollem Gregor VII. lag geöffnet auf dem Schreibtische. Die wenigen Möbel des geräumigen Zimmers huldigten in Schnitt und Gestalt nicht der

Mode, sie mochten nach Zeichnungen des Künstlers entstanden sein. Die hohen Rücklehnen der Stühle und Sessel, die Gurten und Pfeiler an Kästen und Schränken zierten geschmackvolle Schnitzarbeiten. Eine Tischplatte trugen drei abentheuerliche Gestalten, deren Oberkörper in einen gemeinsamen Schlangenleib zusammenflossen, sogar um den Schreibtisch wandelten Kobolde und Zwerglein.

Rothwein und Zwieback harrten auf einer silbernen Platte. Der Künstler füllte den Krystall mit aßmannshäuser Blut, hielt ihn einen Augenblick vor das Licht und schlürfte mit Genuß den Becher bis zur Leere. Er füllte zum zweiten Male und tunkte eine Schnitte Zwieback. Dann griff er zu den Uhren.

„Sonderbar, — beide Werke sind noch in Gang, nicht einmal die Gläser zerbrochen! Was ist das hier?"

Eine goldene Kapsel lag in seiner Hand. Er suchte nach der Feder, der Deckel sprang, und nach einem Blicke in das Gehäuse malte sich bedeutende Ueberraschung in seinen Zügen.

„Ein wunderbares Bild!" sprach er mit wachsendem Erstaunen. „Offenbar ein Liebfrauenbild. Solch einen Mädchenkopf gibt es ja nicht auf Erden. Mein Gott, — unser modernes Frauengeschlecht neben dem Geiste dieses himmlischen Hauptes!"

Er saß in den Anblick des Bewunderten versenkt.

„Ist diese Photographie einer Madonna von Raphael entnommen? Nein, — ich kenne sie alle. Ueberhaupt gehört diese Dichtung nicht der italienischen Malerschule. Offenbar deutsches Gemüth, deutsche Tiefe und Innigkeit. Hollbein, — Dürer? Unmöglich! Es fehlt die altdeutsche Mütterlichkeit. Das Meisterwerk eines Neueren also, — und mir sollte das Original entgangen sein? Dresden birgt diesen Schatz nicht, — auch nicht München, nicht Wien, nicht Berlin, — keine bekannte deutsche Gallerie. Sollte etwa der beneidenswerthe Vater dieser Schöpfung in Paris leben? — O wie herrlich! Ein Juwel der zartesten Jungfräulichkeit, der holdesten Anmuth, eines engelgleichen Liebreizes! — Armer Künstler!" sprach er gerührt. „Wer solch ein Bild dem reinsten und erhabensten Empfinden abgewonnen, der muß sich fremd fühlen in dieser kalten Wirklichkeit, — unglücklich im Zeitalter der Maschinen, der Reifröcke, der Chignons und der Kugelspritzen."

Die Thüre ging leise. Er schloß rasch die Kapsel und schob sie in die Tasche. Dann verbeugte er sich vor einem schönen Weibe, das weder Crinoline, noch Chignon trug.

„Du wurdest vom Wetter überfallen, Raphael?"

frug sie, ihr sanftes Auge in mütterlichen Sorgen auf den Sohn heftend. „Wie Deine Wangen glühen, und Dein Haupt ist naß.“

„Zanke nicht, liebe Mutter!“ bat er. „Du siehst ja, mir ist wohl, und der Segen aus den Wolken erquickte meine abgespannten Glieder.“

„Vielleicht um den Preis einer Erkältung,“ erwiederte sie. „Stürme und Wetter schadlos zu ertragen, bist Du nicht abgehärtet. Sei doch nicht unvorsichtig, mein Kind, und verscherze nicht das Kleinod Deiner Gesundheit nutzlos.“

Während sie das sprach, ruhte ihr Blick mit dem Ausdrucke einer so hingebenden Liebe auf ihm, wie er nur aus Mutteraugen hervorleuchten kann. Der Scharfsicht des Künstlers entging dieser Ausdruck nicht, — und auch ein anderer nicht, der sich zu verbergen strebte: ein Zug des Kummers und geheimer Besorgniß. Wiederholt hatte sie seine Eigenart getadelt, und er kannte Schmerz und Angst des Mutterherzens über seine unbegriffene Lebensrichtung. Wieder las er das mütterliche Bangen in ihren feinen Zügen, und er stand tief bewegt vor der Besorgten.

„Meine liebe Mutter, vertraue mir! Gesund bin ich an Geist und Leib, — kerngesund. Du hast mich behütet von dem ersten Tage meines Daseins, bis

heute, — Sorgen und Mühen um Dein Kind, Liebeserweise und Opfer sind unzählbar. Nun freue Dich der Bildung meiner Seele; denn was ein Mensch hat, Gutes oder Schlimmes, dazu hat die Mutter den Keim gelegt. Kannst Du auch mein Wesen nicht erfassen, lieb Mütterchen, — Deine fromme Zucht bewahrt vor dem ekeln Geiste der Gegenwart, und nie soll ein grober Fehler des Sohnes Dein reiches, tiefes Mutterherz betrüben."

Er bog sein Knie, ergriff ihre Hand und küßte sie. Und die glückliche Mutter stand ergriffen, Thränen in den Augen, und nicht im Stande, ein Wort zu sprechen. Sie legte segnend ihre Hand auf sein Haupt und brachte mühsam hervor: „Bleibe gut, mein Kind, — Gott schirme Dich!"

Er stand heiter auf, — aber selbst der Mutter verschwieg er die große That von heute.

„Willst Du meine Arbeit dieses Nachmittages sehen, Mutter?"

„Jetzt nicht, Raphael! Wir haben Besuch, Dein Pathe. Du weißt, wie glücklich ihn Deine Gegenwart macht."

„Ich komme unverweilt, — habe nur die nassen Blätter der Mappe zum Trocknen auszulegen."

Sie ging. Er sah feierlich ernst auf die geweihte Stelle, wo sie gestanden.

„O Mutter, du höchster Schatz eines Menschen auf Erden!“ sprach er begeistert. „O Mutter, du opferreiche Wächterin des Säuglings, du schützende Hut des Kindes! O Mutterherz, du getreues Ebenbild der ewigen Güte! Freunde hat der Mensch viele, auch Weib und Kinder und Gatten, — allein er hat nur eine Mutter. — Mir entgeht die zarte Sorge nicht um deinen Sohn, meine liebe Mutter, auch nicht deine rührende Angst für mein Wohl. Niemals soll deine Seele weinen über einen Unwürdigen, den dein Leib genährt und dein reiner Geist erzogen. O Mutter, du Sonne meines Lebens, erlösche nicht, erwärme mein Dasein bis zum Ende! Was den Pflanzen Licht ist und den Blumen Himmelsthau, das bist du meinem Leben.“

Er hob die Hände bittend zu dem Gekreuzigten, von Dürers Meisterhand gemalt, und Thränen füllten seine schönen Augen.

„Auch Du, mein Heiland, Du göttlicher Sohn einer jungfräulichen Mutter, Du hast noch in Todesangst und blutigen Martern Deiner liebsten Mutter gedacht! Deine Jünger und Apostel waren geflohen, bis auf Einen, — Tausende hattest Du belehrt, ge-

rettet, wunderbar geheilt, Alle haben Dich verlassen, — nur Deine Mutter nicht! Sie stand unter Deinem Kreuze in namenlosen Schmerzen, und als die Sonne erblaßte, die ganze Schöpfung erbebte und die Erde wankte, da blieb unerschütterlich ihre Mutterliebe. Und Deine letzten Worte, Allmächtiger, sie athmeten Kindesliebe und zärtliche Sorge für Deine Mutter. Ewiges Wort, Du hast am Kreuze die Mutter über alles auf Erden hoch emporgehoben, was dem Menschen hienieden theuer ist, — o mein Heiland, erhalte mir meine Mutter, meinen Schutzgeist, so lange mein Erdenwallen Dir genehm ist."

Er senkte das Haupt über die gefalteten Hände und betete, wie ein frommes Kind.

Raphaels Mutter war in den Salon zurückgekehrt. Auf dem Sopha saß ein greiser Herr mit gutmüthigem Gesichte, Carl von Schwertschlag, Raphaels Pathe. Er liebte den Täufling außerordentlich und war unerschöpflich in Erfindungen für des Künstlers Zerstreuung und Wohlergehen. Auch ihm erregte Raphaels ungewöhnliches Wesen Bedenken, das ihn, neben der Alltäglichkeit, wie ungesunde Gefühlsschwärmerei beängstigte. Ihm gegenüber saß Raphaels Vater, Max Freiherr von Ehlingen, ein stattlicher Mann in den besten Jahren, vormals

höchster Beamter der Provinz, jetzt Privatmann. Herr Max, von adeliger Gesinnung und strenger Rechtlichkeit, wollte seine Hand nicht bieten zur Ausführung bureaukratischer Gewaltthaten des modernen Staates und liberaler Tyrannei, darum entsagte er einem vielbegehrten Amte.

Bevor die Freifrau, in mütterlichen Sorgen um den Sohn, das Zimmer verlassen, war Raphael der ausschließliche Inhalt des Gespräches gewesen.

„Tage lang arbeitet er oft im Atelier eingeschlossen, so tief versenkt in künstlerisches Schaffen, daß er Speise und Trank vergißt, klagte sie. Erscheint er gegen Abend im Familienkreise, dann ist er schweigsam und würdevoll, wie ein Priester. Die Welt bietet ihm gar nichts, sie ärgert ihn. Allen Vergnügungen weicht er aus, sogar die Vorträge im Kunstverein besucht er nicht mehr, weil so wenig Verständniß für das Schöne dort herrsche, ungesunder Realismus sich breit mache, die Kunst erniedrigt werde zur Magd des befleckenden Zeitgeistes."

„Hat er nicht Recht, unser Raphael?" warf der Freiherr kurz hin, ohne die Zeitungslektüre zu unterbrechen.

„Oft geht er einher, wie Hamlet, so schwermüthig,

so räthselhaft," fuhr sie fort. „Dann wieder ist er heiter, ungewöhnlich heiter, bis zur Ausgelassenheit. Auch seine Heiterkeit ist eigen, sie gleicht zuweilen dem Frohsinn eines Kindes, und er zählt doch dreiundzwanzig Jahre. Wiederholt habe ich ihn belauscht, wie er mit gemalten Personen spricht, als lebten sie, — wie er in Zorn geräth, oder gar in Thränen ausbricht vor der bemalten Leinwand. So lange ihn „Germanias Mörder" beschäftigten, kam er gar nicht aus einer heftigen Erregung und Reizbarkeit heraus. Die Gegenwart schien ihm nicht vorhanden, er lebte im engsten Verkehr mit seinen historischen Gestalten, und die Macht künstlerischer Stimmung entriß ihn vollständig dem Laufe des gewöhnlichen Lebens."

„Dafür sind auch „Germanias Mörder" eine Schöpfung von einer solchen Großartigkeit der Auffassung, und von einer Genialität der Composition, daß sie Alles in Schatten stellen, was ich in diesem Fache gesehen habe," lobte der Freiherr.

„Denken Sie nur," versicherte die Mutter dem lauschenden Pathen, „er hat ein hölzernes Gerüste mit zwei Flügelthüren um das Gemälde fertigen lassen und dasselbe verschlossen. Beharrlich verweigert er den besten Bekannten das Anschauen des Bildes, und die rühmende Kunde, welche hievon in die Oeffent-

lichkeit gedrungen, verletzt und ärgert ihn. Auch das ist ungesund und erweckt mir Besorgnisse."

„Ohne Grund, Leonore!" sprach der Freiherr. „Raphael verachtet das Rühmen einer öffentlichen Meinung, die gar oft Anerkennung verschwendet und Lob an das Unwürdige. Und dann ist fraglich, ob ein verderbter Zeitgeist, der sich geschmeichelt fühlt durch nobel herausgeputzte Frivolitäten und gemeine Lüsternheit, Raphaels erhabene Schöpfung erfassen und begreifen könnte. — Stört nicht den Künstler in seinem Reiche! Laßt ihm den Genuß seines Himmels, verscheuchet nicht dessen Frieden durch den wüsten Lärm der Welt."

„Sie werden aber doch zugeben, mein lieber Ehlingen," wandte Herr von Schwertschlag ein, „daß unser Raphael wunderlich ist, — ungewöhnlich, — seltsam. Auch können Sie den Keim einer beginnenden Geisteskrankheit nicht bestreiten."

„Alles bestreite ich, — nichts gebe ich zu, — gar nichts, — nicht einmal das „Ungewöhnliche" nach Ihrer Auffassung," widersprach lebhaft der Vater. „Raphael ist ein reich begabter Geist, — ein Genie, das sich abgestoßen fühlt von dem schmutzigen Strome der Zeit. Daher seine Abgeschlossenheit. Und was Ihr Beide „krankhaften Zustand" nennt an ihm, das

schreibt meinetwegen auf Rechnung genialer Wunderlichkeiten. Wenn er den Chignon verabscheut, und der geistlose Realismus in der Malerei ihm Zorn erweckt, so ist das ein Beweis seines guten Geschmackes. Und wenn er Tage lang unter widerlichen Eindrücken leidet, wenn er in Trauergewändern einhergeht, die er über sein helles Wesen gezogen, so beweist auch dies keinen krankhaften Geisteszustand, sondern eben nur die Tiefe und seltene Zartheit seines Empfindens."

„Du kannst aber doch nicht läugnen, Max, daß er zuweilen nervös erregt ist?"

„Nun ja, — meinetwegen!"

„Und daß nervöse Zustände bis zum Irrsinn sich steigern können," fiel der Pathe ängstlich ein.

„Auch das im Allgemeinen zugegeben, — nicht aber in der Anwendung auf meinen Sohn, dessen Körper und Geist in bester Gesundheit blühen."

„Wie gerne möchte ich beistimmen!" seufzte Schwertschlag mit traurigem Neigen des Hauptes.

„Du bist allzu sicher, Max! Und mir will oft das Herz brechen über das unerklärbare, täglich wachsende Leiden unseres Kindes," sprach Frau Leonore mit thränenschweren Augen. „Den Hausarzt habe ich consultirt. Er bestätigte die Möglichkeit

einer ansetzenden Geistesstörung, und forderte eine zerstreuende Reise. Absolut ist nothwendig, sagte der Doctor, daß Raphael für einige Zeit Pinsel und Palette bei Seite legt. — Schonungsvoll suchte ich ihn zu gewinnen für den ärztlichen Rath. Er widerstrebte aus allen Kräften, und selbst seine Gründe gegen das Reisen sind wunderlich. — „Du kennst meinen Ekel, liebe Mutter, gegen Gasthäuser und Eisenbahnen. In den Gasthäusern ist zwar Alles zierlich und geleckt, — aber unter diesem Firniß grinst es mich an, wie geistiger Moder und abschreckende Häßlichkeit.“ — Sind das gesunde Ansichten? Und von Beschränkung seiner Arbeiten wollte er gar nichts hören. „Ist mir versagt, dem inneren Drange zu folgen,“ erklärte er, „dann schafft und bildet es in meinem Geiste wider Willen fort, — und weißt du, Mutter, ein geheizter Dampfkessel, dessen Klappe verschlossen wird, muß zerspringen.“

„In All dem liegt gar nichts Bedenkliches,“ vertheidigte Herr von Ehlingen. „Raphael ist nicht der Einzige, dem Gasthäuser und Eisenbahnen widerstreben. Rossini benützte niemals eine Eisenbahn, sein Fuß hat niemals einen Dampfwagen betreten. Darum fährt der alte Herr von Paris nach Wildbad in einer Kutsche. Keinem Menschen fiel es aber ein, den be=

rühmten Componisten deßhalb für geisteskrank zu erklären. Und was die Explosion betrifft, so hat es hiermit ganz seine Richtigkeit. Darum laßt ihn dichten und schaffen nach Herzenslust! Und Ihr Beiden quält euch nicht mit überflüssigen Aengsten."

Der Pathe bewegte unüberzeugt und sorgenschwer das ergraute Haupt.

„Für mich besteht die schmerzliche Pflicht, den sorglosen Vater näher aufzuklären," sagte er. „Folgendes wird Sie überzeugen, daß Raphaels Geisteskrankheit unbestreitbar ist. — Vor einigen Tagen gingen wir einen Feldweg durch prangende Fluren. Raphael war ganz außerordentlich heiter. Mit einem Male blieb er stehen und blickte starr vor sich hin. Im Grase zappelte es. Ein Laufkäfer hatte einen lebenden Wurm in den Zangen und nagte an dem Reptil. Der Wurm krümmte sich in Schmerzen, — der Käfer fraß ungestört weiter. Diese Erscheinung, von Millionen kaum beachtet, versetzte Raphael in tiefste Trauer."

„O wie jammervoll!" rief er. „Sehen Sie doch, mein Pathe, — sehen Sie, ein hilfloses Geschöpf wird lebendig aufgezehrt, langsam zu Tode gemartert!"

„Sei doch nicht absonderlich, mein Kind!" sagte ich. „Was sich da krümmt, ist ja nur ein Wurm."

„Wohl, nur ein Wurm!“ entgegnete er in wachsender Trauer. „Allein der Wurm hat auch Leben und Empfindung, — Sie sehen es an seinen qualvollen Windungen. Und wäre das menschliche Gehör nicht allzu plump und taub für sein leises Klagen, der Mensch würde erschauernd diese Klagetöne hören.“

„Einbildungen, Raphael!“ rief ich mit erzwungenem Lachen. „Du würdest am Ende sämmtlichen Käfern, Würmern, Raupen und allem Ungezieder Freibriefe ausstellen, und das Leben für den Menschen unausstehlich machen. Durch Entstehen und Vergehen, durch Tod und Verderben erhält sich die natürliche Ordnung. Gibt es nicht Vögelarten, die nur vom Tödten der Mitgeschöpfe leben? Ist nicht auch der Mensch angewiesen, durch Tödtung kleiner und großer Thiere zur Fristung seines irdischen Daseins? — Aber ich hatte die Sache nur verschlimmert. Er sah auf mich, so melancholisch und schmerzvoll, daß es mir durch die Seele schnitt.“

„Sie haben Recht: — ein einziges Leben ist der Preis für hundertfaches Sterben,“ sagte er. „Die natürliche Ordnung ist gegründet auf Tod und Zerstörung. Eine schreckliche Welt!“

„Dann befreite er den Wurm, grub ein Loch in feuchten Grund und rettete ihn dort hinein.“

„Sehen Sie, wie der grausame Mörder entflieht?" sprach er, auf den Käfer deutend. „Und wie schön dieser arge Geselle ist! Glitzernden grünen Harnisch, blutrothe Beine mit scharfen Krallen. Ein Abbild seiner menschlichen Gesinnungsgenossen, deren Herzen kalte Grausamkeit umpanzert, deren mörderische Krallen Tausende hinwürgen auf Schlachtfeldern, — und dies nicht aus Nothdurft, nicht zur Fristung des Lebens, sondern aus Herrschsucht und Raubgier, aus Stolz und Blutdurst. — O Erde, du Thal der Thränen, du Schauplatz namenlosen Elendes und schauervoller Dinge!"

„So redete und klagte er noch eine Weile fort. Dann versank er in Schweigen und Schwermuth. — Nun frage ich Sie, mein lieber Chlingen, ist das Alles nicht überspannt? Nicht ein höchst bedenklicher Seelenzustand?"

„Weder bedenklich noch überspannt, lieber Freund! Raphael sieht durch das Mikroskop seines idealen Empfindens und darum weit schärfer und genauer, als wir Alle. Die Erde ist ganz das, was er sagt, — ein Jammerthal!"

„Gut! Da wir nun leben müssen in diesem Jammerthal, so ist nothwendig, unseren Raphael dem Reiche des Idealen möglichst zu entreißen. Ich hätte

so einen Plan, — die gnädige Frau ist einverstanden. Möchte mein Plan auch Ihre Billigung finden!"

„Darauf war es abgesehen?" sprach lächelnd der Freiherr. „Nun, der Plan hätte einer so gründlichen Einleitung nicht bedurft. Lassen Sie einmal hören, mein lieber Schwertschlag!"

„Sehr einfach, — um es kurz zu sagen: Raphael muß sich verheirathen. Die Ehe ist jedenfalls die beste Arznei gegen überschwänglichen Idealismus."

Der Vater lachte.

„Um Vergebung, Schwertschlag! Stelle ich Ihren Plan neben Raphael, so erscheint mir derselbe, Ihr Heirathsplan nämlich, überaus komisch. Sie kennen doch Raphaels Ansichten in diesem Punkte. Mit Chignon, Crinoline, Frauenbaretten, gemalten Wangen und anderen Mahnzeichen an den Seelengehalt der modernen Frauen, können Sie ihn sogar aus dem Atelier hinaustreiben. Indessen," — schloß er einlenkend, „da Ihr Beide diesen Plan reiflich erwogen und für heilsam gefunden, so bin ich demselben gerade nicht entgegen. Die Schwierigkeit bestände nur darin, ein Mädchen zu finden, ebenbürtig unserem Raphael in Gesinnung, Geburt und Fleckenlosigkeit."

„Bereits gefunden, mein lieber Chlingen, bereits

gefunden," erklärte eifrig der Pathe. „Ida von Limbach, hier bei Verwandten auf Besuch. Ich kenne die Familie Limbach, — reich, angesehen, unbescholten. Und Ida ist von seltener Schönheit, — achtzehn Jahre, — sehr klug, — spricht drei Sprachen, — von reinem Wandel, — viel umfreit von Söhnen aus guten Häusern."

Der Freiherr sah in die lebendigen Züge des Pathen und vermochte kaum, sein Lächeln zu bezwingen.

„Dann käme die zweite Schwierigkeit," sagte er. „Sie wissen, mein Sohn besucht weder Bälle, noch Theegesellschaften, noch andere Gesellschaften, in denen sich Frauen bewegen. Wie soll nun die erste Masche des zarten Gewebes gesponnen werden?"

„Sehr einfach und absichtslos," antwortete Schwertschlag mit steigendem Eifer. „Raphael liebt die Bienen und deren geschäftiges Treiben. Nächste Woche stelle ich meine Italiener auf den Flug. Es gibt ein kleines Gartenfest. Ich lade Sie dazu ein. Ida und deren Oheim mit Familie werden nicht fehlen. Und dann sollen Sie sehen, Freund Max, wie eine gesunde Leidenschaft unseren Künstler packt, — wie er geheilt wird von aller krankhaften Ueberspanntheit," — und der Pathe rieb vergnügt die Hände.

„Das wird interessant,“ sprach der Freiherr lächelnd. „Sie haben sich zwar vergebens bemüht, lieber Schwertschlag, — ich kenne meinen Sohn. Doch wir kommen. Sie werden sich überzeugen, ob vor Raphaels Engelsaugen die gerühmte Schönheit besteht.“

## Baron Hartung.

Außerhalb der Stadt, prachtvoll gelegen, von gedehnten Gartenanlagen, Feldern und einem winzigen Park mit einem See umgeben, erhebt sich in heiterer Eleganz die Villa des Barones Hartung.

Vor Jahren war plötzlich der fremde Herr aus unbekannten Fernen in das Land gekommen, hatte die Villa gekauft, bedeutend verschönert, angrenzenden Boden erworben, denselben in Weingelände und Anlagen verwandelt, einige Sääle für seine bedeutende Gemäldesammlung gebaut, und sich dann in dieses begehrenswerthe Tuskulum zurückgezogen.

Hartung lebte stille dahin, besuchte zuweilen die Oper, selten ein Concert, noch seltener eine Gesellschaft. Dennoch wußte man, der Baron sei ungeheuer reich, ein Enthusiast für Malerei und der Vater einer Tochter von unbeschreiblicher Schönheit. Ferner berichtete Frau Fama, der Baron habe frühe seine Gattin verloren, beweine heute noch deren Ver-

lust, den er für unersetzlich halte, und deßhalb in keine zweite Ehe trete. Seine Tochter Amanda liebe er noch mehr, als seine Gemälde, habe jedoch den merkwürdigen Entschluß gefaßt, jeden brautfahrenden Werber abzuweisen, er sei denn ein Künstler von hohem Rufe. Dieselbe Dame, Fama nämlich, hatte ausgekundschaftet, der seltsame Tochtermann sei bereits gefunden, und zwar in Person des Grafen Ernst von Dieberg. Auch der Graf war ein Fremder, lebte zurückgezogen und stellte zuweilen Bilder, von ihm selbst gemalt, zur öffentlichen Bewunderung aus. Fachmänner schüttelten zwar die Köpfe über die gräflichen Musenkinder, und der Volkswitz behauptete, Dieberg könne nichts schöner malen, als Hunde und Salatköpfe. Hartung hingegen erkannte in den gemalten Dingen Meisterwerke, in dem Grafen ein künstlerisches Genie, und bald ging die Sage, der Baron habe, trotz seines Enthusiasmus für Malerei, ein sehr zweifelhaftes Urtheil im Reiche von Pinsel und Palette.

Täglich konnte man die hohe Gestalt Hartungs bei den Arbeitern sehen, die er roden, pflanzen und verschönern ließ. Auch das Fräulein bewegte sich in weißem Strohhut und bescheidener Toilette um den Vater, jedoch nur zu bestimmten Stunden, was

eine strenge Eintheilung der Tageszeiten voraussetzte. Dann fehlte auch Graf Ernst nicht, ein junger Mann in brennend rothem Bart und fast stutzerhafter Tracht. Obwohl die öffentliche Meinung zarte Bande zwischen dem Grafen und Amanda befestigt hatte, fiel es doch auf, daß sie nicht von des Vaters Seite wich, wenn der rothe Graf zum Besuche gekommen. Ferner wurde bemerkt, daß Amanda, mit ihrer Zofe in entfernten Theilen des Gartens lustwandelnd, augenblicklich ihre Schritte nach dem Vater lenkte, sobald sie des Grafen Wagen ansichtig wurde. Hieran knüpften erfahrene Geister die Vermuthung, das Fräulein flüchte zum Vater vor drohenden und gefürchteten Erklärungen von Seite des Herrn im rothen Bart.

Amanda theilte nicht ganz die Zurückgezogenheit Hartungs. Sie war thätiges Mitglied des Elisabethen-Vereines, eines weiblichen Zweiges des berühmten und in Werken der Barmherzigkeit unerreichten St. Vincenzius-Vereines. Regelmäßig erschien Fräulein Amanda bei den Versammlungen der mildthätigen Frauen. Sie übernahm Besuche bei armen Familien, und oft stieg sie herab von ihrer gesellschaftlichen Höhe wie ein rettender Engel zu den Stätten des Elendes. Das glänzende Gestirn Amanda, hellstrahlend am Nachthimmel des modernen Egoismus, blieb nicht

unbeachtet, und sein reines Licht stachelte den Neid Vieler, die im Finstern blieben. Dagegen erweckte ihre thatkräftige Nächstenliebe unter den Armen allgemeine Hochachtung, und Manche, die Amanda niemals gesehen, wußten rührende Anekdoten ihrer Barmherzigkeit zu erzählen.

Hartungs Erlösung aus den mörderischen Armen des Vaters Rhein bewegte seit einigen Tagen sämmtliche Zungen der Stadt. Und die näheren Umstände der Rettung aus wild empörten Wogen, unter Orkansturm und niederfahrendem Wetterstrahl, erhoben die That im Urtheile Verständiger zum kühnen Wagniß. Viele sprachen sogar von toller Verwegenheit, und Alle stimmten zusammen in dem Bewußtsein, daß sie den Baron hätten ertrinken lassen. Ganz unbegreiflich erschien es aber, wie ein Mensch sein Leben wagen, eine Heldenthat vollbringen und schließlich spurlos verschwinden konnte; denn Niemand erhob Anspruch auf den Ruhm, Uebermenschliches vollbracht zu haben. Seit zwölf Stunden las die Stadt in allen Zeitungen Hartungs Bitte an den edlen Retter, ihm die Gelegenheit des Dankes gestatten zu wollen. Der Eingeladene trat nicht hervor aus seiner Verborgenheit, — unbegreiflich, da Hartungs angebotener Dank nicht in leeren Worten, sondern in golde-

nen Geschenken sich ausdrücken wollte, — und zweimal unbegreiflich, indem Tausende den Helden des Tages auf die Bühne der Oeffentlichkeit riefen, um ihn zu beklatschen. Der Tagesmeinung erschien eine solche Gleichgültigkeit für allgemeine Anerkennung und Hartungs goldenen Dank durchaus unverständlich.

Der Baron hatte einen Tag das Bett gehütet, am zweiten empfing er die Glückwünsche einiger Bekannten. Zu diesen gehörte Jacob Wank, Besitzer einer blühenden Guanofabrik. Der Fabrikant zeigte lebhaft Theilnahme dem Geretteten und opferte dicke Wolken innigsten Beileides. Denn für Wanks düngendes Fabrikat besaß der reiche Baron bedeutende Vorurtheile, zum Beweise, daß er die Landwirthschaft ebenso gründlich verstand, und ebenso verschwenderisch bedachte, wie seine Gemäldesammlung.

„Meine Bestürzung war unbeschreiblich, weil ich keine Gewißheit über die Tragweite des Unglücks hatte" versicherte der Fabrikant. „Unverweilt sandte ich einen Boten heraus, Näheres zu erfahren, und athmete erst wieder auf, als mir Sicherheit geworden, daß Eure Gnaden vollkommen wohl seien. Dem Himmel sei Dank, — und Ihnen Herr Baron, bei Ausflügen nach der Insel, in aufrichtiger Ergebenheit etwas mehr Vorsicht empfohlen."

„Dank, mein Herr, — Dank für Theilnahme und guten Rath!“ versetzte lächelnd der Baron. „Ich finde ganz natürlich, daß Sie Ihren Kunden Selbsterhal-tung dringend empfehlen. Beinahe hätte Ihr aus-gezeichnetes Fabrikat einen eifrigen Liebhaber verlo-ren. — Darf ich Sie zu einem Glase Wein bitten?“ und er führte den Gast in das anstoßende Zimmer, wo in rothem Vollbart, einen Brief lesend, ein jun-ger Mann saß, Graf Ernst von Dieberg. Dem knixen-den Fabrikanten nickte er freundlich zu und sprach einige begrüßende Worte.

„Nun, Herr Graf, was sagen Sie zu dem Schrei-ben?“ frug Hartung.

„Der Mann will eben unbekannt bleiben,“ ant-wortete kurz der Gefragte.

„Sie werden meine Bitte in den Zeitungen gelesen haben,“ wandte sich der Baron an Wank.

„Gelesen, Eure Gnaden, gelesen! Mir durchaus unverständlich, wie ein Mensch sein Leben auf das Spiel setzen, und dann spurlos verschwinden kann. Die ganze Stadt forscht und spionirt nach dem Un-begreiflichen, — leider ohne jeden Erfolg. Das ist räthselhaft, — in der That ganz unerhört! — Und Eure Gnaden haben nicht die geringsten Anhalts-punkte? Sie haben den Retter nicht gesehen? Und

auch Ihr Kammerdiener nicht, welcher doch gleich an Ort und Stelle gewesen?“

„Die Sache ist eigenthümlich,“ antwortete Hartung. „Ein heftiger Stoß schleuderte mich rücklings in den Strom. Die Wellen schlugen rasend über mir zusammen, und ich war, obwohl ein guter Schwimmer, in den ersten Augenblicken unfähig, eine rettende Bewegung zu machen. Dann hob ich mich zur Oberfläche, fühlte aber meine Spannkraft gelähmt, konnte nur Wasser ausspeien und flüchtig athmen. Wieder rissen mich die Wogen zur Tiefe. In Todesängsten rang ich mit dem ergrimmten Rhein, während sich meine Beine im Krampfe zusammenzogen. Noch einmal rissen mich die Strudel empor, ich hob die Hand und glaube, einige Hilferufe ausgestoßen zu haben. Dann sank ich, und wußte mich verloren. Plötzlich fühlte ich einen heftigen Griff in meinen Haaren, — die letzte Empfindung; denn mein Bewußtsein schwand und kehrte erst im Wagen vollständig zurück.“

„Ergreifend, — wirklich ergreifend!“ versicherte tief aufathmend Herr Wank. „Und Ihr Kammerdiener, hat er den Retter nicht gesehen?“

„Gesehen wohl! Mein Diener berichtet, er habe am Strande eine Gestalt bemerkt, die sich mit mir zu schaffen machte, und dann im strömenden Ge=

witterregen verschwunden sei. Tausendmal frug ich den Bedienten, ob er die Züge meines Retters nicht wahrgenommen, ob er nicht ein einziges Merkmal für dessen Kenntlichkeit besitze? Nichts, — von Allem nichts! Johann, der entsetzte Johann, sah undeutlich einen Mann ohne Rock und Kopfbedeckung, der sich rasch entfernte, sobald er heran kam."

„Sonderbar, höchst sonderbar!" that Wank verwundert. „Mich ärgert fast diese Abnormität von einem Menschen! Eure Gnaden wollen ihn kennen, die ganze Stadt will ihn kennen, und der Mensch ist unhöflich genug, dem allgemeinen Verlangen der öffentlichen Meinung nicht zu entsprechen. Wie abnorm, — wie unzeitgemäß!"

„Sie haben Recht, der Mensch ist abnorm, — sein kühnverwegener Sprung in den aufgewühlten Strom war es auch," versetzte lächelnd der Baron. „Auch darin stimme ich bei: — Oeffentliche Meinung, Geschmack, zeitgemäße Stimmung und herkömmliche Berechnung sind ohne jeden Einfluß auf den Abnormen. Von allen Männern, die am Rheine standen, mein rasches Ende zu betrachten, hatte Keiner Lust, den Sprung zu wagen. Der Abnorme verstieß gegen Meinung und Geschmack Aller, — er konnte nicht sehen, wie ein Vater hilflos untergeht, — obschon

dies alle Uebrigen sehen konnten. Es ist gar keine Frage, der Mensch ist eine Abnormität, eine Merkwürdigkeit, ein Wunder."

„Und Ihr Wein ist ausgezeichnet, Herr Baron!" rühmte der Guanofabrikant. „Ein feuriger Geselle, — man darf sich vorsehen! Der Bursche schmeichelt, reizt und verlockt, um Einem zuletzt den Kopf zu verdrehen. — Aber, — um wieder auf den Abnormen zu kommen! Soll ich Ihnen aufrichtig über den Abnormen meine Ansicht aussprechen?"

„Sie werden mich verbinden, Herr Wank!"

„Bitte, — bitte, Eure Gnaden! Die Verbindlichkeiten sind ganz auf meiner Seite. Dieser Cabinetswein stellt Alles in Schatten, was ich jemals getrunken habe, — und Ihre glänzende Gastfreundschaft ist noch verführerischer, als dieser herrliche Rebensaft. Um Vergebung, Herr Baron, — dies nebenbei! In Allem Wahrheit und Realität. — Unzweifelhaft wäre demnach die Abnormität des Unbekannten. Ebenso fest begründet ist des Abnormen Verstoß und Geringschätzung gegen die öffentliche Meinung, sowie dessen Unhöflichkeit gegen das allgemeine Verlangen, ihn kennen zu lernen. Ich bitte Eure Gnaden, nicht zu übersehen, wie ich Schritt vor Schritt weiter gehe, um zu einem ganz untrüglichen Schlusse zu kommen.

Demgemäß geht endlich mein Urtheil dahin, der Abnorme sei von einer tüchtigen Portion Menschenverachtung besessen."

„Menschenverachtung? — Herr Wank? Wie können Sie das von einem Manne behaupten, der in edelmüthigster Weise sein Leben in die Schanze geschlagen?"

„Um Vergebung, Herr Baron, — um Vergebung! Wollen Sie gütigst bedenken, daß mein Schlußurtheil auf untrüglichen Thatsachen beruht, daß mithin mein Schlußurtheil, so seltsam es auch lautet, dennoch wahr sein muß. Weßhalb der Abnorme sein Leben für Sie in die Schanze geschlagen? Sehen Sie, das könnte er gethan haben lediglich in der Absicht, um Ihnen seine Verachtung für Dank und Anerkennung auszudrücken. Sie selbst gestehen, es sei Ihnen dieses Benehmen peinlich. Sie verdanken Ihr Leben einem Menschen, der sich nicht herabläßt, Ihren Dank anzunehmen, — einem Menschen, der in hoffärtigem Behagen der ganzen hochgespannten Stadt spottet, die vor Begierde brennt, ihn kennen zu lernen, ihn zu loben, ihn zu beklatschen. Offenbar ein überaus hoher Grad von Stolz und Menschenverachtung."

Hartung betrachtete verwundert den Guanofabrikanten, und kopfschüttelnd dessen Erklärung.

„Der Unbekannte hat jedenfalls aus den edelsten Motiven gehandelt,“ sagte bestimmt Graf Dieberg.

„Jedenfalls? Wie wollen Sie das beweisen, Herr Dieber?“ frug etwas heftig der Fabrikant.

Der Graf wurde dunkelroth und kam in arge Verlegenheit. Die Frage mußte irgend eine Beziehung enthalten, welche Diebergs Fassung gründlich zerstörte. Das einzige Wort „Dieber“ durfte höchsten Falles ein feines Lächeln um den Mund des Edelmannes locken, nicht aber eine Verwirrung hervorzurufen, die seine ganze Haltung erschütterte. Er schoß einen finsteren Blick auf Wank und drehte am Barte.

„Um Vergebung, Herr Graf! Das „Dieber“ ist mir nur so entfahren, — eine Verwechselung,“ entschuldigte Wank. „Wollte nur Eure Gnaden bitten, mir zu sagen, woher Sie wissen, daß der Abnorme aus den edelsten Motiven gehandelt hat?“

„Durch Eid und Zeugen kann ich leider meine Anschauung nicht verbürgen,“ antwortete in stolzer Kälte der Graf. „Es scheint mir einfach weit vernünftiger und psychologischer, daß ein edler Mann, nach Ausführung einer wirklich großen That, aus Bescheidenheit unbekannt bleibt, als aus Stolz und Menschenverachtung.“

„Einverstanden, Herr Graf!“ sagte Hartung. „Dieser Brief meines edlen Retters bestätigt schlagend unsere Auffassung. Hören Sie einmal, Herr Wank, wie Ihr hoffärtiger Menschenverächter denkt!“

Der Baron las:

„„Mein Herr! Aus öffentlichen Blättern erfuhr ich den ehrenwerthen Namen Desjenigen, den ich mit Gottes Hilfe aus dem Strome zu retten das Glück hatte. Beiliegend folgt Ihre Taschenuhr zurück, die sich in die Ringe meiner Uhrenkette verwickelt hatte. In der Voraussetzung Ihres Einverständnisses, möchte ich zum ewigen Andenken das Medaillon behalten mit der wundervollen Photographie. — Vergeben Sie gütigst mein beharrliches Incognito, das mir persönliche Anschauungen auferlegen. Indem ich den Einsatz meines Lebens wagte für das Ihrige, erfüllte ich eine Menschenpflicht, welche mir die schönste That meines Lebens eintrug.““ — Nun, was sagen Sie dazu, Herr Wank?“

„Nichts, Herr Baron, — gar nichts, — mir steht der Verstand stille! Solch eine Denkungsart ist eben wieder abnorm, — ganz in Widerspruch mit Zeitgeist und Geschmacksrichtung. — Mir begegnete diesen Morgen eine ähnliche Abnormität. Hören Sie nur, es ist ganz merkwürdig! — Gegen eilf Uhr ließ

sich eine barmherzige Schwester anmelden, — denken Sie meine Ueberraschung, — eine barmherzige Schwester! Konnte mir durchaus nicht einbilden, welche Verbindung zwischen mir und dem weiblichen Vorposten des Ultramontanismus bestehen könne. Aus purer Neugierde überwand ich meinen Widerwillen gegen jede Ordenstracht und ließ die Schwester vor. Und was brachte sie? Es ist zum Erstaunen!"

„Habe ich die Ehre, Herrn Wank zu sprechen?" frug sie.

„Zu dienen!"

„Sie haben einen Arbeiter Namens Strohmaier."

„Unter meinen zweihundertfünfzig Arbeitern befindet sich allerdings Einer dieses Namens."

„Strohmaier," fuhr sie fort, „wollte sich und seine Kinder im Rhein ertränken, aus Verzweiflung über seine elenden häuslichen Verhältnissen, welche die Folgen eines Lohnes seien, der zum Leben nicht ausreiche. Ich bitte Sie dringend, Herr Wank, den armen Mann im Lohne besser zu stellen, damit er Freude an der Arbeit gewinnt und der verzweifelten Lage entrissen wird."

„So, — so," — sagte ich. „Und wer hat Sie bestellt zum Anwalt eines nichtsnutzigen Menschen, — eines Säufers und Verschwenders?"

„Strohmaier hat Besserung versprochen,“ —

„Wer Sie bestellt hat zum Anwalt eines Lumpen, — frage ich.“

„Die christliche Nächstenliebe, mein Herr!“

„Mir lief die Galle über! Sehen Sie, Herr Baron, mit der Phrase „christliche Nächstenliebe“ schleichen sich die Römlinge in alle Verhältnisse. Aus „christlicher Nächstenliebe“ bauen sie Klöster, übernehmen sie Spitäler, — Armenpflege, — Kranken- und Rettungshäuser und alles Mögliche. Im Grunde aber thun sie dies Alles nicht aus Nächstenliebe, sondern aus Herrschsucht. Alle Verhältnisse wollen die Ultramontanen beherrschen, deßhalb mischen sie in Alles ihre „christliche Nächstenliebe,“ — sogar in meine Fabrik.“

„Eine solche Herrschaft der Liebe und des Wohlthuns könnte die kranke Gesellschaft sehr brauchen,“ versetzte Hartung. „Aber ich theile keineswegs Ihre Meinung, Herr Wank, bezüglich der ultramontanen Herrschsucht. Keine Menschenklasse schmachtet in engeren Kreisen, ist gründlicher der öffentlichen Vehme ausgesetzt und dem modernen Hasse verfallen, als jene der Strenggläubigen oder Ultramontanen. Manche gesetzgebende Körper Deutschlands schmieden rastlos Sklavenketten für die Kirche. In einigen Kammern

herrscht gegen die Ultramontanen eine Raserei, die sich zur Noth in Schranken des Anstandes hält. Häuptlinge des Liberalismus raffen emsig wüste Stoffe zusammen, die zerstreut liegen im ultramontanen Lager und werfen den Schmutz in entscheidenden Augenblicken von der Rednerbühne gegen die ganze Kirche, gegen den ganzen Clerus. Die Fortschrittspresse wüthet in fanatischen Ergüssen und gemeinen Verläumdungen gegen die Ultramontanen. Sogar bis vor die Kanzel verfolgt eine niederträchtige Spionage die Priester. Muthvolle Pfarrer werden abgeurtheilt, mit hohen Geldstrafen belegt, in Gefängnisse geworfen, und Bischöfen ergeht es nicht besser. Kurz, — durch die meisten Länder keift und bellt eine wilde Hetzjagd gegen die Ultramontanen, — und Sie sprechen von Herrschsucht? Eben geht man daran, der Kirche die Schulhäuser gesetzlich zu verschließen, naturgemäß wird der gesetzliche Verschluß der Gotteshäuser folgen. Mithin sind die Ultramontanen weit weg von Herrschaft, — vielmehr drückt sie die ganze Zeitrichtung herab zur Dienstbarkeit."

„Theilweise richtig!" bestätigte Wank. „Unsere Zeit verträgt keinen starren Confessionalismus. Wir dulden zwar eine Kirche, die sich in bescheidenen Kreisen hält, — aber jenen herrschsüchtigen Ultramon-

tanismus dulden wir nicht. Religion ist ja bekanntlich jedem Gebildeten ein überwundener Standpunkt."

Hartung bewegte mißbilligend das Haupt.

„Wer soll an Stelle der Religion die sittliche Erziehung der Massen übernehmen?" frug er.

„Die Bildung, — die Humanität, — der Fortschritt, — die Aufklärung," antwortete der Guanofabrikant.

„Sie haben die Kunst vergessen," schaltete Dieberg ein. „Wir kennen ja die sittigende Macht der Kunst, und ihre Aufgabe ist es, die Menschheit weiter zu führen, wo kindliche Gläubigkeit sie stehen ließ. Hingegen wird jeder Denkende und Wissende die Verdienste der Religion in längst vergangenen und überwundenen Epochen anerkennen. Die Religion hat die Roheit gebändigt, die Wilden zu Menschen erzogen, Religion ist eine Tochter des Himmels und eine Mutter frommer Zucht auf Erden, — das bleibt unbestreitbar. Nicht minder klar ist die Unfähigkeit des religiösen Glaubens, in Bildung, Sittlichkeit und Wohlfahrt die moderne Gesellschaft weiter zu fördern. Dies vermag nur die Kunst."

„Einverstanden, Herr Graf, — ganz einverstanden!" rief der Düngerfabrikant.

„Hingegen theile ich vollkommen die Entrüstung des Herrn Barones über den modernen Terrorismus

gegen die Ultramontanen," fuhr Dieberg fort. „Wozu Gewaltthätigkeiten und russische Ukase gegen eine vermeintlich abgelebte Macht? Man lasse die Kirche ruhig sterben, — das Erdrosseln ist überflüssig. Der Liberalismus glaubt an die alten Einflüsse der Religion, an die Existenz einer unzerstörbaren Lebensfähigkeit in der Kirche, — deßhalb Grimm und Verfolgungssucht des Liberalismus gegen die Ultramontanen. Das ist eine Verdächtigung des Zeitgeistes, ein Zeugniß eigener Schwäche, ein Faustschlag in das Angesicht des Liberalismus selbst."

„Wieso, Herr Graf, wieso?" rief Wank lebhaft. „Soll man die Ultramontanen ungestört wühlen und arbeiten lassen?"

„Jawohl, — wenn man von der Todtkrankheit des Ultramontanismus und von dem siegenden Genius des Fortschrittes überzeugt ist," antwortete Ernst von Dieberg. „Man lasse das Papstthum seufzen und sagen, schelten und klagen, verwerfen und verdammen, so viel es will; man lasse es protestiren, syllabiren, fulminiren, excommuniziren und anathematisiren, so lange es Lust hat, — aber man lasse ihm kein Schwert, keine materielle Gewalt, um die Freiheit anzufallen. Jeder gläubige Katholik, wenn er redlich fühlt und gerade denkt, muß dieses Ver-

langen vollkommen gerecht finden. Und dann könnte jeder Denkende dem klagenden Ultramontanen sagen: „Was wollt ihr weiter? Man läßt euch die Bahn frei, ihr könnt eure Dogmen lehren und vertheidigen nach Belieben, — es hängt ja nur von euch ab, den Staat zu verschlingen, wenn es euch gelingt, die Majorität der Bürger von der Vortrefflichkeit euerer socialen Grundsätze zu überzeugen, — und ihr mißtraut eueren geistigen Mitteln? Ihr, die ihr so viele Kanzeln besitzt, als es Kirchen gibt, dazu das freie Wort, die Offenbarung, die Unfehlbarkeit, die Wunder, die Sacramente, den alten und den neuen Bund, die Weihen und die Reliquien? Ihr, die ihr den Schutz Petri habt, den Schirm der Apostel, die Unterstützung der Evangelisten, die Fürbitte der Heiligen, die Hilfe der Engel und Erzengel, kurz — den unsichtbaren Beistand sämmtlicher himmlischen Heerschaaren? Ihr, die ihr die Fürsprache der Gottesmutter, den Segen des Vaters, das Opferblut des Sohnes, die Heiligung des heiligen Geistes, und über das Alles die Gnade der allerheiligsten Dreifaltigkeit genießt? Wie gering müßt ihr doch von den himmlischen Mächten denken, ihr kleingläubigen Glaubensritter, daß ihr, trotz euerer zahllosen mit übernatürlichen Kräften ausgestatteten Helfer, — uns fürchtet,

uns, die wir als einzigen Schild und als einziges Schwert nichts haben, als unsere nackte Vernunft! Macht ihr denn keinen Gebrauch von jenem Glauben, den ihr Anderen so eifrig predigt, daß ihr, die Vertreter Gottes auf Erden, die weltliche Macht gegen uns zu Hilfe ruft, gegen uns, arme Enterbte der Gnade, die wir nichts verlangen von der Gewalt, gar nichts, als die Freiheit, die man euch zugesteht? Wir sagen euch: geht eueren Weg, entfaltet euere Fahne, entwickelt euere Streitmacht und laßt uns dasselbe thun. Bekämpft uns, wenn ihr solches nicht lassen könnt, nur beauftragt nicht den Häscher mit euerer Vertheidigung, noch den Henker mit euerer Beweisführung, beantwortet unsere Thesen nicht mit Scheiterhaufen, unsere Prinzipien nicht mit Fußeisen, unsere Argumente nicht mit Handschellen. Ein solches Verfahren verstößt gegen alle gute Lebensart, es ist weder christlich, noch menschlich."

„Das ist famos!" rief der Guanofabrikant. „Ausgezeichnet, Herr Graf, unübertrefflich!"

„Nun geben Sie wohl acht, Herr Wank!" fuhr Dieberg fort. „Dies Alles kann der Zeitgeist nur so lange den Gläubigen entgegenhalten, als der Zeitgeist vernünftig bleibt. Leider ist aber dies nicht der Fall. Der Zeitgeist kämpft mit unwürdigen

Mitteln gegen den Ultramontanismus, der Zeitgeist tyrannisirt und knechtet die Gläubigen. Der Liberalismus ist ein Despot, nur sich selbst gestattet er Freiheit, — die Kirchlichen fesselt er mit Ketten eines himmelschreienden Staatsabsolutismus. Deßhalb können mit vollem Recht den Liberalen die Ultramontanen zurufen: „Wie, ihr predigt ohne Unterlaß von Freiheit, von Humanität und Bildung, und ihr seid es, die ihr unsere Bischöfe und Priester maßregelt, ihr seid es, die keine religiöse Freiheit dulden! Ihr schickt euere Polizei bis in die Kirchen, belauscht in schlimmen Absichten das Wort Gottes, und gefällt euch nicht der Geist des Evangeliums, dann werft ihr unsere Priester in Gefängnisse, belegt unsere Bischöfe mit hohen Geldstrafen. Ist das nicht eine unerträgliche Inquisition? Seid ihr nicht Henker der kirchlichen Freiheit? Seid ihr nicht Despoten gegen die Gewissensfreiheit? Ist es nicht klar, daß ihr die Glaubensmacht fürchtet, die ihr vorgeblich verachtet und als abgelebt hinstellt? Bestätigen euere Gewaltthätigkeiten gegen die Religion nicht die Faulheit und Haltlosigkeit euerer Sache? Pfui, schämt euch, die ihr fortwährend die Freiheit im Munde führt, gegen uns aber die gemeinste Tyrannei ausübt! Sogar unsere Kinder reißt ihr gewaltthätig aus den Kreisen

unserer religiösen Ueberzeugung und zwingt sie in Schulen des Unglaubens zur Erziehung. Ihr macht Gesetze in den Kammern gegen die Freiheit unseres Gewissens, gegen die Existenz unseres Glaubens, und diese Gesetze laßt ihr vollziehen durch Schergen und Gensd'armen, durch parteiische Gerichte und brutale Staatsgewalt. Hell und klar liegt es ja am Tage, daß ihr, ihr Liberalen, ihr Gebildeten und Humanen, daß ihr Tyrannen und Despoten seid gegen uns." — Diese schweren Vorwürfe können die Ultramontanen führen gegen die Liberalen, — und mit Recht! Der Liberalismus hat ja offenbar die Erbschaft des Tyrannen Nero und des gewaltthätigen Diocletian gegen die Gläubigen angetreten, — und seien Sie überzeugt, der tyrannisirende Liberalismus wird eben so weit kommen, als jene despotischen Kaiser gekommen sind."

Der Düngerfabrikant brummte Unverständliches in den Bart und kratzte hinter den Ohren. Der Baron lächelte.

„In Ihrer Anschauung liegt Folgerichtigkeit, Herr Graf!" sagte er. „Man lasse der Kirche volle Freiheit der Bewegung in geistigen Gebieten, es wird sich dann zeigen, ob so viele Kraft in ihr liegt, die socialen Schwierigkeiten der Gegenwart zu bewältigen. Aber die Kirche binden, niedertreten, sie umzäunen

mit eisernen Ketten des unduldsamsten Polizeistaates, und ihr dann Unfähigkeit für sittliche Bildung und sociale Wohlfahrt vorwerfen, — das ist namenlos ungerecht und tyrannisch."

„Jawohl, Herr Baron, jawohl, Freiheit für Alle! Natürlich eine modische Freiheit, eine Freiheit in der Façon unseres Jahrhunderts," rief Wank. „Um aber endlich wieder auf die barmherzige Schwester zu kommen! Den Strohmaier ließ ich citiren. Es war richtig. Der Mensch wollte sich gerade an demselben Tage mit seinen Kindern ertränken, an dem Eure Gnaden gerettet wurden. Und was noch merkwürdiger ist: — an der nämlichen Stelle wollte er in den Rhein springen, an der Sie von dem Abnormen an das Land gesetzt wurden. Ich blies dem Kerl einen tüchtigen Marsch, — sagte ihm geradezu, es sei nichts an ihm verloren, wenn er in den Rhein springe, nur möge er weniger Aufsehen machen mit seinem Ersäufen. Das Geschäft könne er eben so gut in der Nacht, wie am Tage erledigen, ohne eine Störung befürchten zu müssen," — und der Fabrikbesitzer lachte kräftig.

Der Baron sah ernst nieder.

„Wie hoch ist Strohmaiers Taglohn?" frug er.

„Vierzig Kreuzer."

„Wenig, — kaum hinreichend! Der Mann zahlt Miethzins, erhält sich selbst und seine Familie, und alle Nahrungspreise sind gestiegen."

„Um Vergebung, Herr Baron! Gäbe ich dem Strohmaier täglich fünf Gulden, — er käme nicht aus. Der Mensch ist ein Säufer, ein Lump, ein lüderlicher Geselle und ein schlechter Arbeiter."

„Vielleicht ist er dies Alles aus Verzweiflung und Elend. Bedenken Sie die Gemüthsstimmung eines Mannes, der ohne Hoffnung auf eine bessere Existenz arbeitet, der an Ersparnisse nicht glauben kann, der bis auf den letzten Kreuzer den täglichen Lohn aufzehren muß. Ein solches Leben zu ertragen, dazu gehört moralische Kraft."

„Herr Baron, Sie kennen diese Race nicht! Zum Haushalten und Sparen fehlt diesen Schelmen jeder Sinn. Je mehr sie bekommen, desto mehr brauchen sie. Fünf Gulden Tagelohn hätten für Strohmaier und Consorten nur die Wirkung, daß sie statt Schnapps und Bier — Champagner trinken würden. An die Begründung einer besseren Existenz würde Keiner denken."

„Das möchte ich doch bezweifeln!" widersprach Hartung. „Hoffnungslose Noth erzeugt Ueberdruß und Verzweiflung an der Möglichkeit besserer Lebens-

verhältnisse, demzufolge auch Thatlosigkeit zur Begründung einer sicheren Häuslichkeit. Nehmen Sie etwas weniger Gewinn, — stellen Sie Ihre Arbeiter besser, und bald werden Sie die segensreiche Wirkung sehen."

„Herr Baron, ich nehme Sie beim Wort, — wetten wir!" rief der Guanofabrikant. „Mir ist empfindlich, daß Sie Verkommenheit und Elend der Arbeiter auf Rechnung der Fabrikbesitzer schreiben. Wetten wir also! Ich gebe dem Strohmaier fünf Gulden täglich, sechs Monate lang. Wird der Mensch hiedurch gebessert, zur Sparsamkeit und solidem Wandel gebracht, dann seien mir die neun hundert Gulden verloren. Hat jedoch der gute Lohn die Folge, daß Strohmaier lumpiger und schlechter wird, dann haben Sie die neun hundert Gulden mir zu restituiren."

„Ich nehme die vorgeschlagene Wette unter der Bedingung an, daß Sie nicht unterlassen, Strohmaier für gute Lebensweise zu ermuntern."

„Mit Vergnügen, Herr Baron, mit Vergnügen! Ihre Hand, — wenn ich bitten darf! So, — nach sechs Monaten werden Sie die gewonnene Ueberzeugung, daß höhere Löhne die Arbeiter nicht moralisch besser machen, mit neun hundert Gulden bezahlen."

## Zwei Logenbrüder.

Herr Wank saß auf dem ledernen Polster seiner Schreibstube und sah erwartungsvoll nach der Thüre.

„Hartung verliert sicher die neunhundert Gulden, — ganz sicher; denn sonst hätte ich die Wette nicht vorgeschlagen," sprach der kluge Guanofabrikant. „Der Baron kennt die Menschen nicht. Lächerlich, — wie sollte, wie könnte durch Geld aus einem Lumpen ein gesitteter Mensch, aus einem Verschwender ein sparsamer Geselle werden? Gerade umgekehrt: — das Geld wird den Lumpen noch lumpiger, und den Verschwender noch verschwenderischer machen. Und dies weiß Hartung nicht? Hm," — und ein pfiffiges Lächeln spielte um den Mund des Guanofabrikanten, „der reiche Mann weiß noch vieles Andere nicht. Tausende wirft er zum Fenster hinaus für ein gewisses Fabrikat, und er könnte um die Hälfte des Hinausgeworfenen weit solider die Ländereien düngen.

Und dann," — jetzt verschwand das Lächeln, „weiß er auch nicht, daß täglich ein Betrüger mit ihm ißt und trinkt. Eine arge Stinkerei ist's mit dem Grafen! Daß ich jetzt erst dahinter kam! Mir schuldet der Mensch ein artiges Sümmchen," — Herr Wank fuhr vom Sitze und schritt heftig durch das Zimmer. „Und ich sollte den Schwindler nicht greifen können? Dürfte es nicht? Fünf tausend Gulden sollten rein auf dem Spiele stehen? Das wäre mir eine theuere Bruderschaft, — ein kostbares Geheimniß!"

Strohmaiers Eintritt unterbrach das Selbstgespräch. Herr Wank kehrte nach dem Drehstuhle zurück, schraubte das Polster etwas höher, saß wie ein König auf dem erhöhten Sitze, und schaute über den Schreibtisch nach dem rußigen Arbeiter an der Thüre.

„Er hat einen dummen Streich gemacht, Strohmaier!" begann der Fabrikherr. „Hat Er in den Rhein springen und einer besseren Arbeitskraft in meinem Etablissement Platz machen wollen, dann hätte Er's in des Teufels Namen thun sollen, — aber ohne Lärmbläserei. Man hätte Ihn zehn Stunden rheinabwärts gelandet gefunden, man hätte kurz ab Seinen Cadaver begraben, und Alles wäre glatt abgelaufen. Nun aber klatschen alle Caffeebasen der ganzen Stadt über den lebensmüden Strohmaier, und

manche nervöse Dame gießt Thränenbäche über Sein grausames Vorhaben, die zwei unschuldigen Kinder ersäufen zu wollen. Nebenbei werde ich selber in das Geklatsch hineingezogen, was mir nicht angenehm und meinem Geschäfte gerade nicht förderlich ist."

„Ihren Schaden hatte ich keineswegs beabsichtigt, Herr Wank!"

„Will's glauben! Aber nun gesteh' Er mir aufrichtig, weßhalb Er sich mit den zwei Bälgen hat ertränken wollen."

„Ich habe es Ihnen schon gesagt, — aus Noth, Elend und Verzweiflung."

„Ei was, — dummes Zeug, — Phrasenmacherei! Weßhalb ist Er elend und verzweifelt, — weßhalb? Das erkläre Er mir!"

„Weil ich leben soll mit meinen Kindern und nicht leben kann."

„Er hat vierzig Kreuzer Taglohn."

„Es reicht nicht zum Leben, — berechnen Sie selbst, Herr Wank! Täglich acht Kreuzer Miethzins, — bleiben zweiunddreißig Kreuzer. Zwölf Kreuzer für das Frühstück für mich und meine Kinder, — bleiben zwanzig Kreuzer. Ein knappes Mittagessen für drei Personen zwanzig Kreuzer, — bleibt für den

Abend nichts, — bleibt auch nichts für Schuhe und Stiefel, — nichts für Kleidung."

„So, — hm! Woher nimmt Er das Geld für seinen Schnapps, — woher? Gehört das Schnappstrinken auch zum Leben?"

„Ja, Herr Wank!" antwortete Strohmaier ohne Zaudern. „Das gebrannte Wasser vertreibt die Grillen, den Kummer. Ohne Schnapps hätt' ich's so lange nicht ausgehalten. Täglich für einen Sechser Schnapps, — ja, — und für den Sechser esse ich weniger."

„Den Sechser hätte Er täglich zurücklegen sollen für Kleidung, — verstanden? Allein Er ist ein Lump, ein verdorbener Mensch!"

„Herr Wank!"

„Ja, — ja, — das ist Er! Aus Ihm ist nichts zu machen. Haben wir deßhalb den Arbeiterfortbildungsverein gegründet, um Schnappssäufer und Verzweifelte zu erziehen?"

„Ich besuche die Vorträge regelmäßig, habe auch an Bildung und Aufgeklärtheit viel gewonnen, — aber davon wird man nicht satt. Und dann, Herr Wank, ist das Schnappstrinken kein Verbrechen gegen die Humanität."

„Weil Er das glaubt, darum steht Er auch mit

seiner kupferigen Schnappsnase mitten im Jahrhundert der Bildung. Schäme Er sich!"

„Herr Wank," versetzte Strohmaier boshaft lächelnd, „gestatten Sie mir gütigst die Schnappsnase, sie ist ganz nach meinem Geschmack. Freilich, — Andere haben Champagnernasen, und diese sind ebenso kupferig und noch viel kostbarer."

„Was soll das heißen, Unverschämter? Wer sich eine Champagnernase anlegen kann, der wird auch das Geld dazu haben, — verstanden? Weiß Er auch, daß ich Lust habe, Ihn auf der Stelle fortzujagen? Das muß ich sagen, — ein Mensch von solcher Sittenlosigkeit und Gewissenlosigkeit, wie Er, ist mir noch nicht vorgekommen."

„Wenn Sie von Sittlichkeit und Gewissen sprechen, Herr Wank, dann muß ich zu den Pfaffen in die Kirche gehen und mich belehren lassen. Sie wissen ja selber, daß in den Vorträgen des Fortbildungsvereines Derartiges nicht gepredigt wird."

„Dummkopf, — von der modernen Gewissenhaftigkeit, von der modernen Sittlichkeit rede ich! Und diese besteht vor Allem darin, mit vernünftiger Ueberlegung nach der Decke sich zu strecken, — verstanden?"

„Vernünftige Ueberlegung!" brummte Strohmaier finster. „Hätte ich weniger vernünftig überlegt, dann

wäre ich nicht so elend, so lebensmüde. Aber die Vernunft ist es eben, welche mir sagt, daß ich nur ein armseliger Sklave bin, der arbeiten muß für seinen Herrn. Erwägen Sie, — was ist das für eine traurige Existenz, tagtäglich im Joche harter Arbeit zu gehen, um den Lohn eines Hungergeldes? Welchen Ersatz haben wir Arbeiter für unser Mühen und Schaffen, — für unseren sauren Schweiß, — für unsere müden geplagten Glieder? Welchen Ersatz? Antwort, — die Aussicht, hungern und darben zu müssen bis an's Ende."

„Ei, — ei, — das sind ja herrliche Ansichten!" sprach gedehnt Herr Wank, stieg vom Polster und stand mit verschränkten Armen vor Strohmaier.

„Glauben Sie ja nicht, Herr Wank, es seien dies nur meine persönlichen Ansichten, — das sind die Ansichten meines ganzen Standes, — des unterdrückten Sklavenstandes der Arbeiter. Mir ist Alles einerlei, — jagen Sie mich fort, — der Rhein trocknet nicht aus, und ich habe wenigstens die Freiheit für immer die Augen zu schließen."

„Und diese Freiheit verdankt Er moderner Bildung," erklärte salbungsvoll der Guanofabrikant. „Hätten Fortschritt und Aufklärung den Pfaffentrug von Himmel und Hölle nicht zerstört, heute noch wäre

Selbstentleibung ein Verbrechen. Er könnte sich gar nicht ersäufen, ohne dem Teufel in den Rachen zu springen.“

„Wahr!“ entgegnete düster der Arbeiter. „Moderne Bildung hat die Hölle zerstört, aber auch den — Himmel. Sie kennen die Geschichte vom reichen Prasser und vom armen Lazarus; — ohne Glaube an Himmel und Hölle wäre die Geschichte unmöglich.“

„So, — nun, — wie meint Er das?“ forschte Wank, als Strohmaier plötzlich inne hielt.

„Sehr einfach! Der arme Lazarus ertrug sein Elend in der frohen Hoffnung auf eine ewige Vergeltung im Jenseits, — auf den Himmel. Er sah den Reichen prassen, — Lazarus hungerte getrost weiter; denn er wußte und glaubte, daß ihn ewige Freuden erwarten, und den Prasser ewige Qualen. Und so geschah es auch. Der Prasser fuhr zur Hölle, — der arme Lazarus erhielt einen Ehrenplatz im Himmel. Da es nun aber nichts ist mit Himmel und Hölle, womit soll heute der arme Lazarus sich trösten? Muß er nicht in helle Verzweiflung hineingetrieben werden, — der arme Lazarus?“

„Er ist nicht gescheidt, — der arme Lazarus ist ja eine Fabel, eine Dichtung, ein leeres Hirngespinnst.“

„Doch nicht, Herr Wank, doch nicht! Sehen Sie, der ganze Arbeiterstand, viele Millionen Menschen, sind heute der arme Lazarus. Dieser sitzt vor der Thüre des reichen Prassers, möchte gerne die Brodkrumen essen, welche herabfallen vom Tische der Schwelgerei, — aber Niemand gibt sie ihm. Und was man dem armen Lazarus nicht freiwillig gibt, das muß er sich eben holen mit Gewalt."

Der Reiche stand starr und steif vor dem Menschen, ohne ein Wort hervor zu bringen. Herr Wank kannte die Tragweite der socialen Frage und fürchtete das blutige Ungeheuer der socialen Revolution.

„Mir scheint es fast, Strohmaier, in Seinem Kopfe sei es nicht ganz richtig," begann er nach langer Pause unerwartet milde. „Allerdings fährt heute kein Reicher mehr zur Hölle, dieses Teufelsgespenst und trügerische Pfaffenspiel gehört zu vielen anderen überwundenen Standpunkten. Wer sich auf Erden nicht den Himmel zu schaffen vermag, der ist eben nicht geboren für den Himmel. Nun will ich Ihm aber zeigen, daß es so einen reichen Prasser gar nicht gibt, wie der Jesus von Nazareth ihn schilderte, — wenigstens heute nicht mehr. Die Reichen sind milde, human, menschenfreundlich. Auch Er soll meine Humanität kennen lernen. Höre Er: — Von heute an

bekommt Er täglich fünf Gulden Taglohn, — sechs Monate lang."

Strohmaier gerieth in lebhafte Bewegung.

„Nur langsam, — langsam, — jetzt kommt die Bedingung!" wehrte der scheinbar Gutherzige. „Er verspricht mir, keinem Menschen hievon zu sagen; denn sonst gäbe es jede Woche einige Dutzend Selbstentleibungsversuche der Arbeiter, — das wird Er begreifen."

„Ich begreife es, Herr Wank!"

„Will Er demnach Stillschweigen geloben?"

„Auf Ehrenwort, Herr Wank!"

„Merke Er sich: — In demselben Augenblick, in dem Er den Taglohn von fünf Gulden verräth, in demselben Augenblick hört der Taglohn auf. Will nun sehen, welchen guten Gebrauch Er von dem Gelde macht, ob Er auskommt."

„Wie ein Fürst, Herr Wank! Dank, tausend Dank!"

„Schon gut, — schon gut! Jetzt gehe Er. Bringe Er die versäumte Arbeit wieder ein, und arbeite Er überhaupt wie Einer, der fünf Gulden bekommt täglich."

Strohmaier verschwand.

Kaum hatte sich die Thüre hinter dem Schmutzigen

geschlossen, als ein Bedienter in Livree eintrat, mit einem elegant versiegelten Couvert in der Hand.

„Mein gnädiger Herr läßt fragen, wann er Sie sprechen könne.“

Wank öffnete. In seiner Hand lag ein duftendes Billet mit den Worten: „Graf Ernst von Dieberg.“

Ueber das Angesicht des Guanofabrikanten flog ein spöttisches Lächeln.

„Dem Herrn Grafen meine Empfehlung, — ich erwarte ihn jeden Augenblick.“

Wieder klappte die Thüre in das Schloß.

„Kommen sie nur, Graf Dieberg, sie sollen sich verwundern!“ drohte Wank. Dann schüttelte er heftig den Kopf, glitt vom Polster und schritt gedankenvoll durch das Zimmer. „Was der Schuft, der Strohmaier, mir da auf die Nase gesagt! Und so denken Millionen Arbeiter, — ich weiß es. Es spukt höllisch in den Kerlen, und diesen Höllenbrei hat der verfluchte Jude Lassalle angerührt. „Theilen“ — wollen die Lumpen, — theilen wollen diese Communisten. Und dann? Hätte sich das Gesindel getheilt in das Vermögen sparsamer Leute, — was dann? In zehn Jahren wäre das frühere Gesindel abermals Gesindel. Bis auf den letzten Heller hätte das

Lumpenvolk Alles vergeudet, verschleudert, verschwelgt, verfaullenzt, — und jetzt finge das Gesindel neuerdings zu theilen an. So ginge es fort. Sparsame, rechtliche Leute wären nur dazu da, für Lumpen, Faullenzer und Schufte zu arbeiten. Unsinn, — Tollheit! Lassalle war ein Schurke oder ein Narr, sonst hätte er das Capital dem Lumpengesindel nicht hinwerfen können. Dieser Lassalle hat den Teufel an die Wand gemalt und ihm Leben eingeblasen, — daher diese vermaledeite Arbeiterfrage."

„Sie irren, mein Herr!" unterbrach eine Stimme den polternden Fabrikbesitzer.

„Ah, — Herr Graf!"

„Monolog und Erregung waren so lebhaft, daß mein Eintreten unbemerkt blieb," fuhr lächelnd Graf Dieberg fort. „Gestatten Sie eine Verbesserung Ihrer Anschauung der Arbeiterfrage. Nicht Lassalle hat den Teufel beschworen, sondern die Verhältnisse haben jenes Gespenst der socialen Revolution erzeugt. Lassalle hatte nur mit Geist und Geschick die gährenden Stoffe bearbeitet. Die Lage der Arbeiter ist eine Krankheit der Zeit, und zwar eine gefährliche. Einzelne Menschen können derartige Geistesepidemieen so wenig erschaffen, wie Mirabeau oder Danton Frankreichs erste Revolution erzeugen konnten."

Herr Wank fuhr nach seinem Kopfe. Vielleicht dachte er an die rastlos arbeitende Guillotine der französischen Schreckenszeit.

„Sie meinen also, Herr Graf, wie damals die Köpfe der Aristokraten und Pfaffen fallen mußten, so müßten bald die Köpfe der Capitalisten fallen?“

Dieberg zuckte die Achseln.

„Wenn das heutige Capital dieselben Fehler begeht, wie das Königthum Ludwigs XVI., dann wird es den Arbeitermassen gegenüber dieselben Folgen tragen müssen,“ antwortete er.

„Oho, — meinen Sie?“ rief Wank lebhaft. „Wäre Ludwig XVI. kein gutmüthiger Narr gewesen, kein rathloser, unentschlossener Mann, — hätte er nur seine Schweizer gegen das Gesindel marschiren und einige Kanonen in den Straßen von Paris auffahren und krachen lassen, das Lumpenzeug hätte ihm den Kopf nicht abgeschlagen. Glauben Sie denn, die Arbeitermassen können bestehen vor dem gewaltigen Organismus unseres Heerwesens? Ich sage Ihnen, — zermalmt, erdrückt, zusammenkartätscht wird die sociale Revolution, sobald sie das Haupt erhebt! Wir sind gerüstet, — jawohl, wir sind nicht unvorbereitet.“

„Sie könnten sich auch irren,“ versetzte nachlässig der Graf.

„Recht, — jawohl, ich könnte mich irren, — das Irren begegnet mir zuweilen," entgegnete etwas schneidig der Fabrikant. „So irrte ich auch in der Meinung, daß Sie ein Graf seien, der zum Vergnügen hieher kam, zum Vergnügen hier weilt, zum Vergnügen malt. Dies Alles war ein dicker Irrthum."

Dieberg erröthete flüchtig, dann saß er in vornehmer Kälte dem heftigen Manne gegenüber.

„Sie haben gestern bei Hartung meinen wirklichen Namen genannt," sprach er gelassen. „Dieser Umstand veranlaßt mich, Sie deßhalb zu sprechen. Woher kennen Sie meine persönlichen Verhältnisse?"

„Durch einen wiener Geschäftsfreund. Sie heißen „Dieber," — sind Maler von Profession, — schreiben in einige Zeitungen und werden dafür honorirt, — Vermögen besitzen Sie keines, — Adelsbrief auch nicht, weil Sie der Sohn des Schneiders Dieber in Wien sind."

„Alles richtig, Herr Wank! Allein Ihre Heftigkeit ist überflüssig."

„Ueberflüssig? Vollkommen gerechtfertigt ist meine Entrüstung. Graf Dieberg war in augenblicklicher Verlegenheit, — ich lieh dem Grafen eine bedeutende Summe, — wird der Maler Dieber das Darleihen unverweilt zurückgeben?"

„Nein! Sie werden die Gefälligkeit haben, und dem Maler Credit gewähren.“

„Credit, — auf was hin?“ schrie der Guanofabrikant. „Credit auf Ihre Pinsel und Farben?“

„Nein, — aber Credit auf meine Hoffnung,“ versetzte ruhig der Andere.

„Ah, — Sie wollen die reiche Tochter Hartungs heimführen! Sie wollen den Baron prellen durch „Graf“ und Kunstschwärmerei, wie Sie mich geprellt haben.“

„Mein Herr, Sie sprechen beleidigend!“

„Durchaus nicht!“ rief erhitzt der Fabrikant. „Der Angeführte bin ich, — nicht Sie! Der Beleidigte bin wieder ich, — nicht Sie. Wollen Sie einen Skandal? Sie sollen ihn haben. Ohne Verzug werde ich auf der Polizei Anzeige machen.“

„Dies werden Sie nicht thun,“ sagte bestimmt der Maler. „Hiedurch würde meine Hoffnung auf die reiche Braut vernichtet, und Ihr Guthaben wäre verloren.“

„Was liegt mir an der Hoffnung eines Schwindlers?“ zürnte Wank in steigender Leidenschaftlichkeit. „Mein Geld will ich, — mein Geld! Schlage ich nur mein Darleihen aus Ihren Habseligkeiten heraus, alles Uebrige ist mir gleichgültig. Was dachte ich

nur, von einem Fremden mich so anschwindeln, so übertölpeln zu lassen! Nun, — hm, — der Graf Dieberg wird nicht allein mich angeschmiert, er wird noch anderer Leute Geld eingesteckt haben. Und darum will ich eilen, mich sicher stellen, — die übrigen Gläubiger des ehrenwerthen Grafen mögen das Nachsehen haben," — und Herr Wank fuhr wiederholt durch die Haare, sein zorniges Gesicht glühte und seine Augen stachen auf den Schuldner.

Der Maler saß unbeweglich, redlich bemüht, Fassung und Würde zu bewahren. Jetzt griff er kopfschüttelnd in die Brusttasche seines Rockes und zog eine Brieftasche hervor. Darin öffnete er mit einem Schlüsselchen eine Abtheilung, die nur ein einziges Pergamentstück enthielt.

„Hievon hat der wiener Geschäftsfreund nichts gemeldet," sprach er, das Pergament hinreichend.

Wank sah auf das Pergament und fuhr erschreckt empor. Mit weit geöffneten Augen betrachtete er symbolische Figuren und Zeichen, las einige Worte und hielt das Blatt in zitternden Händen. Jetzt wich er einige Schritte zurück und machte vor dem Sitzenden eine sehr tiefe, unterthänige Verbeugung.

„Verzeihung, Hochwürdigster!" stammelte Herr Wank. „Wie konnte, — wie durfte ich in dem jungen

Manne den Großwürdenträger unseres weltumspannenden Ordens vermuthen? Ich bitte unterthänigst um Verzeihung!"

„Sie haben nicht Ihren Vorgesetzten beleidigt, Bruder Wank, da Sie ihn nicht kannten. „Der junge Mann" im Schmuck des Großwürdenträgers darf Sie nicht befremden. Zuweilen gibt es auch „junge" Männer, begabt und geschickt für wichtige Aufgaben, fähig zu hohen Aemtern, arm zwar an Jahren, doch reich an Verdiensten."

Der „Hochwürdigste" schob das Pergamentblatt in sein Behältniß und verschloß dasselbe sorgfältig. Der Guanofabrikant wischte den Schweiß von seiner Stirne.

„Haben Sie von der Mittheilung des wiener Geschäftsfreundes über meine persönlichen Verhältnisse einem Dritten gegenüber Gebrauch gemacht?"

„Nein, Hochwürdigster!"

„Sie werden das tiefste Stillschweigen beobachten."

Wank verbeugte sich gehorsamst.

„Wie heißt der Geschäftsfreund?"

„Fritz Stillwasser."

Der Hochwürdigste besann sich einen Augenblick.

„Mitglied der Loge „Zur brennenden Nessel."

„So ist es, Hochwürdigster!"

„Sie werden umgehend dem Bruder Stillwasser schreiben, daß er alle Mittheilungen über meine Person unterlasse. Und Ihnen, Bruder Wank, verschließt der geschworene Eid des strengsten Sigills den Mund über meine Stellung im großen Weltbunde, — vergessen Sie das nicht. — Dies wäre abgethan. Betrachten Sie mich, wie bisher, als Graf Ernst von Dieberg."

Wieder fuhr der Fabrikant mit dem Taschentuche über das Gesicht. Dieberg sah die achtungsvolle Scheu des reichen Mannes und lächelte.

„Haben Sie die Güte, Herr Wank, meinen Credit noch etwas zu verlängern. Das Darleihen wird Ihnen mit Zinsen zurückbezahlt werden."

„Bitte, — bitte, Herr Graf! Keine weitere Erwähnung dieser geringfügigen Sache," unterbrach Wank mit abwehrender Handbewegung.

„Sodann bin ich in der Lage, Ihre Gefälligkeit neuerdings ansprechen zu müssen," fuhr Dieberg fort. „Sie kennen meine Absicht, die bildschöne und sehr reiche Erbtochter Hartungs heimzuführen. Hiebei leiten mich weniger persönliche Interessen und Neigungen, als die erhabene Mission unseres Ordens. Ehelosigkeit und Freiheit des Genusses wären meinen Wünschen viel entsprechender, beide lägen auch tiefer im

Wesen unseres Geistes, — insofern die Ehe mit ihren christlichen Schranken lästig fällt. Aber Sie kennen die Macht des Capitals. Die Geldherrschaft blühte zwar in allen Zeiten, vorzüglich blüht sie in der Gegenwart. Das Geld regiert durch alle Klassen, sogar die Presse, selbst eine Großmacht, ist ihm unterthan. Darum ist auch Rothschild, der Geldkönig, eine Ziffer von so ungeheurer Bedeutung, daß er bei Völkerkriegen und Nationalzwist die Wage der Entscheidung zu bestimmen vermag. Unser Orden mußte gleicherweise die Geldmacht in den Kreis seiner Bestrebungen ziehen. Deßhalb geziemt es auch mir, dem eifrigen Freimaurer, persönliche Freiheit und süße Ungebundenheit des ledigen Standes jener klingenden Allmacht zu opfern. Um es kurz zu sagen, — ich möchte Hartungs Reichthum unseren Ordenszwecken dienstbar machen."

„Groß gedacht, — bewundernswerth!" rühmte Wank.

„Vielleicht noch klüger, als groß und bewundernswerth," versetzte Graf Dieberg. „Möglicherweise könnte ja die reiche Erbtochter einen Ultramontanen heirathen. Dann müßte Hartungs Geld verhaßten Zwecken dienen, — vielleicht gar, zur Unterhaltung päpstlicher Schlüsselsoldaten, als Peterspfennig nach Rom wan-

dern. Dies zu verhindern ist um so mehr Pflicht, als die goldene Erbtochter in religiösen Anschauungen sehr befangen ist."

„Sie machen sich verdient, Herr Graf, überaus verdient! Gebieten Sie über meinen ganzen Einfluß. Ich werde mit Eifer und Lust Ihren Plan zu fördern suchen."

„Allerdings bedarf ich Ihres Beistandes; denn bisher gelang es mir nicht, Amanda's Neigung zu erobern. Die öffentliche Meinung hat zwar ein zartes Gewebe zusammengesponnen, — mit Unrecht. Das Fräulein hält sich in weiter Ferne, unnahbar jeder Liebeserklärung. Der Vater hingegen wird mir täglich mehr gewogen, weil ich seinen Enthusiasmus für Malerei klug auszubeuten verstehe. Seitdem er in verschiedenen unserer Zeitungen und Schriften für Kunst meine Schöpfungen rühmlichst angepriesen fand, hält er mich für eine Kunstgröße. Er wünscht sehnlichst den berühmten Maler zum Tochtermann, und ahnt so wenig mein geringes Talent im Fache der Malerei, wie die Entstehungsart jener weihrauchstreuenden Kritiken."

„Köstlich, — höchst interessant!" rief der Guanofabrikant. „Kommen Sie aber doch endlich einmal auf die Art und Weise, wie ich Ihnen zu dienen vermag."

„Sogleich, mein Herr! Zur vollständigen Klärung der Lage muß ich noch anfügen, daß Amanda zu mir offenbar ganz dieselbe Neigung trägt, wie ich zu ihr, nämlich eine kräftige Abneigung. Sie ist zwar ein Mädchen von seltener Schönheit, ihre Körperformen sind vollendet, ihr Liebreiz bezaubernd. Dennoch, Sie werden das natürlich finden, sträubt sich mein Empfinden gegen die religiös fühlende und bigott denkende Ultramontane. Allein, wie gesagt, ich suche ja die Verbindung nicht aus Neigung, sondern aus Nützlichkeitsgründen und in dem Bestreben, Hartungs Geldkräfte unseren Ordenszwecken dienstbar zu machen. — Nun eine Frage. Gestern erzählten Sie von einem Ihrer Arbeiter, der sich an demselben Tage, an derselben Stelle ersäufen wollte, wo Hartung aus dem Rhein gezogen wurde. Ist jener Arbeiter fähig, mit Geschick eine kleine Aufgabe zu lösen?“

„Das hängt vom Wesen der Aufgabe ab, gnädiger Herr Graf! Im Fache der Lüge, der Verstellung, der Frechheit und Stirnlosigkeit leistet unser Strohmaier das Aeußerste.“

„Dann ist er brauchbar. Hören Sie! Hartungs Retter verschmäht es, wie Ihnen bekannt, vor die Oeffentlichkeit zu treten. Aus diesem erfreulichen Umstande müssen wir Capital schlagen. Sie bereden

nämlich Strohmaier, dem Baron zu hinterbringen, daß er den Lebensretter kenne. Er habe an jenem Tage sich ertränken wollen, habe etwas am Rhein liegen gelassen, sei später dahin zurückgekehrt und Zeuge der Rettung gewesen. — Ist Strohmaier im Stande, diesen Stoff in glaubwürdiger Erzählung vorzutragen?"

„Vollkommen! Seien Sie versichert, im Erfinden und Lügen sucht er seines Gleichen. Und wer soll den Retter darstellen?"

„Ich, mein Freund, — ich, — Graf Ernst von Dieberg."

„Ah, — ich verstehe, — unübertrefflich!"

„Die Folgen sind klar! Hartungs Gewogenheit steigert sich zur Begeisterung für mich, — er schuldet mir sein Leben. Und Amanda? Nun, sie wird unmöglich gleichgültig bleiben können gegen den Retter ihres Vaters."

„Herr Graf, Sie sind ein non plus ultra! Wie prächtig Sie Alles componirt haben! Die reiche Erbtochter kann Ihnen gar nicht fehlen. Das Fräulein müßte ja wahrhaftig die Herzlosigkeit selber sein, würde sie dem Lebensretter ihres Vaters die Hand versagen."

„Vergessen Sie nicht, Strohmaier zu bemerken, daß ihm die kluge Ausführung des Planes glänzenden Lohn eintragen werde.“

„Lassen Sie mich nur machen, Herr Graf! Der Mensch ist ganz in meiner Hand, — ich stehe für Alles.“

---

## In Raphaels Atelier.

Raphaels Mutter ist in arger Bedrängniß: seit acht Stunden arbeitet er im Atelier eingeschlossen, ohne Speise und Trank, und sie wagt es nicht, die aufreibende Thätigkeit zu unterbrechen. Schon vier Male haben mütterliche Aengste sie vor die hohe Flügelthüre getrieben, sie hat durch das Schlüsselloch spionirt, sie hat ihn vor der Staffelei gesehen, Pinsel und Palette in den Händen. Auch die Seligkeit künstlerischen Schaffens hat sie wahrgenommen in seinen erregten Zügen, und die Gewalt überirdischer Mächte in den glühenden Augen. War es Wirklichkeit oder täuschender Schein des Schlüsselloches, aber sie bemerkte um sein Haupt einen lichten Glanz, und seine Gestalt umflossen von einer Majestät, die ihr Scheu einflößte. Deßhalb wagte sie auch beim vierten Male nicht, die Geister zu vertreiben, welche ihn festbannten im Zauberkreise der Dichtung. In wachsender

Besorgniß war die Mutter in ihr Zimmer zurückgekehrt. Dann kam der Pathe, Herr von Schwertschlag, heute noch verstimmt wegen des mißlungenen Angriffes auf des Malers freies Herz; denn Ida von Limbach, die gerühmte Schönheit, hatte beim Gartenfeste des Künstlers Interesse unendlich weniger angeregt, als die summenden gelben Italiener.

Ein mildes Lächeln Eleonorens empfing den Hausfreund, und nach flüchtigem Austausch verbindlicher Worte kam die Rede auf den Gegenstand gemeinsamer Sorge.

„Wo ist Raphael?" frug der Pathe.

„Im Atelier, — seit acht Stunden," antwortete sie gedrückt.

„Seit acht Stunden?" wiederholte entsetzt der Pathe. „Weßhalb stören Sie ihn nicht? Sie können ihn dieser aufreibenden Thätigkeit überlassen?"

„Er bat dringend, das Gemälde vollenden zu dürfen, er sei eben in bester Stimmung."

„In bester Stimmung? Diesen Grund dürfen Sie nicht gelten lassen; denn er ist immer in bester Stimmung. Und das Gemälde will er vollenden? Nun, wenn es vollendet, dann wird ein anderes angefangen. So geht es fort bis zur völligen Erschöpfung geistiger und körperlicher Kräfte. Denken Sie an den

großen Mozart. Auch ihn trieb es zu stetem Schaffen. Taub gegen die Mahnungen seiner besten Freunde, brachte Mozart den Compositionsstift nicht aus der Hand. Als endlich seine Gattin das Notenblatt ihm gewaltsam entriß, da war es zu spät, der Körper ein Opfer des ruhelosen Geistes geworden. Mozart starb vor den Jahren, und Raphael gleicht hierin genau jenem genialen Manne. Da Bitten und Vorstellungen nichts fruchten," schloß entschieden der Pathe, „so muß älterliche Autorität rettend eingreifen, und zwar unverzüglich, bevor es zu spät wird."

Noch saß Leonore geängstigt unter dem Eindruck der Worte, als Herr von Chlingen eintrat. Er las in den kummervollen Zügen der Gattin und hörte Schwertschlags dringende Vorstellungen.

„Gut!" sagte ruhig der Freiherr. „Raphael wird eurer übertriebenen Aengstlichkeit ein Opfer bringen, und zwar ein schweres Opfer, indem er das Malen für einige Zeit unterläßt."

„Ich wage kaum, Ihre Zuversicht zu theilen, lieber Chlingen!" sprach der Pathe. „Sie betrachten Raphaels Enthaltsamkeit als ein Werk Ihres bloßen Winkes, und mir scheint das volle Aufgebot väterlicher Strenge nothwendig, um den Künstler aus dem Atelier zu verbannen."

„Dies kommt wieder daher, weil Sie die Seele meines Sohnes nicht kennen, bester Freund! Um ihn von der Staffelei zu vertreiben, genügt es, seiner Kindesliebe die Angst der Mutter zu zeigen.“

Die Augen des Pathen wurden groß und sein ehrwürdiges Haupt bewegte sich in starken Zweifeln.

„Sie stellen bedeutende Forderungen an das Herz Ihres Kindes,“ versetzte trübe Herr von Schwertschlag. „Von meinem leichtfertigen Eduard wäre auf diesem Wege gar nichts zu erlangen. Dieser lockere Junge ist das gerade Gegenbild Ihres herrlichen Sohnes. Mir wenigstes bleibt die kränkende Erfahrung, daß Vatersorgen und Mutterthränen ohne jeden Einfluß sind auf Eduards Lebensweise. Wie verschiedenartig doch die Menschen! Ihr Raphael reibt sich auf durch unersättlichen Arbeitsdrang, — meinen Sohn verderben entnervende Genüsse.“

„Das haben die entsittlichenden Grundsätze glaubensloser Universitätsprofessoren verschuldet,“ sprach ungehalten der Freiherr. „Eduard hat aus der giftigen Quelle der Negation getrunken. Alle übersinnlichen Existenzen hat eine religionsfeindliche Philosophie vernichtet, die Unterschiede zwischen Gut und Böse aufgehoben, und Eduard handelt folgerichtig, wenn er nur lebt für den sinnlichen Genuß. Eine

Seele ohne religiösen Glauben ist wie ein Schiff, das Steuer und Mast verloren, um rettungslos auf den Wellen der Leidenschaften zu treiben. Eduard ist ein Bekenner des Naturalismus, einer Philosophie der Verzweiflung, welche keinen Halt gewährt gegen den Andrang böser Neigungen, und keine Stütze gegen die Tyrannei des verkehrten Herzens. Das habe ich dem Verirrten wiederholt in die Breite gezeigt, und auch die Folgen seiner Irrthümer. Aber der religiöse Unglaube, hat er einmal den Menschen ergriffen, erscheint wie ein Gift, das alle gesunden Geisteskräfte tödtet."

„Sie halten meinen Sohn für unverbesserlich?" frug der bleiche, tiefgebeugte Vater.

„Hoffen wir, verehrter Freund!" tröstete Ehlingen. „Mein ganzes Vermögen wird Ihr väterliches Bemühen redlich unterstützen."

„Unverantwortlich ist es von Seite der Regierung, Männern die höheren Lehrstühle anzuvertrauen, deren gottlose Grundsätze unsere Söhne verderben," sagte schmerzlich erregt die Mutter. „Mein Gott, — hätte Raphael, nach Vollendung seiner humanistischen Studien, die Universität besucht, wäre sein reiches Gemüth und seine reine Seele dem Einflusse jener lehrenden Sittenverderber anheimgefallen, auch

Raphael wäre Gotteslängner und Religionsverächter."

„Nein, Lorchen, nein!" widersprach der Freiherr. „Raphaels großartige Geistesanlagen hätten unwillkürlich jene hohle, inhaltlose Philosophie abgewiesen. Die geistige Gemeinheit und Abgründigkeit der modernen Negationstheorien hätten sein geniales Empfinden und Denken schwer beleidigt. Wir kennen Raphaels Widerwillen gegen den nackten Materialismus in der Kunst, ganz denselben Abscheu würde der philosophische Nihilismus in ihm erweckt haben; denn Materialismus in der Kunst, und Naturalismus in der Philosophie sind ja sehr nahe Blutsverwandte. — Kennen Sie den Eindruck der schönen Ida auf unseren Künstler, mein bester Schwertschlag?" frug einlenkend der Freiherr, mit einem theilnehmenden Blick auf den kummervollen Vater.

„Ich fand noch keine Gelegenheit, dies näher zu erforschen; glaube jedoch im Garten Raphaels Kälte für Ida von Limbach bemerkt zu haben."

„Sie erinnern sich, das Fräulein hatte in „Grün" Toilette gemacht," fuhr Chlingen fort. „Grünes Barett, grüner Schleier, grünes Kleid, grüne Handschuhe, grüne Stiefelchen, grüner Sonnenschirm, — ganz grün. Ich gewahrte bald Raphaels humoristische

Stimmung beim Anschauen der Grünen. Dann sah ich, wie er sie nach Künstler Art betrachtete, ihre Formen gleichsam studirte. Das Ergebniß dieses Studiums erschien günstig, — natürlich; denn Ida ist wirklich eine vollendete Schönheit. Aber ein Idealist, wie unser Raphael, bleibt nicht auf der Oberfläche körperlicher Täuschung, er dringt tiefer. Darum forschte unser Künstler nach dem geistigen Gehalt der schön gestalteten Grünen, er knüpfte eine Unterredung an. Dieselbe wurde lebhaft, schloß aber mit Raphaels lebhafter Verstimmung. Nun, — frug ich bei der Heimfahrt aus dem Garten, du hast dich ja vortrefflich mit dem fremden Fräulein unterhalten? — „Ein grüner Papagei, Vater!" antwortete er. „Mir hat es in der Seele wehe gethan, in dieser glänzenden Hülle so wenig Geist, noch weniger Gemüth, keine Spur von zarter Empfindung, dagegen ein Herz zu finden, welches Flitter und leere Aeußerlichkeiten beherrschen. Ich grolle mit unserer Zeit, weil sie dem Künstler mehr und mehr die ächte Weiblichkeit vernichtet." — Das ist Raphaels Urtheil über die prachtvolle Ida. Ich fürchte, Lorchen, großälterliche Freuden werden uns versagt bleiben."

„Max, Du mußt ihn endlich unterbrechen," drängte die Freifrau. „Bereits arbeitet er seit neun Stunden."

„Und wie lange verbannt Ihr den Künstler aus dem Reiche der Musen?“ frug lächelnd der Freiherr.

„Mindestens vier Wochen,“ antwortete Schwertschlag.

„Viel verlangt von einem Menschen, dessen Lebensinhalt künstlerisches Schaffen ist. Ich will ihn herbei holen. Ihr möget selbst aus seinem Munde das ungeheure Opfer der Kindesliebe vernehmen. O ich kenne meinen Raphael!“ rief mit väterlichem Selbstgefühl der Freiherr.

Als die Mutter zum letzten Male vor der Thüre des Ateliers gestanden, führte Raphael die vollendenden Pinselstriche an seinem neuesten Oelgemälde. Dann fügte er die Blindrahmen, auf welche die Leinwand gespannt war, in schon bereit liegende Goldrahmen, hing das Gemälde an die Wand, zog einen Fenstervorhang empor, ließ einen anderen herab, und stand jetzt in den Anblick seines Werkes versenkt. Kein Geräusch der Außenwelt störte das Beschauen; denn das Atelier, ein hoher, weiter Saal, stieß an den freiherrlichen Garten, wo in Gebüschen des Miniaturparkes Vögel sangen, und blühende Bäume ganze Ströme süßer Düfte über Garten und Palais ausgossen. Nicht ohne bedeutende Kosten war nach

des Malers Angabe das Atelier gebaut worden. Es hatte eine Reihe ungewöhnlich breiter und hoher Fenster, nach Wunsch die volle Tageshelle einzulassen. Alle Fenster hatten dichte Vorhänge von guten Seidenstoffen. Die Vorhänge schienen beim Malen von einiger Bedeutung; denn alle waren mit genauen mechanischen Vorrichtungen zum Ablassen und Aufziehen versehen. Der Künstler trat im Laufe der Arbeit öfter zu den Vorhängen und ließ nach Gutdünken die strömenden Lichter auf die Leinwand fallen. Das mittlere Fenster geleitete zu einem Balkon. Dort pflegte Raphael an Sommerabenden zu sitzen, den Schlag der Nachtigallen zu belauschen, die Majestät des gestirnten Himmels auf sich wirken zu lassen, oder bei nächtlicher Stille im Rauschen der Linden seine Phantasien weiter zu spinnen. Kästen und Schränke, alle in schönen altdeutschen Formen aus Eichenholz gearbeitet, standen längs der Wände. Sie enthielten Trachten verschiedener Zeitalter, Gliedermänner in Lebensgröße, denen er Gewänder anzog, zum Studium des Faltenwurfes, Schubläde bargen alle möglichen Pinselgeschlechter, Paletten, Farben und alle Dinge für den Gebrauch des Malers. Durch alle Verhältnisse herrschte wohlthuend eine seltene Ordnung und Reinlichkeit. Nichts lag oder

stand chaotisch umher, jedes Ding behauptete seinen streng angewiesenen Platz. Nur einem Schwalbenpaare war gestattet, in die blanke Sauberkeit jenen Stoff zu werfen, den schon Eine ihres Geschlechtes in die Augen des alten Tobias fallen ließ. Den empfindsam reinlichen Herrn verletzte zwar besagter Stoff fast ebenso, wie ehedem den alten Tobias. Allein die Schwalben waren seine Lieblinge, deren trautes Gezwitscher ihn zuweilen ergötzte, und deren häusliche Geschäftigkeit den Rastenden unterhielt. Als sie den ersten Besuch wagten, schossen sie scheu an den Wänden hin, und zum geöffneten Fenster mit einem schrillen „Tiwitt" wieder hinaus. Der Maler hatte den Besuch gar nicht bemerkt. Aber die Besuche wiederholten und dehnten sich. Das Männchen faßte den Muth, sich auf eine Staffelei niederzulassen, den stillen, schönen Herrn zu beobachten, und schließlich ihm ein Lied zu singen. Das freute den Ungewöhnlichen ganz außerordentlich. Er sah aus leuchtenden Augen auf den willkommenen Sänger, bewunderte sein schwarzgrün schillerndes Kleid, fand die langen Flügel und die beiden Schleifen in harmonischem Einklang mit der luftigen Gestalt, und belächelte den komisch bewegten Schnabel beim Singen.

„Ach, wie lieb, wie traut!" flüsterte der entzückte

Raphael. „Diesen Zimmergenossen lasse ich mir gerne gefallen.“

Die Schwalben nahmen unverzüglich den Herrn beim Wort. Sie flatterten suchend um Gesimse und Wandleisten. Das Männchen zeigte lebhafte Sorge für häusliche Einrichtung, gerieth jedoch in Verlegenheit wegen eines günstigen Ansiedelungspunktes. Kaum bemerkte Raphael diese Absicht, als er in einer heimlichen Ecke, hoch oben an der Saaldecke, eigenhändig ein vorstehendes Brettchen festnagelte. Kaum hatte er die Leiter weggestellt, so flog das Männchen zur Stelle, beäugelte das angewiesene Gebiet, fand es wohnlich und drückte seinen Dank durch ein verbindliches Gezwitscher aus.

Sogleich begann die Gründung des neuen Hauswesens. Aus Lehm und fliegenden Stoffen wurde ein bescheidener Wohnsitz gebaut und derselbe mit Federn ausgepolstert. Das erste Ei wurde gelegt, das zweite bis zum vierten folgten, und während das Weibchen brütend im Neste saß, unterhielt das Männchen durch seine Gesänge die hoffnungsfreudige Mutter. Und Raphael hatte eine Fensterscheibe herausnehmen lassen, damit die Angesiedelten zu jeder Zeit nach Belieben ein- und ausfliegen konnten. Nur selten kam das Weibchen vom Neste, geschah es aber

dennoch, so fürchtete Raphael, die Eier möchten erkalten und die werdenden Jungen möchten sterben. Zuweilen blieb das Vöglein, nach der Meinung des Besorgten, sehr lange aus. Er konnte nicht malen, die Abwesenheit der Schwalbe und die Besorgniß für die erkalteten Eier waren eine starke Störung seiner Künstlerstimmung. Die rechte Zeit führte aber die Brütende immer wieder zurück, und Raphael verwunderte sich über die genaue Kenntniß des Vogels in Betreff des erlaubten Zeitmaßes seiner Entfernung.

„Das ist doch wunderbar!" dachte er. „Wäre mir die Aufgabe gestellt, durch eine Brutmaschine die Eier bis zur Reife sich entwickeln zu lassen, ich käme sicher nicht zurecht, ohne gründliches Studium des Processes in irgend einem Fachwerke. Ich würde die Eier verbrüten, oder durch Kühle verderben. Und was ich nur wissen kann durch Studium, das weiß die Schwalbe ohne Studium. Wer ist der Schwalbe Lehrmeister gewesen?"

Er stand eine Weile sinnend vor der Frage. „Offenbar," fuhr er fort, „ist eine brütende Schwalbe stark genug, den Atheismus über den Haufen zu werfen; denn das Brutgeschäft beruht auf gesetzmäßiger Ordnung. Bestehen aber Naturgesetze, so ist es

heller Blödsinn, einen allerhöchsten Gesetzgeber zu läugnen."

Gleiches Erstaunen erweckte das fördernde Zusammenleben des Pärchens und die gegenseitige liebevolle Aufmerksamkeit. Das Männchen blieb nicht beim Singen, es löste zuweilen das Weibchen ab, es saß geduldig im Nest, damit Frau Schwalbe längere Zeit im Freien sich bewegen könne. Niemals hörte Raphael scheltende Stimmen, welche Zerwürfniß und Bruch des häuslichen Friedens verkündeten. Das Weiblein verharrte in Geduld bei den Eiern, das Männlein verlor niemals gute Laune und Theilnahme. Endlich vernahm Raphael eines Morgens ein leises, kaum vernehmbares Pfeifen. Er klingelte und befahl eine Leiter. Zum Neste emporgestiegen, fand er vier ausgeschlüpfte, nackte Dingerchen, fast ohne Flaum, mit dicken geschlossenen Augen, gelben Schnäbelchen und runden Bäuchlein. Er wagte nicht, die zarten Wesen zu berühren, und stieg eilends herab, als er die Klagetöne der Alten vernahm, die ängstlich um sein Haupt flatterten. Rasch wuchsen die Kleinen unter einer sorgsamen Pflege heran. Ihre Köpfchen lagen um den Rand des Nestes, und sobald die Alten mit Futter nahten, gab es ein vierfaches Schnabelaufsperren, ein vierstimmiges Gezwitscher

und Fächeln mit den Flügeln. Und Raphael stand verwundert vor der beobachteten Regelmäßigkeit der Fütterung. Die Mahlzeitordnung wurde strenger eingehalten, als in mancher Menschenfamilie, in der zu jeder Tageszeit verzogene Kinder essen dürfen. Ebenso staunte er über die Reinlichkeit der Schwalbenfamilie. Jeder Abgang wurde von den Alten pünktlich entfernt, das Nest sauber gehalten. Gab es am Boden dennoch Schmutzflecken, so entstanden sie nicht durch Uebertretung des Reinlichkeitsgesetzes, das eine allerhöchste Weisheit den Vögeln eingeschaffen, sondern aus Zufall oder Ungeschick der Jungen.

Die Schwalbenkinder hatten bereits ihr Federkleid angelegt, und ihre kräftig wachsende Jugend machte bedeutende Ansprüche an die älterliche Ernährungspflicht. In den Fütterungsstunden wurde es sehr lebendig in der Ecke, die kleinen Schreihälse waren kaum zu sättigen. Dann kamen kühle Regentage, die Fliegen verkrochen sich, die Nahrung fehlte. Der Künstler sah die Alten suchend an den Wänden umherflattern, die Beute wurde immer spärlicher, die Jungen immer hungriger. Vom Regen durchnäßt, kehrten die Schwalben in das Atelier zurück, saßen traurig vor dem Neste und hörten, nach des Malers persönlichem Empfinden, kummervollen Herzens auf

das unablässige Schreien der Jungen nach Speise. Und als die Regentage anhielten, kam Raphael in schwere Sorgen. Er gedachte zwar jenes Bibelspruches, daß Gott die Vögel des Himmels väterlich ernähre, — dennoch erschreckte ihn die Möglichkeit des Hungertodes seiner Lieblinge. Das Entsetzliche zu verhüten, legte der Künstler Pinsel und Palette bei Seite und ging auf die Fliegenjagd. Spähend durchwanderte er alle Zimmer, fand aber nirgends eine Mücke.

„Was suchst Du, Raphael?“ frug die Mutter.

„Fliegen für meine Schwalben, und ich finde keine, — es ist entsetzlich!“

Frau von Ehlingen betrachtete staunend ihren Sohn, dessen bekümmertes Gesicht in der That von schwerem Nothstand Zeugniß gab. Sie erschrack heftig; denn seine Angst um jene Vögel konnte nur ein weiterer Beweis gestörter Geistesklarheit sein.

„Wie absonderlich Du bist, mein Sohn!“ sprach sie in mildem Tadel. „Offenbar eine krankhafte Uebertreibung, für Schwalben sich zu ängstigen.“

„Du kennst sie nicht, liebe Mutter! Ich habe sie beobachtet, ihr zärtliches Zusammenleben kennen gelernt, ihr sanftes, reines Dasein bewundert. Mir wäre gräßlich, müßten sie alle verhungern. Wie

Vieles könnten Menschen in Pünktlichkeit, Berufstreue und Gehorsam von den Thieren lernen, weil die Thiere niemals rebelliren gegen ihren Herrn und Schöpfer."

Er stieg hinab zur Küche. Dort fing er, mit Hilfe der Köchin und seines Kammerdieners, einige Mücken und trug die Beute im Triumphe nach dem Atelier. Aber groß war seine Ueberraschung, als die todten Fliegen unberührt auf dem Neſtbrette liegen blieben.

„Dies kommt daher, gnädiger Herr, weil sie todt sind," erklärte Franz. „Die Schwalben fangen nur Fliegendes und Lebendes."

„Rathen, helfen Sie, Franz! Woher bekommen wir Fliegen?"

„In den Stuben armer Leute gibt es ganze Schwärme," antwortete Franz. „Soll ich für dieses Geschmeiß sorgen?"

„Nein!" sagte Raphael nach kurzem Besinnen. „Ich will das selbst übernehmen."

Ohne Verzug schritt der jugendliche Freiherr durch die Straßen nach einer engen Gasse, wo arme Leute wohnten. An der Grenze des hoffnungsvollen Jagdreviers kamen einige Bedenken; denn die Kühle des Mai und der zerstreuende Gang durch belebte Straßen hatten ernüchternd auf den empfindsamen Bewohner des stillen Ateliers gewirkt. Er bedachte, die armen

Leute in der engen Gasse möchten seine Fliegenjagd wunderlich, oder gar lächerlich finden.

„Die Mutter hat wieder recht," bestätigte er. „Jedermann wird mein Sorgen und Bangen für Schwalben als eine krankhafte Uebertreibung betrachten. Und doch hat mein Fühlen Berechtigung in jenen Kreisen, die außerhalb der Grenzen der Alltäglichkeit liegen."

Sein Blick fiel auf zwei schmutzige, zerlumpte Knaben, die einige Schritte vor ihm an der Wand lungerten. Er blieb stehen und betrachtete die Müßigen. Die Knaben sahen die glänzenden Augen des schönen Herrn, richteten sich empor und standen verlegen vor dem Prüfenden.

„Wohnt ihr in der Nähe, Kinder?" frug er freundlich.

„Ja, Herr, — in der Fliegengasse."

„In der Fliegengasse? Das ist ja prächtig! Habt ihr auch Fliegen in eurer Stube?"

„Genug, mehr als zu viel."

„Wollt ihr mir Fliegen fangen?"

Die Knaben sahen verwundert empor und ein ungläubiges Lächeln spielte durch die bleichen Gesichter.

„Mein voller Ernst, Kinder! Für jede lebende Mücke gebe ich einen Kreuzer."

„Ich fange Ihnen zwanzig für einen Kreuzer.“

„Und ich fange Ihnen dreißig für einen Kreuzer,“ überbot der Andere.

„Bleiben wir bei zwanzig,“ entschied Raphael. „Aber die Fliegen müßt ihr alle lebend bringen.“

„Ja, — wie geht das? Die Mücken sind gleich todt,“ zog der Aeltere in ernste Erwägung.

„Ich kaufe Jedem eine Flasche, da hinein sperrt ihr die Fliegen. Du bringst Deinen Fang jeden Tag Morgens acht Uhr, — Du bringst die Deinigen Nachmittags drei Uhr.“

„Wohin sollen wir sie bringen?“

„Residenzstraße Nr. zwei.“

„Ah, — dort wohnt der Freiherr von Ehlingen,“ sagten achtungsvoll die angestellten Fliegenfänger.

Von den Knaben begleitet, betrat der Auftraggeber eine Glashandlung und kaufte zwei weiße Flaschen, die mit einem Propfen geschlossen wurden.

„Könnt ihr heute ausnahmsweise um fünf Uhr schon einige gefangen haben?“

„Die Menge!“ antworteten die Jagdeifrigen und liefen von dannen.

Der Maler kehrte beruhigt heim, gab Franz die nöthige Weisung, und eine Stunde später stellte der Kammerdiener die erste Flasche mit reichem Inhalt

auf den Tisch. Raphael öffnete, die Mücken enteilten ihrer Haft, wurden geschickt von den Schwalben erhascht und den Jungen zugetragen. Das Schauspiel erfreute den Herrn, und die Wahrnehmung rührte ihn, daß die hungrigen Alten keinen Fang für sich behielten, sondern zuerst die Jungen sättigten.

Die Flaschen kamen jeden Tag regelmäßig mit hinreichender Nahrung, — nach der Meinung des Künstlers. Bald sollte er jedoch mit Bedauern erfahren, daß die Insektenvertilgungsaufgabe der Schwalben viel bedeutender sei, als er vermuthete.

Gegenwärtig sitzt die ganze Familie ruhig, den Künstler nicht zu stören, der sein vollendetes Werk betrachtet: den alten Weidenbaum. Und er, der Weidenbaum nämlich, steht nicht in Mitte des heimlichen Rasenplatzes, umgeben von grünem Jungholze des sonnigen Haines am Rhein, er steht auf weiter, öder Haide. Das absterbende Leben des Alten ist mit wunderbarer Empfindung gegeben, die wenigen grünen Schößlinge welken sichtbar dahin, man glaubt, den letzten Athemzug des Baumes zu vernehmen. Vor ihm liegt ein stiller, trauriger Wasserspiegel, die kleine Fläche eines Quells, der vertrocknen will. Denn man sieht deutlich am Rande das allmälige Fallen des Wassers, und der schwarze Moorgrund wird bald den letz-

ten Tropfen verschluckt haben. Und dann ist nichts, als eine endlose Haide, nicht einmal ein begrenzender Horizont; denn Himmel und Haide fließen in maßlosen Fernen zusammen. Ein letzter Sonnenblick fällt über die Oede, und dieser spielt in so zarten Farbentönen um alle Dinge, daß die feinfühlige Farbentechnik den Unwissenden fesselt, den Kenner aber zur Bewunderung hinreißt. Ein herrliches Gelbgrün zittert um unbedeutende Sträucher, und ein vergehendes Mattroth fließt über die Ebene. Aber nicht die zarten Lichter und nicht die durchsichtig reine Luft vermögen es, eine tiefe Trauer zu verscheuchen, welche die Haide athmet, die nirgends ein lebendes Wesen, nicht einmal ein frohes, lebenslustiges Gebüsch trägt. Zeichnung und Farben haben sich vereinigt, eine so überwältigende wehmüthige Stimmung zu erzeugen, daß kein Beschauer von einigem Gemüth derselben sich verschließen kann. Raphael hat offenbar jene Gefühle gemalt, die ihn beim Besuche des Haines beherrschten, eine Elegie in Zeichnung und Farben.

Der Maler betrachtet die Schöpfung mit innigen Vaterfreuden, und heftig erschreckt er, als kräftiges Pochen an die verschlossene Thüre durch das Atelier hallt. Er öffnet. Ein junger, bleicher Herr, elegant gekleidet und matt lächelnd, steht vor ihm, —

Eduard von Schwertschlag, des Pathen irregeleiteter Sohn.

„Zürne nicht, Raphael, wegen der Störung," begann er mit grüßender Hand- und Kopfbewegung. „Ah, — hier ist es feierlich ernst, wie im Tempel der Musen! Glaube mir, ich empfinde deutlich den Flügelschlag sinnender Geister, die vom Parnaß herabgestiegen, ihrem Liebling Göttliches zu erschließen, ihm den Pinsel zu führen, die Farben zu mischen, und seinen Geist in vertraute Kreise des Uebersinnlichen schöpferisch einzuführen. Und in solcher Gesellschaft wirst Du täglich überirdischer. Hohenpriesterlich kleidet Dich ernste Würde, und die Hoheit Deines Wesens wirkt einschüchternd auf uns arme Menschenkinder. Kaum wage ich, den Inhalt meiner Sendung vor Deiner seraphischen Herrlichkeit niederzulegen."

„Dein Humor bewegt sich hart an der Grenze des guten Geschmackes, lieber Eduard!" versetzte lächelnd der Maler. „Und wer sollte Dich zum Botschafter auserkoren haben?"

„Graf Ernst von Dieberg."

„Wer ist das?"

„Meine neueste Bekanntschaft, ein herrlicher Mensch! Der Graf macht vielverheißende Versuche in der Malerei, hörte von Deinen „Mördern Germanias,"

wünscht dieselben zu sehen und bittet um Deine allergnädigste Erlaubniß."

„Du kennst meinen Entschluß und hättest dem Grafen die Unmöglichkeit, seinen Wunsch zu erfüllen, erklären sollen."

„Den Verschluß habe ich dem Herrn bereits erklärt," sprach Eduard, auf einen Bretterkörper von einigen Quadratmetern Fläche deutend. „Ich habe ihm gesagt, „Die Mörder Germanias" lägen zwischen Holzwerk in strengster Haft, durch zwei mächtige Flügelthüren verschlossen und jedem Sterblichen unsichtbar. Das habe ich dem staunenden Grafen berichtet. Aber Deinen Entschluß ihm verständig zu erklären, war rein unmöglich, weil Künstlerlaunen niemals vor logischen Denkgesetzen bestehen."

„Nicht Laune, sondern reife Ueberlegung entzieht dem Publikum jenes Gemälde. Der Stoff würde einen schrecklichen Lärm erwecken, Viele ärgern und Niemand bekehren. Und dann ist in der Composition keine Schule, kein anerkannter Styl, und ich möchte vor Kunstverständigen keine Bloßstellung."

„Schule, — Styl, — Grillen!" rief Schwertschlag. „Dein Gemälde ist von ganz außerordentlicher Wirkung, von historischem Gehalt, von poetischer Wahrheit, von wundervoller Technik, — was willst Du mehr?"

„Ich will ungestörtes Dahinleben in meinem Reiche," antwortete bescheiden der Maler.

Der bleiche Freund schüttelte mißvergnügt das Haupt, um seine Lippen krochen bittere Worte, allein er drückte sie nieder. Dafür sprach er: „Du wirst im Reiche der Ideen dermaßen Ideal, daß Du am Ende jede Berührung mit körperlichen Wirklichkeiten widerwärtig empfindest."

„Wie ein Philosoph irren kann!" neckte lächelnd der Künstler. „Du scheinst das Ideal für ein Phantom, die körperliche Seinsweise für Wirklichkeit zu halten, — und doch ist es gerade umgekehrt. Alles Körperliche, in stetem Wechsel begriffen, ist Schein, — das Ideal hingegen, als Abglanz des ewig Guten, Wahren und Schönen, ist das treue Abbild unveränderlicher Wirklichkeit."

Der Philosoph schnellte vom Sitze.

„Du rebellirst gegen alles gesunde Denken, gegen jede exacte Wissenschaft, gegen den herrschenden Geist Deiner Zeit. Weißt Du nicht, daß die absolute Negation des übersinnlichen Ideals die eigentliche Tendenz der modernen Kunst, der modernen Bildung überhaupt ist?"

„Demnach wäre das Ideal moderner Kunst ein Ding ganz sinnlicher Art," versetzte Raphael.

„Nein!“ widersprach lebhaft der Philosoph. „Der antiideale Realismus in der Kunst ist ebenso verwerflich und falsch, wie der antireale Idealismus. Ich sage: — das Ideal, weit entfernt, die phantastische Schöpfung einer übersinnlichen Willkür zu sein, ist vielmehr das treue Bild der Wirklichkeit, die plastische Darstellung der Wahrheit, wie sie nicht aus einer einzelnen zufälligen Erscheinung, sondern aus dem Wesen einer Gesammtheit regelrechter Thatsachen hervorgeht.“

„Dein Gedächtniß ist vortrefflich, — Wort für Wort die Erklärung eines gewissen Kunstkritikers. Mir genügt diese Erklärung vom Ideal durchaus nicht. Euer Ideal ist weiter nichts, als ganz gewöhnliches Material; denn es muß ja dem Uebersinnlichen, dem Geistigen ferne bleiben. Hiedurch wird der Künstler an die nackte Materie gekettet. Der plumpe Stoff hängt sich lähmend an die Flügel der Phantasie, der schaffende Geist kann sich in das Reich des Uebersinnlichen nicht mehr emporheben, um das Stoffliche zu vergeistigen.“

„Das poetische Empfinden genügt zur Vergeistigung. Jedes Empfinden ist irdisch, sinnlich, muß es sein, weil alles Ueberirdische und Uebersinnliche eitle Einbildung und phantastische Schwärmerei ist. Gerade

deßhalb wünsche ich Deine Bekanntschaft mit dem Grafen Dieberg. Er ist vernünftiger Realist, welcher seine Ideen nicht bezieht aus dem übersinnlichen Himmel des religiösen Glaubens, sondern aus den Sphären schöner Wirklichkeiten. Dieberg zeichnet die Natur, wie sie ist, ohne überirdische Beigaben. Deßhalb ist Dieberg wahr in allen seinen Erzeugnissen."

„Wenn Dieberg nur die Natur abmalt, dann ist sein Malen ganz und gar überflüssig; denn niemals wird sein Pinsel die Natur in täuschender Nachahmung erreichen. Und dann hat jeder Sehende die Freiheit, die ungemalte Natur zu betrachten. Dem Blinden hilft auch die gemalte Natur nichts. Fast wäre ich versucht, die Kinder eines Malers kennen zu lernen, deren einziger Werth in naturwahrem Abklatsch besteht."

„Es steht bei Dir, Deine Neugierde zu befriedigen," versetzte rasch der Bleiche. „Dein näherer Umgang mit dem Grafen würde ohne Zweifel jenen ungesunden Idealismus heilen, dem Du täglich mehr anheimfällst."

„Von der Richtigkeit meines Standpunktes bin ich ebenso überzeugt, wie von der Unrichtigkeit des Materialismus in der Kunst," versetzte kurz der Maler.

Wieder sprang der Philosoph erregt empor, gestikulirte heftig und kniff die Lippen zusammen.

„Siehst Du, Raphael, Deinen Idealismus, wäre er greifbar, mit diesen Händen wollte ich ihn packen und erwürgen! Allen frohen Lebensgenuß zerstört er Dir, Du verträumst Deine schönsten Jahre ohne Inhalt, Du vegetirst mitten im warmen Leben wie ein abgestorbener, schwärmerischer Klausner. Entsage diesem Phantom, bevor Du vor lauter Uebernatürlichkeit zum wesenlosen Schemen zusammenschrumpfest. Laß Dich bekehren zu genußreichem Dasein. Werde Fleisch und Blut, mache frohe Zugeständnisse Deinen dreiundzwanzig Jahren."

„Wozu Deine Erregung? Ich bin vollkommen glücklich."

„Glücklich? Haderst Du nicht jeden Augenblick mit dem Laufe der Welt? Findest Du nicht Merkmale eines göttlichen Fluches bei jedem Schritte? Frißt nicht ein quälender Weltschmerz an Deinem Empfinden?"

„Das nicht, nein, — von der modernen Krankheit des Weltschmerzes bin ich bewahrt," versetzte ernst Raphael. „Und die Arbeit bietet vollen Ersatz für all die niederdrückenden Erscheinungen in irdischen Verhältnissen. Ja, ich finde Merkmale des Fluches, und blind müßte sein, wer sie nicht findet. Ein tiefes Wehe geht durch die ganze Natur. St. Paulus schreibt ganz richtig,

„die ganze Schöpfung seufzet nach Erlösung," und schon die alten Heiden sahen entsetzt das tausendfach gestaltete Elend auf Erden. Hesiods Weheruf: „Wohl ist die Erde von Wehe voll und voll das Meer," — ist das Bewußtsein der antiken Welt. Nicht einmal die moderne Philosophie kann das Erdenelend hinwegdisputiren. Siehst Du, gerade die Verderbtheit und Mangelhaftigkeit alles Natürlichen zwingt den ächten Künstler, sein Ideal im Uebersinnlichen zu suchen. Vergebens habe ich bisher gerungen nach einer Versöhnung meines Innern mit laut schreienden Thatsachen einer allgemeinen Disharmonie, sowohl im Reiche der Elemente, wie im Thier- und Menschenleben."

„Entsage Deinem krankhaften Idealismus, — stürze Dich in das Leben — genieße mit vollen Zügen und Du wirst versöhnt," rief Schwertschlag.

„Mit anderen Worten: folge mir nach!" versetzte Raphael.

„Nun ja, — den Freund möchte ich Arm in Arm auf gleichen Wegen durch das Leben begleiten," bestätigte Eduard.

Der Künstler warf einen scharfen Geistesblick auf den Bleichen.

„Wird Dich ein wohlgemeintes, offenes Freundeswort beleidigen?" frug er sanft.

„Nicht entfernt, — rede!"

„Deine freigeistige Philosophie hat alle Schranken zusammengerissen, welche das Christenthum den sinnlichen Neigungen des Menschen gezogen," fuhr der Künstler fort. „Diese Schrankenlosigkeit nennst Du freie Selbstbestimmung. Die Gesetzlosigkeit zum Gesetze erhoben, hältst Du für hohen Gewinn des modernen Fortschrittes. Deine Gottheit ist die Befriedigung Deiner Neigungen und natürlichen Triebe. Und Du verlangst, ich soll Dich begleiten auf diesen Wegen? Ich soll mich in das Leben stürzen, mit vollen Zügen zu genießen? Sei aufrichtig, Eduard, — hat Dir Sinnengenuß inneren Frieden gebracht? Wachsen nicht im Genießen die Flammen der Leidenschaften? Und diese Flammen brennen fort, bis die letzte Körperkraft zerstört ist, — Dein krankhaftes Aussehen bezeugt es."

„Halt, — Du fällst in den Predigerton und der ist mir widerwärtig!"

„Laß mich die Bilanz Deiner Grundsätze und Doktrinen ziehen," sprach ernst der Maler. „Du hast ein Recht, vom Freunde ungeheuchelte Wahrheit zu erwarten, und für mich besteht die Pflicht, die Wahrheit Dir zu sagen. Höre mich an! Ja, Dein krankhaftes Aus-

sehen bezeugt, daß entfesselte Leidenschaften das Leben hinwegfressen. Du kennst die Warnungen Deines Arztes; aber Du spottest jener Warnungen. Deine Lebensweise regelst Du nach Deinem philosophischen System, und Dein philosophisches System bildet sich nach dem unstillbaren Durste Deiner Leidenschaften. Dein Arzt warnt, weil er den raschen Zerfall Deiner körperlichen Kräfte sieht. Dein Leben brennt zusammen in der zügellosen Gluth, weil Deine philosophischen Ansichten, nach denen Du lebst, im Widerspruche stehen mit Naturgesetzen, welche eine allerhöchste Hand auch dem Gesetzlosen absolut gezogen hat. Deine Philosophie ist schon darum falsch, unhaltbar und verderblich, weil sie rebellirt gegen jenen einzigen Herrn, den Du läugnest."

Schwertschlag bewegte heftig die Hände und sprang vom Sitze.

„Kinder Deiner übersinnlichen Phantastereien!" rief er.

„Dein körperliches Befinden ist ja die nackteste Wirklichkeit, keine Phantasterei," sprach fest der Künstler. „Höre meine Bilanz und meine Rechtfertigung, welche mir auferlegt, Deine Lebensweise zu fliehen! Grundsätze, welche den schrankenlosen Sinnengenuß gestatten, die Berechtigung aller Moralgesetze aufheben

und dann mit Naturnothwendigkeit in ein frühes Grab stürzen, — solche Grundsätze müssen ebenso verabscheuungswürdig, wie jene Philosophie falsch sein, welche dieselben gestattet."

Raphaels Bilanz hatte sich zu einem Keulenschlage geformt, und dieser fiel wuchtig auf den bleichen Herrn nieder. Er sank auf das Sopha zurück, wich dem durchdringenden Blicke des Künstlers aus und neigte das Haupt zur Brust. Da öffnete sich die Thüre und Freiherr von Ehlingen trat herein.

„Sie hier, Eduard?" sprach verwundert der Edelmann, mit leichtem Kopfnicken den Besuch grüßend. „Nach den schweren Anklagen Ihres bekümmerten Vaters, hätte ich Sie in einer so guten Gesellschaft nicht vermuthet."

„Sie hatten seit vier und zwanzig Jahren die Güte, mit einem väterlichen „Du" mich zu beehren, — weßhalb nun plötzlich das fremde „Sie?" frug Eduard betreten.

„Weil Sie mir fremd geworden in Anschauungen und gesellschaftlichen Beziehungen. Sie selber schlossen sich aus von der Vertrautheit mit einem Manne, der strenge am Adel der Gesinnung und des Wandels hält. Waschen Sie durch Reuethränen die Schmutzflecken hinweg vom weißen Taufgewande des Christen, kehren

Sie wie der verlorene Sohn in das väterliche Haus gebessert zurück, und Sie werden Ihren alten Freund Chlingen an der Seite Ihres versöhnten Vaters finden."

Und Raphael stand verlegen, mit glühenden Wangen und gesenkten Blicken, als gelte ihm die scharfe Rüge.

„Ist Deine Landschaft vollendet, mein Sohn?" frug heiter aufblickend der Vater. „Ah, — prachtvoll!" flüsterte er, vor die gemalte Haide tretend.

Der Maler stand hinter ihm, des väterlichen Urtheiles harrend. Auch der Bleiche folgte, machte eine leichtfertige Grimasse gegen den Freiherrn, verzog die Schultern, als werfe er eine Last ab, und Chlingens herbe Mahnung war spurlos durch den bodenlosen Leichtsinn Eduards hindurchgefallen.

Tiefe Stille. Die Drei betrachten schweigend den alten Weidenbaum auf der öden Haide. Plötzlich wendet sich der Vater, innige Rührung in den Zügen und im Auge eine Freudenthräne. Er zieht Raphael an seine Brust und küßt ihn auf die Stirne.

„Dank, mein theures Kind, für diese neue Schöpfung Deines Geistes! Die Stimmung Deiner Haide ist ergreifend, — man möchte sich unter den hinsterbenden Baum, vor die versiegende Quelle setzen, über

das weite, klagende Moorland blicken und sich wehmüthig ernster Stimmung überlassen."

Eduard sah scheel auf den glücklichen Sohn, erinnerte sich nicht, jemals ähnliche Vaterfreuden verursacht zu haben, und fand schließlich die kleine Familienscene nicht nach seinem Geschmack.

„Deine Leistungen in der Malerei machen Fortschritte," lobte der Freiherr. „Aber nun zeige, was Du in der Selbstverläugnung zu leisten vermagst. Ich verlange Großes im Punkte der Entsagung, vielleicht das schwerste Opfer eines Künstlers. Indessen stehen ächte Künstler der Gottheit näher, als gewöhnliche Menschen, und eben deßhalb dürfen im Erhabenen und Großartigen auch bedeutendere Forderungen an sie gestellt werden."

Raphael sah verwundert in das väterliche Angesicht und begriff nicht, wohin die Worte zielten. Auch Eduard horchte gespannt, und sein skeptisches Lächeln um den Mund verwandelte sich in Linien der Neugier.

„Deine Wünsche, lieber Vater, bezweckten immer mein Bestes. Deine gegenwärtige Forderung wird gleichen Absichten dienen."

„Wohl! Fraglich ist jedoch, ob der Nutzen meines Ansinnens Dir einleuchten wird. Sammle Deine ganze

Kraft, meiner Forderung wie ein Mann zu stehen; denn ich wünsche nichts Geringeres als Deine vollständige Trennung von Pinsel und Palette auf vier Wochen."

Raphael erschrak heftig.

„Warum diese Verbannung, Vater, aus den Kreisen meiner Lebensfreuden?"

„Weil Deine unersättliche Thätigkeit, Dein ruheloses Schaffen von schlimmen Folgen für Geist und Leib sein dürfte. Deine Mutter bekümmert sehr die stete Abgeschlossenheit im Atelier. Schwere Sorgen quälen ihr Mutterherz, und Deine Kindesliebe wird der Geängstigten ein Opfer bringen."

„Bevor Sie kamen," sagte Eduard, „ging auch mein Bemühen dahin, von den schlimmen Wirkungen unausgesetzter idealer Stimmungen ihn zu überzeugen. Der Einseitigkeit zu entgehen, müssen wir in steter Berührung mit der Außenwelt bleiben."

„Nur müssen die Berührungen jede unsaubere Stelle der vielseitigen Außenwelt vermeiden," warf ernst der Freiherr ein. „Nun, Raphael, hast Du den Lorbeerkranz einer schweren Entsagung erstritten? Oder soll ich Dein Kampfgenosse sein gegen die Einsprache Deiner edlen Leidenschaft, indem ich näher die Leiden

und Peinen einer Mutter schildere für das vermeintlich gefährdete Kind?"

„Nein, Vater! Das Opfer ist schwer, — ich muß es der Gewohnheit abringen und dem unabweisbaren Drange. — Doch, ich bringe es!"

„Brav, mein Lieber! Komme herüber, Mutter und Pathe mit Deiner Opfergabe zu erfreuen. Und dann kehren wir zusammen hieher zurück, uns durch den Anblick Deines neuesten Werkes zu erheben und geistig zu erquicken."

„Erlauben Sie, daß ich mich verabschiede," sagte Eduard. „Die gnädige Frau, Sie und mein Vater würden mich einem vernichtenden Kreuzfeuer überliefern, dessen moralisirende Geschosse sogar dem Philosophen furchtbar würden," — und nach rascher Verbeugung verschwand er mit eiligen Schritten.

Am folgenden Morgen stand Raphael vor dem Schwalbenneste und sah besorgt empor. Die Köpfe der Jungen lagen wie gewöhnlich um den Rand des Nestes. Die Alten saßen traurig bei Seite, ohne Jagdlust auf Fliegen, die aus der entkorkten Flasche heraus schwirrten. Der Maler stieg zum Neste empor, die vier Kleinen waren kalt und todt. Lange stand er vor den befiederten Leichen, und sein Auge wurde finster. Er nahm die Todten heraus, legte sie

in einer Reihe auf den Tisch und betrachtete die Erstarrten. Dann klingelte er.

„Da sehen Sie!“ sprach er zum herbeigeeilten Kammerdiener. „Alle todt! Woran mögen sie gestorben sein?“

„Verhungert, gnädiger Herr! Dachte mir gleich, daß wir sie nicht durchbringen. Es sind unersättliche Mückenfresser, die Flaschen reichten nicht aus. Bei diesem endlosen Regenwetter mögen Tausende verhungert sein.“

Der tausendfache Hungertod stimmte Raphael noch trüber. Franz raffte die todten Vögel zusammen.

„Warten Sie!“ befahl er, trat zum Schranke, zog eine Schachtel hervor, legte die Todten hinein, und verschloß den Vogelsarg.

„Im Garten begraben,“ warf er kurz hin.

Dann schritt er lange durch den Saal, sinnend und kopfschüttelnd, die klaren Augen wurden immer düsterer und auf die Stirne stieg finsteres Gewölk. Wenn Felsblöcke in den ruhigen See hinabstürzen, der stille zwischen Bergen liegt, so schäumen die Wasser, brausend springen sie auseinander und werden aufgewühlt bis zur Tiefe. So war der vierfache Hungertod in die Seelenruhe des Empfindsamen hineingestürmt, hatte das Gleichgewicht der Geistes-

atmosphäre gestört und ein schweres Wetter zusammengeballt.

„Verhungert!“ sprach er, ein brennendes Feuer in den Augen. „Verhungert, — wo ist Derjenige, welcher die Lilien des Feldes kleidet und die Vögel des Himmels nährt? Verhungert, — wo ist hier das Walten einer gütigen Vorsehung?“

„Die Frage ist erfreulich; denn sie verkündet das Morgenroth vernünftigen Erwachens,“ lobte eine Stimme.

Der Maler wandte sich. Eduard von Schwertschlag trat unternehmend heran.

„Ich weiß Alles,“ fuhr der Bleiche fort. „Franz, der Todtengräber, begegnete mir und erzählte. Tröste Dich, mein guter Junge! Haben die verhungerten Schwalben aus träumerischem Empfinden aufgerüttelt und auf das Gebiet spekulativen Denkens getrieben, dann ist ja der Gewinn unendlich groß.“

„Ich erschrecke vor meinem Denken,“ versetzte unruhig der Maler. „Die Sicherheit meines Glaubens ist erschüttert, ich strauchle am Höchsten.“

„Hat sich das Höchste als trügerisch erwiesen,“ versetzte schnell der Philosoph, „dann vergehe das Götzenbild unter kräftigen Hammerschlägen des Verstandes. Vorsehung, — ein Wort ohne Inhalt! Der

allgütige Vater im Himmel, der allweise Lenker und liebevolle Erhalter seiner Geschöpfe existirt nur auf den Blättern der Bibel und in den Herzen der Unmündigen, — in Wirklichkeit findet er sich nirgends. Du selber hast ihn vergebens gesucht in der Natur, die gar nicht darnach aussieht, als walte hier ein allmächtiges und allgütiges Wesen. Zwiespalt der Elemente und eine Thierwelt, in der Eines das Andere auffrißt, haben die göttliche Fürsorge schlecht bekundet. Und gar in menschlichen Kreisen ist Dir ein solcher Qualm von Ungerechtigkeit, Elend und Verderbniß entgegengewirbelt, daß Deine religiösen Sinne mit Ekel und Abscheu erfüllt wurden. Wollte man auf Erden mit dem Mikroskop die Spur des „allgütigen Vaters“ suchen, sie ließe sich nirgends finden. Unhaltbar vor der Wirklichkeit ist Dein Standpunkt. Steige endlich empor zur Höhe freier Forschung und Du wirst mit Befriedigung zu den Niederungen herabschauen, wo die armen Geschöpfe in religiösen Dunstkreisen engbrüstig ein mitleiderregendes Dasein hinschleppen. Von den Fesseln des religiösen Wahnes befreit, wirst Du den Augenblick genießen, an die Vergangenheit nichts verlieren, und von der Zukunft nichts fordern; denn Alles, was besteht, ist doch nur werth, daß es zu Grunde geht, — hat schon Göthe's Faust gesagt.“

„Deine Anschauung ist allzu trostlos," entgegnete Raphael.

„Trostlos? Du hast Deine Seele bisher genährt mit der süßen Milch der Glaubenseinfalt, — versuche es, die kräftige Kost vernünftigen Denkens zu verdauen. Welchen Ersatz bietet der Glaube für seine maßlosen Forderungen der Entsagung? „Ich zahle in einem anderen Leben, — gib deine Jugend mir," — verheißt der Glaube. Dir genügte diese Anweisung; aber, mein Lieber, die Schuldverschreibung lautet an die Todten," witzelte mit Schiller der Gottesläugner.

„Genug, nicht weiter!" unterbrach sehr ernst der Künstler. „Deine Bahn führt zur Tiefe, wo das giftige Gewürm des Verneinens haust und jedes höhere Leben stirbt. Und mir selbst geben unbegriffene Thatsachen kein Recht, an jenen Grundfesten zu rütteln, auf denen sich mein Seelenfriede und mein Lebensglück aufgebaut. Laß mir meinen Glauben! Er ist die Mutter meines künstlerischen Schaffens, weil er allein die Seele jeder Kunst ermöglicht, — das Ideal. Ohne Gott, den Inbegriff alles Guten, Wahren und Schönen, gibt es keine Kunst, kann es keine geben. Verschmachten müßte ich und verhungern ohne Ueberzeugung vom Uebernatürlichen,

ohne Glauben an eine Welt, wo die Grundgesetze des Schönen ohne Störung sich verbinden, zur Gestaltung vollendeter Harmonien im Reiche der Anschauung Gottes. Dein Unglaube würde meine Farben vertrocknen, meine Hand lähmen, die Schwingen meines Geistes zerbrechen; denn er könnte sich zu keiner Höhe begeistert erheben, weil das Verneinen nicht die Höhe kennt, sondern nur den Abgrund trostloser Leere."

„Falsch!" widersprach Eduard. „Die Leere ist ganz auf Seite des religiösen Glaubens, welcher inhaltlose Phantome predigt. Der vernünftige Denker hält sich an greifbare Wirklichkeiten."

„Jawohl, — aber diese greifbaren Wirklichkeiten sind alle verunstaltet, an allen frißt der Wurm des Verderbnisses. Können dergleichen Stoffe dem Künstler Ideal sein? Unmöglich!"

„Dennoch! Nicht Dein Pinsel, und keines Malers Pinsel wird jemals die Vollendung des Naturschönen erreichen."

„Dies ist auch nicht Zweck des Kunstschönen," versetzte Raphael. „Das künstlerische Schaffen muß höher streben, es muß die gefallene Natürlichkeit, das Mangelhafte verklären durch das in der Menschenseele fortlebende Bewußtsein von der makellosen

Ursprünglichkeit der Dinge, wie sie vollkommen aus des Schöpfers Hand hervorgegangen. In diesem Sinne steht das Kunstschöne über dem Naturschönen. Jenes ideale Bewußtsein aber gestattet nur die religiöse Ueberzeugung."

„Du bist versöhnlich, mein guter Raphael!" spöttelte der Bleiche. „Eben hast Du noch gerufen: Verhungert, — wo ist hier das Walten einer göttlichen Vorsehung? Du hast die todten Vögel, Deine Lieblinge, beklagt, welche leider verhungern mußten an der Mutterbrust der göttlichen Vorsehung, — und jetzt schwingst Du zierliche Künstlerwaffen zur Vertheidigung des religiösen Wahnes."

„Es war eine Schwäche aus Ueberraschung, ein Fall aus Unvorsichtigkeit, nicht aus Absicht und mit Ueberlegung, — der Herr möge dem Aufstehenden gnädig verzeihen."

„Amen!" rief Schwertschlag geärgert. „Der Saulus unmündiger Anschauungen besteht darauf, kein Paulus reifer Geistesklarheit zu werden. — Nun zur Sache, die mich hieher geführt! Graf Dieberg stellte mich gestern Abend einem gewissen Hartung vor, einem reichen Baron und leidenschaftlichen Schwärmer für Malerei. Es wurde von Dir gesprochen. Der Baron möchte um's Leben gerne Deine „Mörder Germanias"

sehen. Verweigert Deine Herrlichkeit dieser Bitte Gewähr, dann supplizirt, beschwört und fleht er um die gütige Erlaubniß, wenigstens Deine Moorlandschaft bewundern zu dürfen."

„Deren Existenz Deine Schwatzhaftigkeit verrathen hat," tadelte Raphael.

„Man muß das Licht auf den Leuchter stellen, sagt die Bibel, und Bibelsprüche heischen Gehorsam von allen Gläubigen," erwiederte lachend der Bleiche. „Darf ich den Baron und den Grafen bringen?"

„Nein! Ich will keine Schaustellung meiner Arbeiten, ich male nicht für die Öffentlichkeit."

„Unverbesserlicher Grillenfänger!" zürnte Eduard. „Aber warte, ich will Dein künstlerisches Einsiedlerleben gründlich zerstören! Ich will in öffentlichen Blättern Deine Gemälde kritisiren, will sie als wahre Weltwunder rühmen, will Dir alle fahrenden Engländer auf den Hals hetzen."

„Du wirst dieser Indiscretion nicht fähig sein."

„Ich werde dem Genie sein Recht widerfahren lassen. Nur Eines kann den Sturm beschwören, den reisenden Strom Schaulustiger abhalten: — Deine Erlaubniß für Dieberg und Hartung."

Raphael beharrte auf seiner Weigerung, und Eduard verließ zürnend das Atelier.

---

## Bild und Wirklichkeit.

Der opferwillige Sohn hatte Farben und Palette hinweggeräumt, in gewohntem Ordnungssinn jeden Pinsel und jedes Malerwerkzeug an seinen Ort gelegt. Dies hatte er gethan, wie Jemand, der von lieben Freunden Abschied nimmt für lange Zeit. Die Farben, nicht blos die dunklen, sondern auch die hellen, schauten ihn gar traurig an, da er sie einschloß. Und die Pinsel, so oft die Vermittler seiner Gedanken und Empfindungen, lagen wie begrabene Theile von ihm selbst in Schubladen, welche vier lange Wochen die Beute festhielten. Dann warf er einen wehmüthigen Blick durch das Atelier, wo er so oft die Seligkeiten der Produktion genossen, der überwältigende Hauch des Uebersinnlichen ihn durchschauert, und ging hinaus.

Am ersten Tage der Entsagung hatte er nur die Nöthigung einer Gewohnheit abzuweisen, und mit

Freuden brachte er dieses Opfer der innig geliebten Mutter. Aber bald wurde die Sache ernster. Jede Menschenseele ist von der anderen verschieden, und wie es unter Millionen keine ganz gleichen Menschengesichter gibt, so gibt es auch unter Millionen keine zwei ganz gleiche Seelen. Darum ist Niemand berechtigt, von sich genau auf Andere zu schließen, weil sein Geistesleben von dem anderen verschieden ist, und theilweise mag sich auf diese Thatsache die göttliche Warnung gründen: „Richtet nicht!“ Ganz vorzüglich begabt und begnadet ist die Seele des Künstlers. Ihre Lebenskreise und Bedürfnisse sind andere, als jene gewöhnlicher Menschen. Im Allgemeinen zieht es jeden gutmüthig Gearteten zur Geselligkeit, zum frohen Verkehr mit Gleichgesinnten seines Geschlechtes. Der ächte Künstler hingegen zieht sich gerne zurück, weil er sein Empfinden bei der großen Allgemeinheit vergebens sucht, weil er unverstanden wandelt in der Masse, und weil der innere Schöpferdrang die Verborgenheit liebt. Dort, im Verborgenen, folgt er dem süßen Zwang „der gebietenden Stunde,“ abgeschlossen vom Lärm des Tages entwickelt der Gedanke aus der Betrachtung der Stoffe die schaffende Begeisterung, und der gewordene Keim wächst heran zur schönen Frucht des Kunstgebildes. Diesem eigen-

thümlichen Zuge seines Wesens bisher freudig hingegeben, brachte nun die Entsagung des Opferwilligen eine vollständige Revolution in die Lebensgewohnheiten und heftige Fehde in sein innerstes Wesen. Ihm schien, sein Dasein habe jeden Inhalt verloren, und nach zwei Tagen schon kam er sich vor, wie ein schattenhaftes Phantom, das zwecklos umgehe. Er versuchte zu lesen, bald aber hatte sich die Phantasie des Stoffes bemächtigt und begann, denselben zu bilden. Bemerkte Raphael, daß er nicht beim Gegenstande der Lektüre sei, und hatte er die gestaltenden Geister mit einigem Aufwande des Willens gebändigt, so wiederholte sich nach zwei Buchseiten das alte Spiel von Neuem. Er lag in beständigem Kampfe mit den schöpferischen Kräften seiner Seele, die sich einmal nicht unterdrücken ließen, sondern jeden Zwang mit einem desto lebhafteren Widerspruch bestritten. Freilich enthielt sein bisheriger Stundenplan tägliche Lektüre in ästhetischen oder geschichtlichen Werken; aber diese Lernstunden waren immer den Malerstunden gefolgt, in denen sich der Schöpfungsdrang gesättigt hatte. Nun zurückgestaut und eingedämmt, schwoll die ohnehin mächtige Künstlerader zum gewaltigen Strome an, der alle übrigen geistigen Gebiete überfluthete.

Raphael erkannte die Unmöglichkeit eines frucht=bringenden Studiums. Er suchte Zerstreuung in be=freundeten Familienkreisen. Aber dort spielte ihm sein Wesen andere Tücken. Da er vermied, über Kunst zu sprechen, weil er für seine Anschauungen wenig Verständniß und oft starken Widerspruch fand, so nahm er bescheiden Theil am Inhalt gewöhnlicher Verkehrsweise. Hiebei geschah es aber, daß Herr Raphael Ohren hatte, ohne zu hören. Gestellte Fragen beantwortete er gar nicht, oder verkehrt, weil er den Lauf des Gespräches längst verlassen. Das erregte Heiterkeit oder Verwunderung, und er mußte diese Zerstreuungsart aufgeben, wollte er nicht eine wun=derliche Figur spielen.

Er flüchtete in das Opernhaus und in das Schau=spiel. Dort erwarteten ihn andere Geistesplagen und Kränkungen seines Empfindens. Die Oper gehörte den Juden Meyerbeer, Offenbach und anderen verjü=delten Componisten, während die großen deutschen Meister, im Reiche der Töne, selten gehört wurden. Aber Meyerbeer und Genossen ärgerten Raphael, weil ihm eine angenehme Zusammenstellung von Tönen, oder eine glänzende Schaustellung wohlklingender Akkorde die innere Leerheit und Ideenarmuth nicht ersetzten, — und weil ihm die geschminkten Gemein=

heiten von Text und Scenerie Ekel erweckten. Wohl sang die Primadonna meisterhaft, und Raphael erfreute die Schönheit der Menschenstimme. Dafür ärgerte ihn wieder die Aufgabe, zu der sich jenes herrliche Gottesgeschenk erniedrigen mußte, um Gefühle zu wecken, die nicht zur Höhe idealer Beschauung emporführten, sondern zur Tiefe sinnlicher Leidenschaften. Auch der Sturmregen von Blumensträußen, der vergötterten Sängerin von entzückten Herren auf die Bühne geworfen, verletzte Raphaels reine Vorstellung von der Weiblichkeit. Er las in vielen Gesichtern Dinge, deren Richtung im schreiendsten Widerspruche stand mit dem duftenden Leben der dargebrachten Blumen. — Auch das Schauspiel brachte ihm Aergerniß. Bei klassischen Stücken begriffen die Schauspieler selten den vollen Geist der Handlung. Darum wurde ihr Vortrag widerwärtig, ihr Spiel theatralisch gezwungen, und ihre Rolle zog verunstaltet vor den Augen des feinfühligen Künstlers über die Bühne.

Allenthalben unbefriedigt und abgestoßen, geärgert und verletzt, suchte Raphael die Unterhaltung des Naturlebens, die Einsamkeit des Waldes. Anfänglich gedieh diese Zerstreuungsart. Er betrachtete das blühende Leben der Flur, erfreute die Seele am Gesammtausdrucke der Landschaft, an der Betrachtung

des Einzelnen, und versuchte, die Gedanken Gottes in den Dingen zu finden. Er beugte sich zu Blumen herab, bewunderte Zartheit und Zusammenstellung der Farben, fand nirgends harte oder grelle Farbentöne, sondern Alles geordnet und aufgetragen nach strengen Regeln der Harmonie. Auch in Blumenkelche schaute er hinein, erforschte dort eine Wunderwelt von Farbenschmelz, Staubfäden und glänzenden Dingen, deren Bestimmung er nicht kannte. Da und dort hob er einen krabbelnden Käfer auf, setzte ihn auf die Handfläche, betrachtete seine Formen, seine bunte Tracht und seine Ausrüstung für das Leben. Zuweilen lag ein Schmetterling vor ihm auf dem Pfade, die geschmackvoll bemalten Flügel zum Anschauen ausgebreitet, und Raphael ergötzte das Auge am Schmuck des lieblich schönen Frühlingskindes. So begegneten ihm allenthalben Dinge und Stoffe, die unterhielten und zerstreuten. Schon glaubte er das richtige Beruhigungsmittel gefunden zu haben gegen die treibenden, gährenden Kräfte seiner Seele. Dann kam er in den Wald. Er sah auf glatte Stämme, versenkte den Blick in das Dunkel der Gebüsche, betrachtete mit Interesse den Farbenwechsel der Baumblätter und horchte auf ein vielstimmiges Vogelconcert. Plötzlich aber schlug die Stimmung

vollständig um. Es kam eine tiefe Wehmuth über ihn, und sein Empfinden wurde so fein gespannt, daß die Eindrücke der Waldeseinsamkeit auf tausend Saiten seiner Seele wiederklangen. Vergebens sträubte er sich gegen die Gewaltthätigkeiten des Gefühlslebens, gegen die gestaltenden Mächte der Phantasie. Selbst der Gedanke hatte sich mit der Empfindung verschworen, indem er alles Material verrätherisch der Einbildungskraft überlieferte.

Raphael saß auf einem Steine und war sehr traurig. Auch sein altes Leiden, der Schmerz über Zwiespalt und Verderbniß in allen Dingen, mischte seine trüben Gewässer in die melancholisch bewegte Strömung seines Geistes. Er sah in sich hinein und stand gesenkten Hauptes vor der ernsten Frage: ob er nicht wirklich geisteskrank sei, wie Mutter und Pathe besorgten? Er wälzte die Frage eine Weile hin und her, um sie schließlich als unberechtigt bei Seite zu werfen. Dann griff er mechanisch in die Seitentasche seines Gewandes und zog ein Etui hervor. Er drückte an eine Feder, der Deckel sprang, und jenes goldene Medaillon Hartungs, mit dem wundervollen Madonnenbilde, lag in rothem Sammt vor seinen Augen. Stets trug er das Medaillon mit sich herum, und kein Tag verging, ohne öfteres

Zustand nicht ungefährlich, weil die Verirrung nahe lag. Der Glaube zwar bot Stütze und Halt, aber eine Versöhnung konnte auch er nicht bewirken, weil ich dessen Tiefe und erschöpfende Bedeutung nicht begriff. Ich wandelte freilich im Angesichte des Herrn, ich machte meinem religiösen Bekenntnisse keine Schande und vermied grobe Fehltritte; allein ich hatte kaum eine Ahnung von jenen religiösen Kräften, die gerade für meinen Zustand heilsam waren. Die Betrachtung der Dinge, das Verständniß der Verunstaltungen auf Erden vom Standpunkte der Offenbarung, der klar gedachte und genau bestimmte Zwecke unseres Daseins, die regulirenden Mächte der Entsagung und Selbstverläugnung, — dies Alles waren mir fast unbekannte Existenzen. Da ergriff Amanda das Steuer meines unsicheren Lebenskahnes. Mit vieler Geduld ankämpfend gegen widrige Winde meiner Verkehrtheiten, — einsichtsvoll hinweisend auf lauernde Klippen der Irrung und Täuschung, brachte sie den haltlos Hin- und Hergeworfenen glücklich in den stillen Hafen des religiösen Friedens, — und zwar auf der Bahn freier Entsagung und Selbstbeherrschung. Siehst Du, Eduard, nun stehe ich handelnd mitten im Leben. Das Kränkelnde in meiner Gemüthsrichtung ist geheilt, alle Mißklänge schweigen. Und das frühere spielende

Treiben meines Talentes empfängt höhere Weihe durch die tägliche Absicht, als winzige Kraft im Weltplane Gottes zu dienen. Dies Alles verdanke ich dem läuternden Einfluß meiner Gattin."

„Dein herrliches Ehegemahl ist ein Muster von Weiblichkeit," rühmte Eduard „Und mir drängt sich die gewichtige Frage auf: Wie schön, wie lauter, wie glücklich und erhaben müßte sich das Leben gestalten, wenn die Frauenwelt zurückkehren würde zum Ernste, zur Reinheit und zum Pflichtbewußtsein des christlichen Geistes? Aber, mein Freund, stelle Dein Gemahl gegen Millionen ihres Geschlechtes und Standes, — und ringe die Hände!"

Amanda trat ein. Die Freunde verließen den Gegenstand des Gespräches. Schwertschlag erschien ungewöhnlich ernst heute.

„Mein Arzt erklärte gestern, daß ich höchstens noch ein Jahr zu leben habe," warf er plötzlich in das Gespräch. „Was würden Sie an meiner Stelle thun, gnädige Frau?"

Sie vermochte nicht, die Frage unverweilt zu beantworten. Der junge Mann saß unaussprechlich elend vor ihr, ein Bild körperlichen Jammers u d geistiger Zerfahrenheit, und ihr reizendes Ant wurde ein Spiegel innigen Mitgefühls. Schwer

Anschauen der Photographie. Immer wirkte die reine Schönheit des Bildes angenehm auf sein Gemüth, und auch jetzt that es seine Wirkung. Der verklärte Liebreiz des Angesichtes, der kindlich lebhafte Ausdruck der großen Augen, das anmuthig ernste Lächeln des Mundes, die ganze Macht des Bildes fesselte den Künstler. Gelegentlich hatte er bei vielgereisten Bekannten das Gespräch auf Europa's Bildergallerien gelenkt, hatte nach den Madonnen großer Meister gefragt, und bei ihm unbekannten Gemälden genau deren Composition zu erforschen gesucht. Aber die Madonna des Medaillons hatte er nirgends gefunden. Die Photographie selbst wagte er Niemand zu zeigen, weil er die Entdeckung des Retters fürchtete.

Nach längerem Verweilen im Walde, trat er den Rückweg zur Stadt an, und zwar im Geleite lebhafter Vorstellungen über das himmlische Frauenbild. Bei der Mündung einer Straße rief ihn vom Thurme die helle Stimme eines Glöckleins an. Er blieb stehen, betrachtete die edel geschwungenen Formen der gothischen Kirche, erinnerte sich, daß sie zum angebauten Frauenkloster gehöre, dessen Nonnen einem Pensionate vorstanden, und daß hier alljährlich die Maiandachten gehalten werden. Niemals hatte er diesen Andachten beigewohnt, und jetzt folgte er mehr

einem Zuge von Neugierde, als frommer Stimmung, indem er dem Portale der Kirche nahte. Kaum war die Schwelle überschritten, als das Glöcklein schwieg und in sanften Akkorden und erhebendem Spiel die Orgel begann. Er trat in den nächsten Betstuhl an der Thüre und sah über viele Strohhüte weg nach dem Altare. Die Strohhüte saßen auf den Köpfen der Pensionäre, waren alle von gleicher Form und hatten sehr breite Krämpen. Auch einige unschöne Hütlein fand der Maler über hochgethürmten häßlichen Chignons. Viele ältere Damen waren da, und das Geschlecht der Männer war spärlich vertreten.

Nachdem er flüchtig über die Versammelten hinweggesehen, blieb sein Auge an dem Marienaltare hängen. Dort blühten die herrlichsten Blumen um eine kunstvolle Liebfrauenstatue, sinnig geordnet und mit ihrem Dufte die ganze Kirche erfüllend. Und die Mutter des Herrn stand gar milde und hehr in dem Blumengärtlein, das göttliche Kind auf dem Arm und auf dem Haupte eine strahlende Krone. Dem Künstler dünkte, es ströme von jener Stelle ein Hauch des Friedens und heiliger Anmuth durch das Gotteshaus, er wenigstens empfand solche Eindrücke. Dann forderte eine Schelle seine Aufmerksamkeit. Der Priester trug das heilige Sacrament nach dem

Liebfrauenaltare und gab den Segen. Raphael kniete nieder und empfing gläubig die gnadenvolle Spende des Herrn. Dann lauschte er wieder auf das Spiel der Orgel, und als ein Mädchenchor zu singen begann, da bewegten die feierlichen Weisen die Seele des Malers. In die Kniee gesunken, sah er unbeweglich vor sich hin. Bildungseifrige Geister umschwebten sein Haupt, sie zeigten ihm, in weiße Gewänder gehüllt, die ehrwürdige Gestalt der Orgelspielerin und um sie her die Sängerinen mit Notenblättern in den Händen. Seine Phantasie führte den Stoff weiter aus und mischte in den gesunden Realismus die vergeistigende Kraft des Idealismus; denn er sah durch das Prisma der Verklärung gar feingestaltete Mägdlein, deren Angesichter noch viel schöner und lieblicher waren, als ihr Singen. Die Anregung machte Fortschritte. Er fühlte sich ganz in der Stimmung, einen Engelchor zu malen mit goldenen Flügeln, ihre Königin umschwebend, der sie Preis und Lob sangen, wie er das auf Gemälden altdeutscher Meister gesehen.

Durch die Neuheit der Situation und durch die Eindrücke der Umgebung auf die Sinne immer höher gehoben, begann Herr Raphael, sich selbst verwundert zu betrachten. Das melancholische Gefühlsleben

war verstummt, alle Geisteskräfte klangen harmonisch zusammen, und die Seele athmete linde und sanft in wonnevollen Gefilden des Friedens und der Ruhe. Diese Gemüthsstimmung war ihm überraschend. Was er nicht gefunden in gesellschaftlichen Kreisen, auch nicht an Orten der Zerstreuung, in Schauspiel und Oper, was er vergebens in der Natur gesucht, das fand er in dieser Kirche, — einen friedvollen, süßen Zusammenklang seines ganzen Wesens. Er dachte weiter, wie so einfache Mittel eine so außerordentliche Wirkung hervorzubringen vermöchten? Wie in der Atmosphäre dieses Gotteshauses aller Zwiespalt sich versöhne, und wie der religiöse Cultus eine so entscheidende Gewalt auf sein Gemüth üben mochte? Und er glaubte abermals bestätigen zu müssen, daß Religion und Kunst innig verwandt seien, weil Beide derselben Quelle entstammen: — Dem ewig Wahren, Guten und Schönen. Er gedachte Eduards Einwendungen, welche mit antireligiösen Grundsätzen und Strebungen moderner Kunstjünger übereinstimmten, und erkannte mit bestimmtester Klarheit, daß religiöser Unglaube das Grab jeder ächten Kunst sein müsse.

So vertiefte sich Raphael immer lebhafter in seine Betrachtungen, und bemerkte gar nicht, daß der Gottesdienst zu Ende sei. Die leichten Mädchengestalten

verschwanden geräuschlos, die Kirche wurde leer, der Gesang schwieg und die Orgel. Dort am Liebfrauenaltare knieten noch zwei Pensionäre in besonderen Anliegen vor der Mutter des Herrn. Er aber stand sinnend, die heilige Stille des Ortes hielt ihn fest, und er fürchtete, beim Hinaustreten in den Lärm der Straßen, die süße Stimmung seines Gemüthes zu verlieren. Die gehabten Eindrücke bleibend und nutzbar zu machen, versuchte er, dieselben in einigen Sentenzen zusammen zu fassen.

„Das religiöse Leben,“ dachte er, „ist mit dem künstlerischen innig verwandt, ja Religion ist die Voraussetzung jeder ächten Kunst. Die Kunst war volksthümlich im Mittelalter, weil der religiöse Glaube in den Massen pulsirte.“

„Die ethische Bedeutung der Kunst fällt nicht minder in das Gewicht, als die ästhetische; daher ist es Aufgabe der Kunst, nicht blos ein Volksbildungsmittel zu sein, sondern auch ein sittlich anregendes Motiv zur Volkserziehung. Von Förderung des Sittlichen kann die Kunst nicht lassen, ohne ihr Wesen zu verlieren; denn die Seele der Kunst ist das Gute und Wahre, weil ohne beide das Kunstschöne unmöglich ist.“

„Gelänge es dem modernen religionsfeindlichen

Zeitgeiste, Unglauben und Materialismus auf dem Kunstgebiete zur Herrschaft zu bringen, dann müßte die Kunst vergehen, weil es ohne Ideale keine Kunst gibt, und ohne Uebersinnliches und göttlich Wahres keine Ideale.“

„Demzufolge ist es ganz natürlich, daß jede ächte Künstlernatur im Religiösen verwandtschaftliche Beziehungen und fruchtbare Anklänge findet, welche erheben, beruhigen und anregen.“

Ein Geräusch lenkte seine Aufmerksamkeit nach dem Altare, wo sich die vermeinten Pensionäre erhoben und durch den mittleren Gang nach dem Portal herabschritten. Raphael sah, daß es einfach gekleidete Mädchen seien, welche Bücher und Rosenkränze in den Händen trugen. Als sie näher kamen, verwandelte sich das gleichgültige Anschauen des Malers in den Ausdruck der höchsten Ueberraschung. Sein Blick war fest, beinahe starr auf eines der Mädchen geheftet, und der Körper des jungen Mannes glich einer Bildsäule ohne Leben und Bewegung; denn das vielbewunderte Madonnenbild des Medaillons schritt eben wirklich und wesenhaft an ihm vorüber.

Wie lange Raphael im Stuhle gestanden, nachdem die lebendige Photographie die Kirche verlassen, wußte er nicht; denn die Erscheinung hatte den Em-

pfindsamen um alle Besinnung gebracht. Ein mahnendes Schlüsselrasseln veranlaßte ihn, umzusehen. Am Eingange stand eine greise Laienschwester, deren Pförtnerdienst zum Kirchenverschluß verpflichtete. Der jugendliche Herr fuhr sich einige Male durch die Haare, griff nach Stock und Hut, und blieb sichtlich verlegen vor der Pförtnerin stehen.

„Verzeihen Sie, ehrwürdige Frau, wenn ich Ihre Geduld etwas lange in Anspruch genommen."

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, mein Herr!" antwortete die Greisin. „Ich bedauere nur, die Kirche zur bestimmten Zeit verschließen zu müssen, ohne Ihnen Zeit lassen zu können für längere fromme Betrachtungen. Uebermorgen ist aber noch eine Maiandacht, — die letzte für dieses Jahr."

Er verbeugte sich und ging. Nach geraumer Zeit bemerkte Raphael, daß er in ganz entgegengesetzter Richtung mit dem väterlichen Hause gegangen sei. Er verbesserte den Irrthum und eilte im Abenddämmer durch die Straßen, deren Getöse er kaum vernahm, und deren Gestalten ihm nebelhaft vor den Augen schwammen. Zu Hause zog er das Medaillon hervor, betrachtete die Photographie und verglich sie mit dem Mädchen in der Kirche.

„Sie ist es, — sie ist es!" rief er aus. „Nur

ist die Wirklichkeit noch schöner, anmuthiger, bezaubernder, als dieses Bild."

Er sprang vom Sitze und schritt durch das Zimmer.

„Wie ist das möglich? Haben meine Sinne mich getäuscht? Oefter geschieht es, daß inneres Schauen verkörpert vor mein leibliches Auge tritt, — sollte auch diesmal die Phantasie übermächtig geworden sein? — Aber sie war mir allzu nahe, jede Linie ihres feinen Antlitzes konnte ich genau unterscheiden, — ich dachte in jenem Augenblicke gar nicht an das Bild des Medaillons, — unmöglich konnte die Einbildungskraft unter diesen Verhältnissen so überzeugend täuschen. — Aber wer ist sie? Die Tochter des reichen, glänzenden Barons von Hartung? Nein! Ihre bescheidene Tracht verräth bürgerlichen Stand, sogar unbemittelte Verhältnisse. — Wie kommt aber Hartung zu dieser Photographie? Ach, — nun ist es mir klar! Der Baron ist ja Enthusiast für Malerei, das Mädchen ist eine ganz ungewöhnliche Schönheit, — könnte Hartungs Schönheitssinn ihn nicht beredet haben, ihr Bild in Gold zu fassen? Sich am Anblicke dieses Meisterwerkes Gottes zu erfreuen? So ist es! — Und ich möchte Gewißheit, möchte ihren Namen kennen, möchte sogar erforschen, ob das geistige Wesen übereinstimmt mit diesen vollendeten,

von idealem Hauche umflossenen Körperformen. Uebermorgen ist die letzte Andacht, ich werde dieselbe besuchen, werde ihr Hinausgehen aus der Kirche abwarten, werde ihr in einiger Entfernung folgen bis zum elterlichen Hause. Und dann werden sich Anknüpfungspunkte ergeben, mit ihr in nähere Berührung zu kommen. — Wie sonderbar! Die Frauenwelt erweckte bisher nicht die mindeste Sympathie, — ihre Art verletzte meine Forderungen an die Frauenwürde, — und jetzt fühle ich das lebhafteste Interesse für ein unbekanntes Mädchen, das sehr schön ist, das aber nichts weiter sein könnte, als eben nur körperlich schön."

Mit Ungeduld erwartete Raphael Tag und Stunde der letzten Maiandacht. Lange vor Beginn des Gottesdienstes wandelte er in der Klostergasse hin und her, fast dem Glöcklein gram, ob seines beharrlichen Schweigens. Auch that er etwas gegen seine Art und Gewohnheit. Sobald nämlich eine Frauengestalt in der Straße sichtbar wurde, richtete er das Auge auf dieselbe, theilweise nur ganz flüchtig, theilweise genauer. Schritt nämlich das weibliche Wesen einher in Barett, Crinoline und im Haarschwulst des Chignons, dann senkte Raphael unverzüglich den Blick, wie vor etwas Häßlichem. Zeigte sich aber

ein weißer, runder Strohhut, von einem leicht einherschwebenden Mädchen getragen, dann wurde das Schauen gründlicher, bis zur Ueberzeugung, daß sie es nicht sei.

Endlich rief die Glocke hell und freudig in den Lärm der Stadt. Raphael trat in die Kirche und als der Erste in denselben Stuhl, den er vor zwei Tagen eingenommen. Rasch füllte sich das Gotteshaus. Er sah die Pensionäre aus einer Seitenthüre, welche mit dem Klostergebäude in Verbindung stand, in die Kirche treten und ihre bestimmten Plätze einnehmen. Auch sein Stuhl wurde dicht besetzt. Viele Andächtige standen in den Gängen, weil sie keine Plätze fanden. Wieder begann die Orgel ihr feierlich anregendes Spiel, dann sangen die klaren Mädchenstimmen zum Preise der Jungfrau ihre Lieder.

Kaum empfand Raphael die weihevollen Eindrücke des Gottesdienstes, als ernste Vorwürfe ihn tadelten. Nicht religiöse Gründe, kein Zug der Frömmigkeit hatten ihn da hereingeführt in das Haus des Herrn, sondern Neugierde, die bloße Absicht, einer lebhaft gespannten Erwartung zu genügen. Er fühlte sich schuldbar vor dem Allerhöchsten, und befleckt in dieser reinen Sphäre, wo die Seelen nur mit Gott verkehren, und sich wirksamer Fürbitte der Königin der

Engel empfehlen. Aufrichtig bemüht, sein Empfinden dem religiösen Zwecke zu unterordnen, achtete er auf den Gang des heiligen Dienstes, betete laut mit der Gemeinde und stille für sich, sobald die Gesänge begannen. Dennoch konnte er nicht verhüten, an die schöne Wirklichkeit des Bildes im Medaillon zu denken. Ebensowenig vermochte er, die lebhafte Besorgniß zu unterdrücken, sie möchte heute gar nicht anwesend sein. Wieder schloß der heilige Segen die Andacht, die Kirche leerte sich, und wieder blieben mehrere Frauen in der Nähe des Blumenaltares zurück. Auch weiße, runde Strohhüte saßen auf mehreren Köpfen der Zurückgebliebenen, und er konnte durchaus nicht errathen, ob einer der Hüte jenes wundervolle Haupt bedeckte, das einen so überwältigenden Eindruck auf ihn hervorbrachte. Dabei wurde seine Unruhe immer größer, ihm selbst neu und befremdlich, da er Aehnliches niemals empfunden.

In der Nähe des Altares gab es eine Bewegung. Zwei Mädchen traten aus dem Stuhle, und kaum schritten sie den Gang herab, als sein Angesicht glühend roth aufflammte, von Schaam und Verlegenheit übergossen. Sie war es, — nach des Künstlers Auffassung ein fleckenloser, strahlender Engel, der eben seiner Königin gehuldigt, der jetzt gesenkten

Blickes durch die Kirche schwebte, das milde Antlitz noch belebt vom sanften Geiste des himmlischen Verkehrs.

Er folgte zögernd. Auf der Straße schritt sie in einiger Entfernung vor ihm her, zuweilen das Haupt nach der Begleiterin wendend. Auch heute trug sie einfache Kleider von sanften Farben, und weder einen Reifrock, noch einen wüsten Chignon.

„Vielleicht ist dieser Mangel nicht Folge ihres guten Geschmackes, sondern ihrer beschränkten Mittel, dachte er. Der Chignon ist theuer, und ihre Kleidung läßt auf eine fast dürftige Lebensstellung schließen.“

Diese Meinung bestärkte das Einlenken der Mädchen in eine Gasse, die von Handwerkern und Taglöhnern bewohnt wird. Noch eine kurze Strecke, und sie verschwanden unter dem Eingange eines sehr bescheidenen Hauses. Im Vorbeigehen sah er, daß über der Hausthüre ein Schild befestigt war mit gemalten Stiefeln und Schuhen, und der ferneren Auskunft, daß hier „Schuhmachermeister Gotthold“ wohne.

„Eine Schuhmacherstochter also!“ brummte Herr Raphael. „Merkwürdig, wie in dieser engen, finstern Gasse eine solche Sonnenblume gedeihen konnte! — Nun wäre ich gespannt, den geistigen Gehalt dieses herrlichen Geschöpfes kennen zu lernen. Feine

Bildung ist natürlich kaum zu erwarten, — wozu auch? Bildung adelt nicht den Geist ohne sittliche Weihe. Unsere Fräulein sind ja alle sehr gebildet, und doch, — nun! Gering gesagt, vertreibt mich unwiderstehliche Antipathie aus der Nähe gemalter Vorzüge und wirklicher Leere. Die Schuhmacherstochter könnte also immerhin geistig so strahlend sein, wie körperlich, auch ohne Weltbildung. Den Fall angenommen, was allein konnte sie erheben zu jener glänzenden Höhe, die im Wiederscheine des Idealen strahlt? Einzig nur ihre frommen Uebungen, ihre religiösen Gewohnheiten, ihr makelloser Wandel, deßhalb makellos, weil er sich den Geboten des absolut Guten unterwirft. Wieder ein Beweis von der innigen Verwandtschaft zwischen Religion und Kunst. — Aber angenommen, der körperlichen Schönheit entspreche nicht ein schöner Wandel, — angenommen, die Körperschönheit wäre nur eine gleißende Hülle sittlicher Häßlichkeit, welchen Werth könnte die Schusterstochter vor dem gerechten Urtheile des strengen Richters haben? Keinen! Denn wo der Inhalt des Guten, der ethische Gehalt fehlt, kann sich das Schöne nimmer gestalten. — Demnach käme ich wieder zu gleichem Resultate: Religion und ethische Gesetze bilden die Grundlagen jeder wahren Kunst. — Hm, un=

sere Materialisten, unsere Gottesläugner, unsere Religionsverächter, unsere leeren Schwätzer, die eine Kunst gründen wollen auf dem Sumpfboden ethischer Gesetzlosigkeit, auf der Läugnung alles Uebersinnlichen! Tollheit, Unsinn, verderblicher Wahn! Mir ist die Sache sonnenklar, — und jene modernen Kunstapostel erkennen nicht die Unwahrheit ihres materialistischen Evangeliums."

So ging er eine Strecke fort.

„Ich werde mir sogleich bei Meister Gotthold ein Paar Stiefel anmessen lassen," sprach er lächelnd. „Der Schild gewährt ja freien Eintritt, — die Tochter wird freundlich dem neuen Kunden einen Stuhl bieten, — sie wird ein kurzes Gespräch gestatten und Einblick in ihr Geistesleben. Und dann, meine gute Künstlerseele, wirst du sehen, wie vor der Wirklichkeit zerstäubt dein erhabenes Empfinden."

Er wandte sich und kehrte mit raschen Schritten nach dem Hause des Schuhmachers Gotthold zurück. Ein dämmernder Flur empfing ihn, links und rechts Thüren. Er stand unentschlossen. Zur Linken Kinderstimmen, zur Rechten tiefste Stille. Er klopfte an zur Linken, überschritt die Schwelle, und stand festgebannt, in grenzenloser Befangenheit.

Sie saß auf einem Stuhl, ihr Hut lag auf dem

Tische, und die volle Schönheit des Hauptes und Antlitzes war dem kunstverständigen Raphael zur genauen Kritik dargeboten. Sie trug wirklich keinen Chignon, sondern ihr eigenes glänzendes Haar, in einfacher Zierde um das Haupt gelegt, aber in solcher Fülle, daß hiefür der Raum zu mangeln drohte. Auf ihrem Schooße saß ein Kind, die Händchen gefaltet und bemüht, die vorgesprochenen Worte eines winzigen Gebetleins zu wiederholen. Feine, lose Löckchen hingen um das frischgewaschene Gesicht der Kleinen, und dort stand noch das Wasserbecken und darin lag der Schwamm, womit der Reinigungsprozeß vollzogen worden.

Ihre Begleiterin saß auf einem Schemel, und ein zweites Mädchen von etwa vier Jahren stand mitten im Zimmer, einen Rosenkranz wie eine Kette um die Schultern, und in der Hand ein Milchbrod. Noch einige Milchbrode lagen auf dem Tische neben dem geöffneten Körbchen, das Raphael vorher am Arme der Begleiterin gesehen.

Der junge Mann war rasch eingetreten, er sah das betende Kind auf ihrem Schooße, und als sie jetzt das Antlitz nach ihm wandte, kam der Ungewöhnliche in peinlichste Verlegenheit. Bevor sie noch ein Wort gesprochen, belehrte ihn das erste Anschauen, daß sie

keine Schusterstochter sein könne, daß ihre natürliche Grazie ein Fürstenkind adeln würde, daß Ruhe und Sicherheit ihres Benehmens vollendete Bildung voraussetzten, und daß der Glanz ihrer Schönheit den ärmlichen Raum mit einem blendenden Leuchten erfüllte. Herr Raphael wenigstens schien stark geblendet; denn sein Blick suchte den Boden und er stand sehr verlegen.

„Um Vergebung!" brachte er verwirrt hervor. „Ich wollte den Schuster Gotthold sprechen."

„Meister Gotthold wohnt auf der anderen Seite, mein Herr!" antwortete eine Stimme, deren sanfter Wohlklang seine Befangenheit nicht mäßigte.

„Dank, mein Fräulein!" antwortete er sich verbeugend, und vergebens nach einem Grunde suchend, der einen längeren Aufenthalt rechtfertigen konnte. Aber sonderbar, Herr Raphael, reich begabt mit künstlerischem Erfindungstalent, konnte jetzt durchaus nichts finden, was seine fernere Gegenwart entschuldigen mochte. Er mußte unbarmherzig das Feld räumen, und dies vollzog er unter steten Verbeugungen, was zur Folge hatte, daß sie vom Sitze sich erhob, den Forderungen der Bildung zu genügen. Schon hatte er die Thürklinke in der Hand, da erschien Hilfe.

Das vierjährige Mädchen hatte den Fremden nach

Kindesart betrachtet und dann, wie einen Bekannten, angelächelt. Jetzt lief die Kleine zu ihm heran und faßte vertraut den Saum des Malergewandes.

„Warum gehst Du schon wieder fort? Willst Du nicht warten bis der Vater kommt? Der Vater hat gesagt, Du wärst der schönste und der beste Herr von der ganzen Welt. Der Vater hat gesagt, ohne Dich hätten wir alle verhungern müssen, und die Mutter Ottilia hat gesagt, wir sollten jeden Tag für Dich beten. Aber ich weiß nicht, wie Du heißest, und der Vater weiß es auch nicht, und die Mutter Ottilia weiß es wiederum nicht. Ich heiße Evchen, — wie heißt denn Du?"

„Ich heiße Raphael, mein Kind!" antwortete der überraschte Maler.

„Raphael? Dann will ich zum lieben Gott beten für den Raphael, weil er uns Brod und Kleider gegeben hat. Siehst Du, das Röckchen hab' ich von Dir, und das Bärbelchen hat sein Röckchen auch von Dir. Und das sind meine Sonntagsschuhe, die hab' ich auch von Dir," plauderte Evchen vergnügt, aus einer Ecke ein neues Paar Schuhe hervorziehend. „Gelt, die Schuhe sind schön? Meister Gotthold hat sie gemacht, soll Dir Meister Gotthold auch Schuhe machen?"

„Ja, mein Kind!" — und sein Angesicht nach ihr wendend, gewahrte er, daß sie lächelnd stand. „Ich kann mich nicht erinnern," erklärte er, „die kindlichen Lobsprüche verdient zu haben. Wahrscheinlich eine Verwechslung."

„Diese Kinder gehören dem Fabrikarbeiter Strohmaier, der sich vor einiger Zeit großes Leid anthun wollte, und am Rhein von einem Herrn überaus reich beschenkt wurde," berichtete sie.

Der junge Mann gedachte jenes Vorganges, durch das geschwätzige Evchen so unerwartet an das Licht gezogen. Sie fand in seinen Zügen einige Verlegenheit ob dieser Veröffentlichung einer stillen Wohlthat, sie schloß weiter von diesem edlen Zuge geheimer Barmherzigkeit und blickte achtungsvoll auf ihn.

„Mich freut der Segen einer geringen Gabe," sagte er. „Sie hingegen, mein Fräulein, scheinen den verwaisten Kindern eine liebevoll besorgte Mutter zu ersetzen."

„Wir können uns dessen nicht entfernt rühmen," antwortete sie aufrichtig. „Wöchentlich drei Besuche, das ist Alles."

„Und jedesmal bringst Du etwas mit," fiel Evchen ergänzend ein. „Auch Strümpfe strickst Du uns, und machst uns Hemdchen."

Raphael sah lächelnd auf die Erröthende.

„Die Kleine meint die Gaben unseres Frauenvereines," erklärte sie. „Die barmherzigen Schwestern können die gehäufte Arbeit in den Kreisen der Armuth nicht mehr bewältigen. Sie haben deßhalb die Familie Strohmaier dem Elisabethenverein überlassen, dem ich anzugehören die unverdiente Ehre habe."

„Warum heißt Ihr Verein „Elisabethenverein?" frug er.

„Weil derselbe unter dem Patronate der heiligen Elisabeth, im Leben Landgräfin von Thüringen, steht."

„Ah, — ein überaus großartiges Frauenbild des Mittelalters!" lobte er. „Beim Lesen ihres wechselvollen Lebens fällt man aus der Rührung in Bewunderung, und aus der Bewunderung in Begeisterung für diese verehrungswürdige Königstochter."

„Sie sind wahrscheinlich Künstler?"

„Zu dienen, — Maler! Woraus schließen Sie das, mein Fräulein?"

„Aus der Wärme Ihrer Theilnahme und aus Ihrem Verständnisse für das Leben einer Heldenseele," antwortete sie. „Die Künstler des Mittelalters hatten ja auch dieses Verständniß, wie uns die überaus zartgefühlten Werke der Malerei und Bildschnitzerei berichten.

Eine gemalte oder geschnitzte Elisabeth aus dem Mittelalter ist ein getreues Abbild des Seelenlebens einer Heiligen. Nur weil der ächte Künstler ein höherer Mensch ist, welcher das Erhabene klarer begreift und lebhafter empfindet, nur deßhalb kann er eine Heiligenfigur richtig malen oder meiseln. Da Sie nun durch die Lektüre der Legende gerührt und begeistert wurden, so schließe ich, daß Sie ein Künstler sein möchten."

Diese Erklärung aus dem Munde eines Fräuleins klang für den jungen Herrn fast wunderbar.

„Sie vergessen," sagte er, sein Erstaunen verbergend, „daß ich kein Maler des Mittelalters, sondern der Gegenwart bin."

„Nun," erwiederte sie lächelnd, „wir dürfen doch nicht annehmen, daß alle Künstler der modernen Zeit in der Irre gehen. — Ich danke Ihnen, mein Herr," schloß sie mit liebenswürdiger Natürlichkeit, „für die Verehrung unserer Patronin. Wenn Sie einiges Gewicht auf das Urtheil eines Mädchens legen, das Gelegenheit und Muße hat, vergleichende Betrachtungen über moderne und mittelalterliche Kunst anzustellen, dann werden Sie das Ideal zu Ihren künstlerischen Schöpfungen immer in jenen Sphären suchen, in denen die heilige Elisabeth dachte und lebte."

Diese Rede steigerte Raphaels Erstaunen auf das Höchste; denn sie enthielt nicht blos eine Verurtheilung der materialistischen Kunstrichtung, sondern auch eine Rechtfertigung seiner persönlichen Anschauungen, mit denen er sich allein glaubte in der Gegenwart. Seine Ueberraschung ließ ihn keine Worte der Entgegnung finden, es gab eine lange Pause, und er wußte sich nur durch unverweilten Rückzug aus seiner Unbeholfenheit zu erlösen. Dies that er dazu noch sehr ungeschickt, nämlich durch ceremonielle Verbeugungen und die ganz gewöhnliche Redensart: „Mein Fräulein, ich habe die Ehre, mich zu empfehlen!“

Nachdem sich die Thüre hinter ihm geschlossen und er auf den Flur trat, empfing ihn das Hammerklopfen des Meisters Gotthold. Ohne diese Mahnung wäre Herr von Ehlingen in seiner Verwirrung wahrscheinlich davongegangen. Nun erschien er im Zimmer des Meisters, von starken Pech- und Ledergerüchen empfangen, und dann von tiefen Bücklingen des Schusters.

„Womit kann ich dem Herrn dienen?“

„Stiefeln!“ antwortete lakonisch der Gefragte.

„Wollen Sie gefälligst Platz nehmen!“ und Meister Gotthold fuhr mit kräftigen Handstrichen über

einen Stuhl, den Staub zu vertreiben, der auch in lustigen Wirbeln davonflog. „Ich bitte, wollen Sie gütigst niedersitzen und mir gestatten, das Maß zu nehmen," — wiederholte der Schuster mit einem forschenden Blick auf den seltsamen Herrn, der stehen blieb, und wie geistesabwesend gerade vor sich hinsah.

Das Maß war genommen.

„Wünschen Sie Ganz- oder Halbstiefel?"

„Nach Ihrem Gutbefinden."

„Sie haben einen herrlichen Stiefelfuß, — werde also Ganzstiefel machen; denn das ist so stereotyp. So, mein Herr, ich danke Ihnen! Wie ist der werthe Namen?"

„Raphael von Ehlingen."

„Ah, — ich habe die Ehre!" — und Meister Gotthold verbeugte sich unterthänigst. „Werde den gnädigen Herrn zur höchsten Zufriedenheit bedienen."

Raphael hatte kaum die Reden des Schusters vernommen; sein Geist weilte jenseits des Hausflures.

„Ich bin irre gegangen," hob er jetzt an.

„Leicht möglich, gnädiger Herr, — das ist bei mir stereotyp!" versicherte Meister Gotthold. „Sehr viele Kunden, die mich zum ersten Male beehren, gehen irre, — das Haus ist etwas klein, — es hat eine gar schmale Gassenfront, — man übersieht es leicht."

„Dennoch hatte ich Sie in diesem kleinen Hause verfehlt," entgegnete Raphael, seiner Absicht näher rückend.

„Aha, — Sie geriethen in die Stube zur Linken! Thut mir wirklich leid, gnädiger Herr!"

„Wer wohnt in jener Stube?"

„Ein gewisser Strohmaier, ein stereotyper Lump, ein Verschwender und Taugenichts," zürnte Meister Gotthold. „Ich hätte dem Strohmaier nicht vermiethet, — ich nehme nur ganz respektable Miethsleute, das ist bei mir stereotyp; aber die Schwester Ottilia bat gar inständig, und der Schwester Ottilia kann ich nichts abschlagen, weil sie mich vier Wochen lang gepflegt hat, da ich krank wurde, gerade acht Tage nach dem Tode meiner seligen Frau. „Nehmen Sie ihn, Meister Gotthold!" hat die gute Schwester gesagt. „Für Strohmaier ist es nothwendig, ein rechtschaffenes Haus zu beziehen, und das ist Ihr Haus. Für den Miethzins werde ich sorgen." So kam dieser Strohmaier unter mein ehrliches Dach."

„Ich habe zwei Kinder und zwei erwachsene Mädchen in der Stube gefunden," fuhr Herr Raphael spionirend weiter. „Die Kinder gehören wohl dem Fabrikarbeiter; aber die Mädchen?"

„Ah," — rief Meister Gotthold, und seine Augen

begannen zu leuchten. „War das eine Mädchen nicht von ganz besonderer Schönheit?“

„Nun ja!“ antwortete der Gefragte mit erzwungener Gleichgültigkeit.

„Ich sage, von ganz besonderer Schönheit,“ wiederholte betonend der Meister. „Von einer Schönheit, wie sie alle tausend Jahre einmal vorkommt, — das ist ja stereotyp. War's nicht so, gnädiger Herr?“

„Möglich, — es mag sein!“

„Sehen Sie, gnädiger Herr,“ sprach wichtig der Schuster, „das Mädchen von ganz besonderer Schönheit ist Niemand anders, als die Tochter des grundreichen Barons von Hartung, dessen prachtvolle Villa außerhalb der Stadt liegt.“

„Die Einfachheit ihrer Kleidung hätte das nicht vermuthen lassen,“ warf der junge Mann kurz hin.

„Einfach, — da haben Sie recht, gnädiger Herr, — einfach, gar nicht stolz! Sehen Sie, das gnädige Fräulein Amanda gibt Alles den Armen, selbst ihre Kleider, wenn es d'rauf ankommt. Dafür ist sie bei allen Armen geliebt und verehrt, wie ein Engel, das ist stereotyp. Jeden Augenblick besucht sie die kleinen Würmchen des nichtsnutzigen Strohmaier, hat sogar eine Wochenfrau für die Kleinen aufgestellt,

welche sie bezahlt. Dem gnädigen Fräulein ist Wohlthun stereotyp, — jawohl, sie ist ein Engel in Menschengestalt.“

„Und Ihre Begleiterin?“

„Ist die Kammerjungfer der Baronesse,“ antwortete Gotthold.

Raphael ging, von dem eifrigen Meister bis auf die Gasse geleitet, unter steten Versicherungen ausgezeichneter Bedienung.

„Feine und gute Arbeit ist bei mir stereotyp,“ waren des Schusters letzte Worte.

Unter fortdauernden Eindrücken des lebhaftesten Erstaunens schritt Ehlingen durch die Straßen. Amanda dünkte ihm ein ganz außerordentliches Wesen, weit ab von dem Alltäglichen. Jedes Wort, das sie gesprochen, wiederholte er, und ihre Aeußerungen über Kunst und Künstler klangen ihm, wie Sibyllensprüche, in der Seele nach.

In der Nähe des väterlichen Hauses begegnete ihm Eduard von Schwertschlag.

„Eben wollte ich Dich besuchen, und mir ist ganz ungeheuer, Atelier und Staffelei beständig verlassen zu finden. Wo treibst Du Dich herum? Auch gestern, und diesen Morgen sprach ich vor. „Der gnädige Herr sind nicht zu Hause,“ meldet Franz ohne Un=

terlaß. Was ist das? Bist Du auf dem Wege, ein Müßiggänger zu werden?"

„Du warst ja gegenwärtig, als ich hiezu verpflichtet wurde. Mein Herumschwärmen ist Taktik, Kriegslist, die rastlos drängenden Geister zu vertreiben. — Was macht Dein neuer Freund, der malende Graf?"

„Er zürnt dem unzugänglichen Kunstgenossen," antwortete Eduard. „Sei doch erweichbar! Lasse ihn wenigstens das Moorland sehen."

„Hat nicht ein gewisser Baron Hartung dasselbe Ansinnen gestellt?"

„Ja!"

„Siehst Du, Eduard, morgen der Graf, übermorgen der Baron, und dann endlose Reihen schaulustiger Herren und Damen. Sämmtliche Treppen unseres Hauses würden ausgetreten."

„So ist es nicht gemeint. Dieberg und Hartung werden zusammen kommen. Ich bitte in allem Ernste, den Herren, welche sich ganz außerordentlich für Deine Schöpfungen interessiren, den Zutritt nicht zu verweigern."

„So mag es sein! Bringe Beide morgen Nachmittag drei Uhr."

„Abgemacht!" rief erfreut der Andere. „Sogleich werde ich Dieberg die frohe Botschaft melden."

## Hartungs Ueberraschungen.

Strohmaiers Lügengewebe, nach Angabe des Grafen Dieberg zusammengesponnen, war fertig.

In früher Morgenstunde erschien der „stereotype Lump" des Meisters Gotthold auf der Villa.

„Ein Mann wünscht Eure Gnaden zu sprechen," meldete der Kammerdiener.

„Was für ein Mann?" frug Hartung, vom Buche aufsehend, das er in der Hand hielt.

„Etwas schmutzig, ziemlich abgerissen, dazu ein entsprechendes Gesicht," antwortete der Kammerdiener.

„Deine Schilderung des Fremden ist nicht empfehlend."

„Aber treffend, gnädiger Herr! Ich wollte den Menschen kurz abweisen; allein er behauptet, Eurer Gnaden eine überaus wichtige Mittheilung machen zu müssen."

„So bringe ihn herein!"

Strohmaier trat vor den Baron und zwar in fadenscheinigem Costüm, das er von dem jüdischen Kleiderhändler Rothschild gekauft; denn er zog es vor, Raphaels Gold mehr für Genuß, als für Tracht zu verwenden. Nach einem prüfenden Blicke auf den Fremden, fand Hartung die Zeichnung seines Dieners richtig.

„Entschuldigen Sie, Herr Baron, wenn ich so früh schon Sie belästige," begann knixend der Arbeiter. „Ich konnte es aber nimmer aushalten. Ich muß Ihnen endlich entdecken, was ich längst schon hätte entdecken sollen, obschon ich dabei mein gegebenes Wort breche."

„Wie heißen Sie?"

„Strohmaier, Arbeiter in der Guanofabrik von Herrn Wank."

Hartung betrachtete mit Interesse den Menschen, auf dessen Besserungsfähigkeit er neun hundert Gulden gewagt hatte.

„So, — so!" sprach gedehnt Amanda's Vater. „Nun, was ist's mit Ihrer Entdeckung?"

„Sie wurden jüngst von einem Unbekannten aus dem Rhein gezogen, und dann haben Sie in den Zeitungen jenen Unbekannten ersucht, er möge sich bei Ihnen melden. Der Unbekannte hat sich aber gewiß

nicht gemeldet, und er wird sich nicht melden, und Sie würden niemals den Namen Ihres Retters erfahren, den Niemand kennt, als ich."

„Sie kennen ihn, — Sie wissen es?" rief Hartung, vom Sitze etwas rasch sich erhebend. „Wer ist es?"

„Graf Dieberg."

„Wer, — Graf Dieberg?" wiederholte im höchsten Grade erstaunt der Baron.

„Ja, Graf Dieberg, der so oft zu Ihnen kommt. Ich kenne den Grafen genau; denn er besucht zuweilen die Fabrik des Herrn Wank."

„Sie könnten sich dennoch getäuscht haben," warf Hartung ein. „Es ist nicht möglich! Dieberg kennt mein sehnlichstes Verlangen, den Lebensretter zu erforschen, und es besteht durchaus kein Grund, weßhalb er die edle That verheimlichen sollte."

„Warum Graf Dieberg unbekannt bleiben will, das weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß er Sie aus dem Rhein gezogen. Ich habe es gesehen mit eigenen Augen und kann tausend Eide d'rauf schwören."

„Erzählen Sie die Sache näher," sprach in bedeutender Erregtheit der Baron. „Erzählen Sie jeden Umstand."

„Ich war an jenem Tage am Rhein, — aber," unterbrach sich der schlaue Lügner mit einer Bewegung,

die Schaam und Verlegenheit ausdrücken sollte. „Muß ich Eurer Gnaden jeden Umstand erzählen?“

„Versteht sich, — jeden Umstand!“

„Auch den Grund muß ich angeben, weßhalb ich am Rhein war?“

„Immerhin nur angegeben!“

„Nun, sehen Sie, gnädiger Herr,“ fuhr Strohmaier gesenkten Blickes fort, „ich bin am Rhein gewesen, um mich und meine Kinder zu ertränken. Halten Sie mich deßhalb nicht für schlecht. Elend und Verzweiflung trieben mich an den Rhein. Dennoch hab' ich's nicht ausgeführt, weil die Schwester Ottilia dazwischen kam. Aber ein Buch unserer Bibliothek hatte ich am Rhein liegen gelassen. Später ging ich wieder hinaus, um es zu holen, und sah, wie ein schweres Wetter heranzog, und wie Eure Gnaden von der Insel herüberfuhren. Es waren noch einige Männer dort. Diese behaupteten, das Wetter werde Sie noch erreichen, und die Sache könne schlimm ablaufen. So blieb ich aus Neugierde auch dort, um zu sehen, wie es gehe. Dann ist das Wetter richtig losgebrochen, bevor Sie landeten. Ich hatte eine schreckliche Angst, da ich den Nachen zwischen hohen Wellen schwanken sah. Und wie der Kahn anstieß und Sie hineinfielen, da vergingen mir fast die Sinne vor Schrecken. Wir liefen

Alle hinab und schrieen durcheinander. Einige trugen das gnädige Fräulein, welches ohnmächtig geworden war, hinauf in den Wagen. Andere liefen am Strande hin und her, und ich sah deutlich Ihre Hand zweimal über den Wellen auftauchen. Gerne wäre ich hineingesprungen, um Sie zu retten, allein ich kann leider nicht schwimmen. Wie ich nun dastehe, rathlos und entsetzt, da rennt plötzlich ein Mann an mir vorbei, der keinen Rock an hatte. Ich kannte ihn nicht, sah aber, wie er in den Strom sprang. Wir Alle gaben ihn verloren; denn der Rhein war schrecklich wild. Auf einmal schrie es weiter unten. Ich lief dahin und begegnete just demselben Manne ohne Rock, der Sie gerettet hatte. Da ein dichter Gewitterregen niederstürzte, und man keine vier Schritte vor sich hin sah, hätte mich der Mann beinahe umgerannt. Ich erkannte jetzt den Grafen und rief ihm zu: „Haben Sie ihn glücklich gerettet, Herr Graf?“ Darauf blieb er stehen, blickte mir fast zornig in's Gesicht, faßte meine Hand und zog mich in das nahe Weidengebüsch.“

„Sie kennen mich, — wer sind Sie?“ frug er.

„Ich heiße Strohmaier, bin Arbeiter bei Herrn Wank, und kenne Sie daher, weil Sie öfter in unsere Fabrik kommen.“

„Strohmaier," sagte er, „Sie werden keinem Menschen verrathen, daß ich es gewesen, welcher den Baron gerettet."

„Darauf sah ich den Herrn verwundert an, weil ich sein Verlangen gar nicht begreifen konnte. Ja, Herr Graf," sagte ich, „warum soll man das nicht wissen?"

„Weil ich hiezu Gründe habe," antwortete er. „Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie schweigen."

„Ich gab mein Wort und hab' auch ehrlich geschwiegen. Als ich Ihre Anzeige in den Zeitungen las, da hat's mich sehr gejuckt, Ihnen Kunde zu bringen, weil ich dachte, Sie würden mir ein gutes Trinkgeld geben. Dennoch hab' ich's nicht gethan. Nun aber fiel mir ein, daß mein Ehrenwort an Dieberg doch nicht verbindend sein könne, weil es ja gar nichts Schlechtes ist, eine gute That zu verrathen. Und zweitens bin ich ein armer Familienvater, und dachte weiter, Eure Gnaden würden gewiß recht erkenntlich sein. So habe ich beschlossen, Ihnen das Geheimniß zu entdecken, — aber nur Ihnen, weil es sonst Niemand zu wissen braucht, und weil Graf Dieberg gewiß nur deßhalb Stillschweigen forderte, damit die Sache nicht an die Oeffentlichkeit kommt.

Mögen daher Eure Gnaden die Gewogenheit haben, meine Nachricht ganz für sich zu behalten.“

Hartung war dem lügenhaften Vortrage aufmerksam gefolgt. Jetzt schritt er in großer Bewegung durch das Zimmer, bis er vor dem Menschen stehen blieb.

„Ich danke Ihnen, Strohmaier! Wie sehr mich Ihre Kunde überrascht, dies vermag ich in Worten gar nicht auszudrücken. Aber ich glaube Ihnen auch deßhalb, weil persönliche Beobachtungen die Wahrheit Ihrer Aussage wesentlich unterstützen.“

Darauf verschwand der betrogene Herr im Seitengemache und kehrte mit zwei langen, dicken Geldrollen zurück.

„Sie haben sich in der Vermuthung nicht getäuscht, daß ich erkenntlich sein würde für Ihre Botschaft. Hier sind zweihundert Gulden. Ich gebe sie Ihnen unter der Bedingung, daß Sie einen guten Gebrauch hievon machen werden.“

„Den besten Gebrauch, gnädiger Herr!“ versicherte Strohmaier, mit lüsternen Blicken die Geldrollen verschlingend.

„Beinahe wären Sie ein dreifacher Verbrecher geworden,“ fuhr Hartung sehr ernst fort. „Hieraus muß ich leider schließen, daß Ihre sittlichen Begriffe

nicht ganz in der Ordnung sind; denn Noth und Armuth entschuldigen niemals ein Verbrechen."

„O, — gnädigster Herr Baron, ich habe schon tausendmal jenes abscheuliche Vorhaben bereut," heuchelte Strohmaier mit weinerlicher Stimme. „Auch dem Branntwein hab' ich abgeschworen, — überhaupt will ich ein ganz rechtschaffener Mann werden."

„Brav, Strohmaier! Bleiben Sie fest bei Ihren guten Vorsätzen. Hier ist das Geld, wenden Sie es gut an."

„Unverweilt trage ich es auf die Sparkasse, gnädiger Herr, unverweilt," — und der Lügner verschwand unter tiefen Bücklingen.

An demselben Morgen gewahrte die Dienerschaft eine ganz außerordentliche Unruhe an dem Baron. Mit hastigen Schritten eilte er nach Amanda's Zimmern. Sie war nach der Stadt in die heilige Messe gegangen. Dann stieg er hinab in den Garten, eilte nach jenem Punkte, der bequem die Straße nach der Stadt übersehen ließ, und spähte in gespanntester Ungeduld.

„Er muß heute zum Besuche kommen; — hat sich gestern nicht sehen lassen, ganz gegen seine Gewohnheit, — also heute ganz sicher," murmelte er, und wieder kehrte sein forschender Blick nach der Straße.

„Wie mag Amanda staunen! Wird diese herrliche That des edlen Grafen ihre unbegreifliche Kälte in Hochachtung verwandeln? Wird sie dem Lebensretter ihres Vaters Gleichgültigkeit bewahren können? Ei, — ei, wer hätte das vermuthet? Und doch hätte mich des Grafen eigenthümliches Benehmen auf die richtige Spur lenken sollen. Für den Retter hatte er nie ein Lob, nie ein Wort der Bewunderung. Natürlich; denn er konnte doch sich selbst nicht loben. Und dann gab er immer dem Gespräche, sobald es auf den Unbekannten kam, auffallender Weise eine andere Richtung. Er allein konnte nichts Besonderes in dem Entschlusse meines Retters finden, unbekannt bleiben zu wollen. Er fand diesen Entschluß natürlich für einen Menschen, der nicht Gegenstand der klatschenden Oeffentlichkeit werden mag. Und dies wird er auch jetzt nicht wollen, er wird Strohmaier's Nachricht als Erfindung erklären. Wie fange ich es nur an, ihn zum Geständnisse der That zu zwingen?" — und der Baron schritt sinnend durch den Garten. „Nun habe ich's, — so muß es gehen! Vor Allem kalt und ruhig. — Ah, dort fährt sein Wagen die Straße herauf. Du herrlicher, du edler Mann! Du Edelmann in vollster Bedeutung des Wortes! Also kalt, ruhig, vorsichtig!"

Mit diesem Entschlusse eilte Hartung durch den Garten, durchschritt ein Weingelände, und befand sich bei den Arbeitern. Dort sollte ihn der Graf, wie gewöhnlich zu dieser Tageszeit, finden.

Ein freudeverkündendes Lächeln im Gesichte, trat der Rothe zum Gutsbesitzer heran.

„Endlich hat unser Maler der unverantwortlichen Abgeschlossenheit etwas entsagt," begann er nach herzlichen Grüßen. „Gestern Abend brachte der junge Schwertschlag die erfreuliche Kunde, Raphael sei geneigt, seine jüngste Schöpfung, ein Landschaftsgemälde, diesen Nachmittag, Punkt drei Uhr, uns sehen zu lassen."

„Wirklich? Nun, das freut mich ungemein," rief Hartung. „Und Ihnen, Herr Graf, bin ich sehr zum Danke verbunden, für Ihr Bemühen zur Verwirklichung eines lebhaft gehegten Wunsches. Nur Wenigen war es bis jetzt gelungen, die Werke Raphael's zu schauen, und diese Bevorzugten sind entzückt, begeistert für den jungen Künstler. Offen gestanden, ich bin sehr gespannt."

„Ich nicht minder," versetzte Dieberg. „Schon die Persönlichkeit dieses seltsamen Herrn hat für mich Anziehendes. Es verräth entschiedenes Künstlertalent, jede Bewunderung der Oeffentlichkeit zu ver-

schmähen, und der Kunst um ihrer selbst willen zu dienen."

Sie durchschritten einen Laubgang, und redeten noch eine Weile über den vielbesprochenen Maler.

„Da fällt mir etwas ein," sagte plötzlich der Baron. „Ich hätte zwei Fragen an Sie zu stellen, die ich einfach mit „ja" oder mit „nein" beantwortet wünschte. Wollten Sie die Güte haben, Herr Graf?"

Ueber Dieberg's Angesicht flog ein kaum bemerkbares Lächeln befriedigter Erwartung.

„Zwei Fragen wünschen Sie beantwortet mit „ja" oder mit „nein?" that verwundert der Andere. „Die vorgeschriebene Kürze ist etwas seltsam. Jedenfalls wäre mir angenehm, Ihnen weit mehr bieten zu dürfen, als „ja" oder „nein."

„Dennoch könnte Ihnen die Antwort schwer fallen, obschon selbstverständlich nichts gegen Ihre Ehre oder gegen Ihr Interesse verlangt wird," sagte Hartung. „Wollen Sie auf Ihr Ehrenwort meinen Fragen Rede stehen?"

„Auf mein Ehrenwort? Das ist noch seltsamer," entgegnete kopfschüttelnd Dieberg. „Beinahe wäre dieser Zwang kränkend, weil er Abgeneigtheit voraus-

setzt, einem sehr bescheidenen Wunsche meinerseits entsprechen zu wollen."

„Herr Graf, gehen Sie gefälligst in heiterer Laune auf meine Bitte ein," — und der Baron versuchte unbefangen zu lächeln.

„Nun gut, — auf mein Ehrenwort, „ja" oder „nein!"

Hartung blieb vor dem Gaste stehen und blickte ihn scharf an, indem er frug: „Kennen Sie jenen Mann, der mich jüngst aus dem Rheine gerettet?"

Dieberg stand mit meisterhaft erkünstelter Betroffenheit vor dem Fragenden.

„Das hätte ich nicht erwartet!" sagte er. „Erlassen Sie mir gütigst die Beantwortung dieser Frage."

„Nicht möglich, Herr Graf! Doch, — Ihre Weigerung ist schon die halbe Bejahung der Frage. Nun, — auf Ihr Ehrenwort: ja oder nein?"

„Ja, ich kenne Ihren Lebensretter."

„Zweite Frage: Sind Sie jener Mann, der mich gerettet hat?"

„Herr Baron, Sie thun mir wirklich Gewalt an!" rief der sich sträubende Betrüger. „Ich kann diese zweite Frage nicht beantworten."

„Sie können es und müssen es! Bei Ihrer Ehre: ja oder nein?"

„Nun, — ja, — ich bin es!“ antwortete Dieberg nach scheinbar schwerer Ueberwindung.

Hartung stand tief bewegt vor dem vermeinten Lebensretter.

„Herr Graf, ich werde Ihre Bescheidenheit durch viele Dankesworte nicht verletzen. Die Versicherung mögen Sie aber gütigst hinnehmen, daß meine Bewunderung vor Ihrer Hochherzigkeit beinahe noch größer ist, als meine Dankespflicht.“

„Mein lieber Herr Baron,“ unterbrach Dieberg, „reden wir nicht weiter von der Sache. Vor Allem muß ich bitten, der Oeffentlichkeit gegenüber keinen Gebrauch von der erzwungenen Kenntniß zu machen.“

„Rechnen Sie auf meine strengste Discretion. Nur Amanda wird erfahren dürfen, wie sehr wir Ihnen verbunden sind.“

Das Stillschweigen Dieberg's gab hiezu Erlaubniß.

„Wie vermochten Sie es aber, in unbarmherzigem Schweigen zu verharren?“ frug lächelnd Hartung. „Sie kannten doch mein glühendes Verlangen und eifriges Bemühen, des kühnen Springers habhaft zu werden. Verbot etwa widerstrebendes Selbstbewußtsein eine grenzenlose Verbindlichkeit von meiner Seite?“

„Dieser Argwohn ist schmerzlich!“ betheuerte der edle Herr von Dieberg. „Sie scheinen geneigt, die

Gesinnung „des Abnormen" mit dem Maßstabe des Guanofabrikanten Wank zu messen. Nein, nicht hochfahrender Stolz forderte mein Schweigen, wohl aber ein anderer triftiger Grund."

„Den ich wissen darf, verehrtester Freund?"

„Ja, Sie mögen ihn wissen," antwortete nach einigem Zögern der Graf. „Nachdem die Beantwortung der beiden Hauptfragen erzwungen worden, sei die dritte unwesentliche Antwort freiwillig gegeben. — Ja, ich wollte das Bewußtsein Ihrer Verbindlichkeit gegen mich verhüten, aber aus einem Grunde, der nicht tadelnswerth sein dürfte. Dennoch muß ich im Voraus Ihre Verzeihung erbitten, wenn mein leitendes Fühlen und Denken Ihre Billigung nicht finden sollte."

„Nur zu, Herr Graf, Sie spannen außerordentlich! Das Fühlen und Denken meines Lebensretters haben volles Anrecht auf Generalabsolution, falls dieselbe nothwendig sein sollte."

„Gestatten Sie vorerst eine ganz kurze Erklärung," fuhr Dieberg mit erheuchelter Verlegenheit fort. „Mir ist diese Erklärung höchst peinlich, aber sie ist zum Verständnisse nothwendig. — Sie glaubten bisher, unser gemeinsames künstlerisches Interesse und Ihre geschätzte Persönlichkeit seien die einzigen Be-

weggründe meines täglichen Besuches auf Ihrer reizenden Villa. Dem ist nicht so. Wenn die höchste Kunstforderung in der getreuesten Nachahmung des Natürlichen besteht, und wenn ich für Kunst begeistert bin, so folgt nothwendig, daß eine harmonisch vollendete lebende Schönheit mich in hohem Maße begeistern muß. Dieses vollendete und lebendige Kunstwerk ist Fräulein Amanda von Hartung. Ihre Tochter zog den Maler und Kunstfreund unwiderstehlich an."

„Ueberaus schmeichelhaft, der Vater eines solchen Kindes zu sein," sagte befriedigt der Baron. „Mir ist aber nicht klar, wie aus der Schönheit Amanda's ein Verschweigen Ihrer edlen That folgen könnte."

„Meine weitere Erklärung wird Ihnen diese Nothwendigkeit sofort zeigen," versetzte Dieberg. „Jedem Menschen ist es natürlich, den Gegenstand seiner Neigung und Begeisterung zu lieben, ihn sogar besitzen zu wollen. Ich liebe Amanda und möchte für das Leben mit ihr verbunden sein. Diesen heißesten Wunsch meines Herzens Ihnen zu enthüllen, verbot die Kälte Amanda's mir gegenüber. Sie liebt mich nicht. Liebe muß aber eine ganz freie That des Herzens sein, nicht veranlaßt, nicht künstlich erzeugt, nicht gefordert durch Dankbarkeit. Hätte

sich nun Dieberg als Retter des Vaters enthüllt, so würde Amanda vielleicht durch Regungen ihres edlen Herzens bestimmt worden sein, den Nichtgeliebten wenigstens zu achten, ihm aus Dankbarkeit einige Beachtung zu schenken. Dies wollte ich verhüten, — daher mein Schweigen."

„Nun, das ist doch einzig!" rief Hartung verwundert, mit einem achtungsvollen Blick auf den edlen Grafen. „In solcher Weise kann nur eine große Künstlerseele denken und streben."

„Da nun diesem Gegenstande nach allen Seiten hin genügt worden, so bitte ich, ihn fallen zu lassen," schloß der listige Schwindler. „Ich werde Sie also, verehrter Freund, diesen Nachmittag gegen drei Uhr in meiner Wohnung erwarten, damit wir zusammen Raphael II. bewundern," — und der edle Graf fuhr nach der Stadt zurück.

Auch Hartung befahl den Wagen. Er hatte bei seinem Banquier einige dringende Geschäfte, wollte dieselben erledigen, in einem Hotel speisen, und dann beim Grafen vorfahren.

Strohmaier war in schwelgerischen Vorgefühlen künftiger Genüsse von der Villa fortgegangen. Beide Hände stacken fortwährend in den Hosentaschen, und jede Hand hielt eine Hundertguldenrolle. Keinen

Augenblick ließ er den Mammon los, den er festhielt, wie den höchsten Schatz seines Begehrens. In seiner Wohnung angelangt, hieß er die alte, von Amanda aufgestellte Wärterin die Kinder spazieren führen.

„Sie hockt immer daheim mit den Kindern in dieser dicken Luft, das ist ungesund," tadelte er. „Für's Hinhocken wird Sie nicht bezahlt. Darum gehe Sie mit den Kindern an den Rhein, in den Park oder anderswohin, aber nur in's Freie."

Die Wärterin hörte verwundert die Fürsorge eines Vaters für seine Kinder, der niemals ähnliche Sorge um die Kleinen gezeigt hatte.

„Sie haben ganz Recht, Herr Strohmaier, und es freut mich, daß Sie an die Kinder denken."

Darauf nahm sie Bärbelchen auf den Arm, ergriff Evchen's Hand und die Drei wanderten nach dem Stadtpark.

Strohmaier verschloß die Stubenthüre, setzte sich an den Tisch, zog die beiden Geldrollen hervor, öffnete und zählte die Stücke; es waren richtig zweihundert Gulden. Dann saß er lange vor dem geprägten Silber, weidete sich an dessen Anblick, nahm jedes Stück einzeln in die Hand, las die Umschrift, und geberdete sich wie ein Geizhals vor seinem Götzen. Im Grunde aber freute den Menschen nicht der Be-

sitz des Geldes, sondern die Aussicht auf eine Reihe verschiedener Genüsse, welche das Geld ermöglichte.

„Das wird ein flottes Leben!“ rief er, mit der Zunge schnalzend. „Hab's ja dem Baron versprochen, keinen Schnapps mehr zu trinken, — wir halten uns an Rheinwein und Champagner. Wir verschmähen die elende Kost der Garküche und diniren fürstlich im Hotel. O Strohmaier, was für ein Esel bist du gewesen, in den Rhein springen zu wollen! Strohmaier, nun sollst du erst erfahren, wie süß das Leben ist! Täglich fünf Gulden von meinem noblen Herrn, dazu diese Summe, — das reicht, um eine Weile lustig zu sein.“

Er schob einige Thalerstücke in ein schmutziges Geldtäschchen, rollte das Uebrige zusammen, und versteckte die Summe unter verlumpten Kleidungsstücken in der Schublade des Kastens.

Baron Hartung hatte das Geschäft beim Banquier geendet und fuhr nach dem „Kronprinzen“, dem ersten Hotel der Stadt. Dort ließ er sich ein Zimmer geben, den Augenblick des nahen Mahles zu erwarten. Er stand am Fenster und sah auf den Platz, der sich vor dem Hause hin dehnte. Da fesselten zwei Männer, langsam über den Platz schreitend, seine Aufmerksamkeit. Anfänglich zweifelte er an

der Richtigkeit des Augenscheines. Dann blieb kein Zweifel, die näher Kommenden waren Graf Dieberg und Strohmaier. Sie redeten lebhaft mit einander. Dieberg stand öfter vor dem Arbeiter und hob, wie bei ernsten Vorstellungen, den Arm.

„Der edle Graf macht offenbar dem Arbeiter Vorwürfe wegen des gebrochenen Wortes," meinte Hartung. „Und wie schonend er das thut! Keine heftigen Bewegungen, kein zorniges Schütteln des Hauptes. Alles in würdiger Ruhe und ohne Schelten. Dieberg ist wirklich ein edelsinniger und seltener Mensch. Möchte Amanda seinen Werth erkennen! Nun, ich hoffe, ihre schuldige Hochachtung für meinen Lebensretter wird sich allmälig in zarte Neigung verwandeln."

Strohmaier schritt gegen das Hotel heran, der Graf verschwand in entgegengesetzter Richtung. Ein Diener rief den Baron zu Tische. Beim Hinabsteigen nach dem Speisesaal vernahm Hartung heftige Worte im Gange des Erdgeschosses. Strohmaiers Stimme erkennend, blieb er verwundert stehen.

„Was wünschen Sie?" frug ein Kellner, über die abgeschabte Kleidung des Arbeiters einen geringschätzenden Blick werfend.

„Ich wünsche zu diniren," antwortete kurz und fest Strohmaier.

„Zu diniren, — Sie, — hier?" rief verwundert der Kellner. „Wissen Sie, daß hier das Couvert zwei Thaler kostet?"

„Und ein Fabrikarbeiter kann das Couvert von zwei Thaler nicht verdauen, — meinen Sie?" versetzte hämisch der Andere. „Ich zahle die Zeche, — das Uebrige geht Sie nichts an."

„Mein Herr!" rief verletzt der Kellner, „nur gebildete Leute haben hier Zutritt."

„Deßhalb versperren Sie mir den Weg nicht; denn ich gehöre zu den gebildeten Leuten," sagte Strohmaier. „Mein Rock ist zwar etwas schäbisch, und meine Hände, sehen Sie, meine Hände haben Schwülen und Horn, — das kommt von der Arbeit. Da wir Arbeiter nun den vierten und wichtigsten, den mächtigsten und berechtigsten Stand bilden, so werden Sie gnädigst erlauben, die köstlichen Schüsseln dieses Hauses mir ganz vortrefflich schmecken zu lassen," — und er schritt an dem verdutzten Herrn mit der Serviette vorbei.

„Haben Sie es gehört, Fränkel?" sprach der Kellner zu einem Standesgenossen. „Wie hochfahrend diese Kerle schon sind! Warten Sie noch eine Weile,

und Sie können sehen, wie der Schmutz der Fabriken unsere Sammtpolster und Seidenkissen besudelt."

Der staunende Hartung stieg vollends herab. Ein Blick in den Speisesaal überzeugte ihn, daß Strohmaier wirklich am Tische saß, die Weinkarte in der Hand. Der Baron ließ sich in derselben Reihe am Tische nieder, ohne von Strohmaier bemerkt zu werden. Das Essen begann. Eine Flasche wurde vor den Fabrikarbeiter gestellt. Hartung las die Aufschrift: „Deidesheimer Kirchenstück." Begierig, den Preis dieses edlen Trankes zu erfahren, griff auch der Baron nach der Weinkarte. Die Flasche „Kirchenstück" kostete drei Gulden.

Strohmaier aß kräftig, die Pausen zwischen den Gängen benutzend, seine elegante Umgebung zu mustern. Begegnete ihm zufällig der Blick eines Herrn oder einer Dame, so las er in demselben deutlich den Ausdruck vornehmer Mißachtung. Das verdroß ihn. Er sann auf Rache, und als der feine, starke Wein seinen Kopf zu beherrschen begann, versuchte Strohmaier, leitend in den anstandsvollen Lauf der Unterhaltung einzugreifen. Dieses Unternehmen hatte zur Folge, daß jedes Gespräch verstummte, und Strohmaier's Worte ungehört und nicht im mindesten beachtet verhallten.

„Der vierte Stand, dem ich anzugehören die Ehre habe," fuhr er geärgert fort, „wird endlich seine verdiente Achtung in der eleganten Gesellschaft in nächster Zukunft erkämpfen. Sehe auch gar nicht ein, weßhalb wir Arbeiter weniger sein sollten, als Aristokraten, als Soldaten und Pfaffen. O ja, meine Herren, wir werden uns jene Rechte verschaffen, die uns gebühren, und müßten dabei unsere harten Fäuste jenes alte Gerümpel vornehmer Möbel in Stücke schlagen. Wir sind ja die Mehrzahl, und Gewalt geht vor Recht."

Tiefste Stille.

„Es ist erstaunlich," brach ein Herr endlich das Schweigen, „wie eigenartig und wie häufig die Verrücktheiten der Gegenwart sind. Ein Straßenfeger bildete sich ein, der Kaiser Napoleon zu sein; ein Fabrikarbeiter meinte, er und seine Standesgenossen seien durch Bildung und Wissen berufen, maßgebend in alle gesellschaftlichen Verhältnisse einzugreifen, vorab das Eigenthumsrecht abzuschaffen. Letztere Geisteskrankheit nimmt einen so gemeingefährlichen Verlauf, daß es nothwendig sein wird, die Irrenhäuser bedeutend zu vergrößern und neue zu bauen."

Strohmaier schüttete ein Glas Wein hinab. Dann rief er frech über den Tisch: „Wissen Sie

mein Herr, die Geisteskrankheit der Fabrikarbeiter nimmt einen so mächtigen Fortschritt, daß die gebildeten und reichen Leute für etliche zwanzig Millionen Arbeiter Häuser bauen müssen, — das heißt, wenn die gebildeten und reichen Leute nicht vorziehen, den irregewordenen Arbeitern die eigenen Häuser und Palais einzuräumen."

Sämmtliche Damen rückten die Stühle und verließen den Saal. Der Oberkellner war in Verzweiflung; denn er fürchtete Einbuße am guten Rufe des „Kronprinzen." Die Flucht der Damen hatte eine bedeutende Lücke geschaffen, und Strohmaier zum Nachbarn Hartungs gemacht. Beim Anblicke des Barones saß Strohmaier etwas verblüfft, aber nur einen Augenblick.

„Ah, — Herr Baron, ich hatte Sie gar nicht bemerkt," rief er diesem zu. „Sie sehen, ich habe den besten Gebrauch von Ihrem Geschenke gemacht und finde, daß Rheinwein viel aufgeweckter und fröhlicher stimmt, als gemeiner Fusel."

Mit Verwunderung vernahmen sämmtliche Herren diese Ansprache. Hartung wurde glühend roth über eine Frechheit, die sich vermaß, ihn zum Bekannten eines verkommenen Fabrikarbeiters zu erniedrigen.

„Von der Unterstützung,“ sprach der Baron mit scharfer Betonung, „die ich einem armen Familienvater angedeihen ließ, machen Sie einen solchen Gebrauch, daß ich die Nothwendigkeit erkenne, künftighin bei Almosenspenden vorsichtiger zu sein.“

Nach diesen Worten verließ Herr von Hartung den Speisesaal.

Schlag drei Uhr hielt Hartungs Wagen vor dem Palais Chlingen. Eduard von Schwertschlag geleitete die Fremden nach einem Vorzimmer Raphael's, wo ihnen derselbe freundlich entgegentrat. Den Baron überraschte die Persönlichkeit des Künstlers, seine Wohlgestalt und sein bescheidenes Wesen. Aus Diebergs Augen flogen einige stechende Blicke auf den jugendlichen Freiherrn, und auch ihn überraschte der Ungewöhnliche. Eduard hatte vorgestellt. Hartung bat um Verzeihung wegen des störenden Besuches.

„Ihre Aufmerksamkeit ist schmeichelhaft, und ich wünsche, der gehoffte Kunstgenuß möchte einigermaßen befriedigt werden,“ sagte Raphael, die Herren in das anstoßende Zimmer geleitend, wo das Landschaftsgemälde aufgestellt war. In entsprechenden Entfernungen, und mit Berechnung des Lichtes, standen einige Sessel an verschiedenen Punkten, um die Malerei bequem und richtig betrachten zu können.

Die Fremden traten hochgespannt vor das Gemälde, und jetzt überfiel den Baron eine Ueberraschung, die fast noch größer wurde, als die Ueberraschung über Strohmaiers merkwürdige Enthüllung. Sein mächtig angeregter Enthusiasmus äußerte sich in lautlosem Anstarren des Haidelandes, und der gute Herr machte den Eindruck, in visionärem Zustande eben ein Stück Himmel zu betrachten. Dann kamen Hände, Arme und Haupt in lebhafte Bewegung, und schließlich brach er in rückhaltlose Bewunderung aus.

„Welch' eine herrliche Landschaft!" rief er entzückt. „Niemals habe ich Lichteffekte von so außerordentlicher Wahrheit gesehen. Und welch eine Luft! Man fühlt ja das linde Wehen dieses goldenen Aethers, — Alles lebt und regt sich, — sogar dieses Wässerlein ist von einer Klarheit ohne Gleichen. Herr von Chlingen," sprach er mit tiefer Verbeugung, „ich gratulire zu dieser meisterhaften Schöpfung."

„Uebersehen wir die ausgezeichnete Behandlung der Luftperspektive nicht," sagte Dieberg. „Herr von Chlingen ist ein feiner Beobachter des Natürlichen und die Meisterschaft, womit die Naturwahrheiten mit dem zartesten Farbengefühle wiedergegeben sind, ist in der That staunenswerth. Im Ganzen ist das Bild von bedeutender poetischer Wirkung. Ich weiß

nicht, was mehr Bewunderung verdient: der Fleiß in der Behandlung des Kleinsten, oder die seltene technische Fertigkeit, Naturstudien auf die Leinwand zu tragen. — Dennoch muß ich Tadel in das Lob mischen," fuhr lächelnd der Graf fort. „Bei aller Naturtreue im Einzelnen, wie in der Composition der Gesammtheit, bei aller technischen Virtuosität ist die ideale Stimmung allzu übermächtig, die gesunde Wirkung störend. Hiedurch verliert das Bild offenbar die landschaftliche Ruhe und gesunde Natürlichkeit."

„Sind Sie schon wieder da mit Ihrem Secirmesser, Herr Graf?" versetzte ungehalten der Baron. „Ich sage Ihnen, an diesem Meisterwerke wird Ihre kritische Schärfe stumpf."

„Und gerade Sie, mein lieber Herr Baron, bestätigen die Richtigkeit meines Tadels," sagte liebenswürdig der Graf. „Ihre Eindrücke sind nicht, wie man dieselben beim Anschauen eines vom Sonnenuntergange überglühten Moorlandes gewinnt, welches den Beschauer immer ruhig läßt. Ihre starke geistige Erregung zeigt vielmehr, daß die idealistische Stimmung maßvoller sollte gehalten sein."

„Ich fühle mich geistig gehoben und lebhaft eingeladen, dem wehmüthigen Reize dieses Moorlandes Geist und Herz zu öffnen," rief der Baron. „Ein

Gemälde, das solche Wirkungen hervorbringt, kann in Auffassung, Stimmung und technischer Behandlung nicht mangelhaft sein.“

„Zur näheren Erklärung muß ich bemerken,“ wandte sich der Graf an Raphael, „daß ich in der Kunst dem Realismus huldige, dem Idealismus hingegen eine Berechtigung nicht einräume. Ich weiß, die Realistenschule ist noch etwas jung, allein sie muß eine Zukunft haben, da sie mit der ganzen geistigen Bewegung der Gegenwart innig zusammenhängt.“

„Ein gesunder Realismus darf nicht verworfen werden,“ sagte Raphael; „denn auch die Kunst bindet die natürliche Ordnung der Dinge. Deßhalb schließt der Idealismus einen ästhetisch beschränkten Realismus nicht aus. Allein die neue Realistenschule, von der Sie sprechen, huldigt im Grunde dem nackten Materialismus, eben weil sie in engem Zusammenhange steht mit den materialistischen Strebungen der modernen Philosophie.“

„Ganz richtig, mein Herr!“ bestätigte Dieberg. „Die absolute Negation des Ideals ist die eigentliche Tendenz der modernen Zeit, — die absolute Negation des übersinnlichen Ideals ist zugleich das Grundprinzip der Realistenschule.“

„Ich nenne das „Materialismus“ Herr Graf!“

entgegnete Raphael. „Diese antiideale Kunstrichtung ist offenbar falsch, sie kann nur Caricaturen oder Leichname hervorbringen. Verzeihen Sie gütigst diese schlagende Schärfe des Ausdruckes männlicher Offenheit und künstlerischer Ueberzeugung.“

„Ihre Geradheit erfreut, Herr von Ehlingen!“ sagte verbindlich der Graf. „Freier und begründeter Austausch widersprechender Ansichten fördert ungemein, und mir wäre sehr angenehm, auf dem Kunstgebiete mit Ihnen ritterlich ungefährliche Lanzen zu brechen.“

„Bei der scharfen Gegensätzlichkeit von Idealismus und Materialismus dürfte der Kampf zuweilen heiß werden,“ sagte Eduard. „Mir würde es Vergnügen machen, als Unparteiischer dem Kunstduell beizuwohnen.“

„Und mir wäre der Meinungsaustausch zweier Kunstverständigen überaus nützlich,“ sagte eifrig der Baron. „Herr von Ehlingen, unseren Dank für den Kunstgenuß Ihres seltenen Bildes. Wollten Sie mit einem Besuche meine Gemäldesammlung beehren, so wäre das für mich schmeichelhaft.“

Raphael fiel es nicht schwer, die Einladung von Amanda's Vater anzunehmen. Er geleitete den Besuch bis zur Stiege, wo Hartung wiederholt bat,

den zugesagten Besuch nicht allzu lange hinaus zu schieben.

Der Wagen rollte durch die Straßen nach des Grafen Wohnung. Der Baron wurde nicht müde in Lobsprüchen über den Künstler.

„Kein Talent, — ein Genie!“ rief er begeistert. „Herr Graf, mein Glaube an das Evangelium des neuerfundenen Realismus, der sich vor Raphaels Scharfblick als Materialismus entpuppte, hat einen scharfen Stoß erlitten.“

„Sie machen mich eifersüchtig!“ versetzte lächelnd Dieberg. Und sich dem Ohre Schwertschlags nähernd flüsterte er: „Wirklich ein ganz ungewöhnliches Talent! Wir müssen diese künstlerische Kraft für unser Streben zu gewinnen trachten.“

„Wird schwer halten,“ antwortete der Bleiche.

---

## Amanda's Urtheile.

Das gemalte Haideland hatte den Baron mit solcher Begeisterung erfüllt und seinen Enthusiasmus dermaßen entflammt, daß er nach der Heimkehr vergaß, Amanda durch Strohmaiers ungeheuerliche Kunde in Erstaunen zu setzen. Dagegen fand er nicht Preisworte genug für das Bild und seinen Meister. Amanda sah mit stillem Lächeln auf den Vater, sagte aber nicht, daß sie den gerühmten Künstler gesehen und gesprochen habe.

„Ein ganz ungewöhnlicher Mensch, dieser junge Freiherr von Ehlingen," versicherte Hartung. „Schon seine Gestalt fällt auf, seine männliche Schönheit, sein bescheidenes Wesen. Und Du ahnst nicht, Amanda, welch' ein Zauber ausgegossen liegt über dem Gemälde! Nie sah ich Landschaftliches von so hinreißender Wirkung. Man sieht das Wunderwerk und glaubt, einen wehmüthig bewegenden Trauergesang zu hören,

angestimmt von lebenden Lichtern, von zarten Farbentönen, von Luft und Himmel. Und ein alter Weidenbaum steht so lebendig an einem klaren Wasser, wie ein ernster Prediger. Das ist ächte Kunst, das ist eine wundervolle Verschmelzung realer Existenzen mit idealem Empfinden. Was gäbe ich für dieses Gemälde!" schloß der Baron sehnsuchtsvoll.

„Wenn es Dir so ausnehmend gefällt, Vater, dann kaufe es."

„Kaufen?" wiederholte er fast betroffen. „Nun, Du hast ja den Maler nicht gesehen, Du kennst nicht seine Eigenart, sein fast majestätisches Wesen. Glaube mir, Kind, ich würde nicht wagen, diesen Herrn um den Kaufpreis seiner Schöpfung zu fragen."

„Warum nicht?" forschte sie verwundert.

„Weil dieses Kunstwerk mit Gold nicht aufzuwägen, und weil ich fürchtete, den Maler durch das Ansinnen zu beleidigen, sein herrliches Werk um Geldes Werth abzulassen. Denn jeder Kaufpreis ist im Grunde ein entsprechender Werthersatz für irgend ein Ding, — Raphaels Gemälde aber ist von so hohem Werthe, daß mein ganzes Vermögen keinen erschöpfenden Ersatz bieten könnte."

Sie lächelte über den väterlichen Enthusiasmus.

„Die größten Maler haben ihre Werke verkauft,“ wandte sie ein.

„Allerdings, — und oft für ungeheure Summen. Dennoch ist fraglich, ob die verkauften Kunstwerke immer nach ihrem vollen Werthe bezahlt wurden. In vorliegendem Falle besteht kein Zweifel, daß unsere Mittel nicht ausreichen, jene Landschaft zu kaufen, hätte ich auch den Muth, den Freiherrn nach dem Preise zu fragen. Lerne ihn erst kennen, Amanda! Ich bat ihn dringend, unsere Sammlung anzusehen. Kommt er, dann sei ihm freundlich. — Noch etwas. Beinahe hätte ich diese Merkwürdigkeit vergessen. Mein Lebensretter ist entdeckt, — Graf Dieberg.“

„Dieberg?“ rief sie erschreckt.

„Ja, Dieberg,“ — und der Baron erzählte Strohmaiers Bericht, sowie des Grafen Geständniß.

„Warum hat uns der Graf diese edle That verschwiegen?“ frug sie.

„Warum? Nun, der Grund ist seltsam, mein Kind,“ antwortete lächelnd der Vater, „so seltsam, daß er Dir Geheimniß bleiben muß, wenigstens vorläufig. Dein ferneres Benehmen gegen den hochherzigen, edlen Mann, der sein Leben einsetzte für Deinen Vater, wird zeigen, daß auch Du unsere Verbindlichkeit gegen ihn würdigest.“

Amanda ging sinnend, fast traurig nach ihren Zimmern. Dort nahm sie unterbrochene Arbeiten wieder auf, überlegte des Vaters Schlußworte, empfand schwer die Dankespflicht gegen den rothen Herrn, und eine Ahnung künftiger Leiden kam über sie.

Frau Leonore fand im Wesen Raphaels eine plötzliche Veränderung, deren Ursache sie nicht zu erklären vermochte, und deren Richtung sie nicht verstand. Des Künstlers tiefer Ernst und Versenktsein in die Gestaltungen seiner Phantasie waren einer offenbaren Unruhe gewichen, die sich zwar nur in Kleinigkeiten äußerte, die aber dem scharfen Mutterauge nicht entging. Auch das Malergewand legte er ab, und kleidete sich in die elegante Tracht seines Standes. Und als der stets Zurückgezogene gar den Wagen befahl, um nach der Villa Hartungs zu fahren, und zwar in glühenden Wangen und erregtem Wesen, da wurde Frau Leonore klar, der Grund zu Raphaels veränderter Art sei in der Familie des genannten Edelmannes zu suchen.

Der Baron empfing den Bewunderten über alle Maßen freundlich und nicht ohne Merkmale, daß ihm der Besuch schmeichelhaft sei.

„Sie dürfen mir glauben, Herr von Ehlingen, daß die Eindrücke Ihrer Landschaft auf mein Gemüth

ungeschwächt fortbestehen. Heute Nacht habe ich von jenem herrlichen Moorlande geträumt, es sogar in meiner Gemäldesammlung gesehen, was einen solchen Freudentaumel hervorrief, daß ich erwachte."

„Die Verwirklichung des Traumes wäre keine Unmöglichkeit," versetzte lächelnd der Künstler.

„Sie wären bereit, das Bild mir käuflich zu überlassen?" frug, zitternd vor Erregung, der Enthusiast.

„Käuflich? — nein!" antwortete verlegen der junge Freiherr. „Ich male nicht für Geld, sondern aus innerem Drange, und dachte niemals daran, aus der Kunst einen Erwerbszweig zu machen."

„Bitte tausendmal um Vergebung!" rief Hartung. „Ihre gütige Anspielung, meinen süßen Traum verwirklichen zu können, legte mir die ausgesprochene Bitte nahe; denn ich sehe eine andere Möglichkeit, in Besitz des Bildes zu kommen, nicht ein."

„Vorerst möchte ich beurtheilen können," antwortete ausweichend Raphael, „ob sich mein bescheidenes Werk Ihrer Sammlung würdig anreihen läßt."

Die Worte wirkten abkühlend auf den leidenschaftlichen Gemäldesammler; denn sie schienen eine zarte, aber bestimmte Ablehnung zu enthalten.

„Wie thöricht," dachte Herr von Hartung, „eine artige Redeweise wörtlich zu nehmen! Der Künstler

wollte die Nebelgestalten meines Traumes in ein reizendes Licht stellen, — das ist Alles! — Ich werde Sie sogleich in die Sammlung führen," sagte er. „Vorerst möchte ich mir jedoch erlauben, Ihnen meine Familie vorzustellen, die in einer einzigen Tochter besteht. Unser Weg berührt Amanda's Zimmer, die sich überaus freuen wird, unter der Leitung Ihres competenten Urtheils die Gemälde betrachten zu dürfen."

Glühend schoß es bei den Worten in Raphaels Angesicht, der Baron gewahrte die Bewegung und schrieb sie verletzter Bescheidenheit zu.

„Eine fein gestimmte Seele!" dachte Herr von Hartung. „Künstler haben doch gewöhnlich ein ziemlich großes Selbstbewußtsein, — und ihn beschämt sogar das Vertrauen in sein Urtheil."

Sie waren durch einige Zimmer geschritten, Raphael in steigender Erregung und mit starkem Herzklopfen. Sie betraten ein blumenreiches Zimmer, dessen Balkonthüre offen stand, den Duft der Rosen einzulassen, die in seltener Pracht vom Boden aufstiegen, an den Wänden der Villa emporkletterten, und ihre Flora um die Brüstung des Balkons legten. Auch seltene Blumen aus fernem Süden lebten sorgfältig gepflegt in Gefäßen, nachdem sie in geheizten

Treibhäusern den deutschen Winter glücklich überstanden. Werthvolle Oelgemälde hingen an den Wänden, Darstellungen aus der Legende oder wichtige Begebenheiten aus der Kirchengeschichte. Auch ein Harmonium war da, es stand geöffnet und Notenblätter lagen auf dem zierlich geschnittenen Pulte.

Raphael sah kaum einen Gegenstand des eleganten Raumes. Er dachte nur an Amanda, war sich seiner Befangenheit bewußt und sehr verlegen durch die Unsicherheit, dem verkörperten Ideal gegenüber einigermaßen Fassung und Ruhe zu bewahren.

„Sie ist auch nicht hier," sagte Hartung, „wir müssen weiter vordringen."

Beim Klange der väterlichen Worte trat Amanda unter den offenen Eingang des Seitengemaches, ein mildes Lächeln in den reizenden Zügen und in der Hand ein Stück Leinwand, das ein werdendes Kinderhemd zu sein schien, und das sie, beim Anblicke des Fremden, rasch bei Seite legte. Sie trug heute nicht die einfache Kleidung, sondern ein seidenes Gewand von bescheidenen Farben, aber wieder keinen Chignon und keinen Reifrock.

„Herr Raphael von Ehlingen, von dessen Landschaftsgemälde ich Dir erzählt habe," sprach vorstellend der Vater.

Gegenseitiges Verbeugen, und im Angesicht des jungen Herrn ein rascher Wechsel von glühendem Roth und auffallender Blässe.

„Mein Vater hat Ihres Werkes in rühmenden Worten gedacht, und auch Ihres gütigen Versprechens, unsere Gemäldesammlung recht bald zu besuchen,“ sagte sie freundlich. „Spannen Sie jedoch Ihre Erwartungen nicht allzuhoch, und seien Sie gnädig in der Kritik; denn ich habe gehört, daß Künstler im Urtheile scharf und sehr empfindlich gegen ästhetische Verstöße seien.“

Dies sprach sie mit liebenswürdiger Einfachheit und in der Absicht, den Befangenen aus augenscheinlichem Zwange zu erlösen. Und ihm begegnete das Unerhörte, auf ihr unbefangenes Reden kein schickliches Wort der Erwiederung zu finden. Er fühlte sich im Banne einer fremden Macht, und im Chaos seiner Verwirrung gaukelte seltsam costümirt der Gedanke, daß sie des früheren Begegnens in Strohmaiers Stube mit keiner Silbe gedachte.

„Ich bin nicht Deiner Ansicht, Amanda,“ sagte Hartung. „Herr von Ehlingen möge nur frank und frei sein Urtheil aussprechen, und hiedurch unser Verständniß des Schönen fördern.“

Sie durchschritten einen Corridor und betraten

einen lang gestreckten Saal ohne Fenster, der sein Licht durch Glashäuschen der Decke empfing. Da hingen an hoch aufsteigenden Wänden gemalte Werke von Meistern aus allen Nationen: Deutsche, Niederländer, Franzosen, Italiener und Spanier. Vorzüglich war die Landschaft vertreten und das Genre. Merkwürdigerweise entstammten alle Gemälde dem gegenwärtigen und verflossenen Jahrhundert, keine Spur von alten Meistern. Dafür hatten Gegenwart und Zopf wenig Bedeutendes und viel Nichtiges geliefert. Der Baron mochte keine Ahnung vom eigentlichen Werthe seiner Sammlung haben, und die Anwesenheit des Mißlungenen ebensowenig fühlen, als die Abwesenheit gediegener Größen; denn er sah triumphirend über die frischen Farben in strahlenden Goldrahmen, und dann auf Raphael mit der leicht lesbaren Schrift seiner Züge: „Nicht wahr, das ist Herrliches?"

Kaum hatte Raphael den Saal betreten und einen Blick auf gemaltes Denken und Fühlen geworfen, als sein Wesen sich verwandelte. Der Bann, von Frauenschönheit über den Empfindsamen gesprochen, war gehoben und die lichten Geister harmonischer Seelenstimmung behaupteten alte Rechte. Sein Auge wurde größer und überaus strahlend, seine Haltung voll Würde

und Majestät, so daß Strohmaier abermals gesagt haben würde: „Der blickt wie ein Gott, und ist schön wie ein Engel!“ Hartungs Rede fand keine Beachtung, sie wurde von dem Schauenden schwerlich vernommen, der langsam auf der einen Seite hinab, und auf der anderen herauf schritt, in strenger Musterung der Malereien.

„Ein seltsamer Mensch!“ dachte kopfschüttelnd der Baron. „Was für Augen, — was für ein Wesen, und alle Bilder schauen ihn an, als bäten sie um gnädiges Urtheil.“

Auch Amanda beobachtete verwundert das Ungewöhnliche des Fremden, um den sich der Vater vergeblich bemühte, ein Wort der Anerkennung zu erlangen. Endlich stieg Herr Raphael von der hohen Kunstwarte hernieder zu dem ungeduldig harrenden Baron.

„Eine stattliche Sammlung!“ rühmte er. „Sie haben viele Mühe und bedeutende Mittel aufgewandt, dies Alles zusammenzubringen.“

Abermals eine empfindliche Abkühlung für den Enthusiasten. Er hatte Lob und Preis des Kunstwürdigen gehofft, statt dessen vernahm er Anerkennung seiner Mühen und Geldopfer, die an Werthloses verschwendet zu sein schienen. Raphaels Scharfblick las

in Hartungs Seele, und er eilte, den Niedergedrückten aufzurichten. Er trat vor ein Gemälde Hennebergs.

„Sehr gut!“ lobte er. „Die Figuren sind voll Bewegung und Wahrheit, — das Colorit zeigt von hoher Begabung und zartem Farbengefühl, und wenn der Maler zu dem Verständnisse durchgedrungen ist, die Gruppirungen einheitlicher zu gestalten, dann wird die Gesammtwirkung außerordentlich gewinnen. Das Bild macht jeder Kunstsammlung Ehre.“

Wie sich Herr Hartung freute!

„Wie gefällt Ihnen diese Composition?“ frug er, den Maler nach einem Bilde führend, das einige Schritte entfernt hing.

Raphael stand vor einem sitzenden Kinde, das in beiden Händen ein Butterbrod hielt und kräftig hinein biß. Ihm zur Seite saß ein Hund, in begehrlicher Spannung nach dem Butterbrode. Zu den Füßen des Kindes standen die Worte auf den Boden geschrieben: „Zwei Seelen und Ein Gedanke.“

„Ist das nicht allerliebst?“ frug Hartung. „Sehen Sie einmal diesen Hund, — wie naturwahr, wie täuschend, wie lebendig! Meint man nicht, er wolle jeden Augenblick nach dem Brode schnappen?“

„Es ist so!“ antwortete Raphael im Begriffe, weiter zu gehen.

„Bitte sehr, Herr von Chlingen, — haben Sie die Güte, Ihr Urtheil über den Kunstwerth dieses Bildes auszusprechen!“

Der Gefragte kam in Verlegenheit; denn er sollte ein werthloses Lieblingsstück kritisiren. Er sah die enthusiastisch erregten Züge, und auch Amanda trat näher heran.

„Erlassen Sie mir gefälligst jede Recension dieser Darstellung, Herr Baron!“ bat er. „Offenbar ist hier ein materialistischer Pinsel thätig gewesen. Ich verwerfe die Berechtigung des nackten Materialismus in der Kunst, und deßhalb dürfte mein Standpunkt ein bestochenes Urtheil fällen.“

Ueber Amanda's erwartungsvolles Antlitz flog ein helles Lächeln, desto finsterer blickte der Baron.

„Dennoch bitte ich um Ihre aufrichtige Meinung,“ entgegnete er beinahe verletzt. „Sie haben ja bereits das Bild verurtheilt. Geben Sie nun Ihre Verdammungsgründe an, und überlassen Sie mir die Erwägung, ob ich mit Ihren Gründen einverstanden sein kann.“

„Ich unterstütze die Bitte meines Vaters mit dem Beifügen, daß hier eine Lebensfrage berührt wird,“

sagte Amanda in liebenswürdiger Laune, unter deren Hülle Raphael tiefen Ernst zu entdecken glaubte. „Seien Sie gütig, Herr von Chlingen, und wahrhaft ohne Menschenfurcht. Wir wollen ja von Ihnen lernen, und Unwissende belehren, ist ein Werk christlicher Barmherzigkeit.“

An Raphaels Stelle würden vielleicht alle junge Männer nicht unterlassen haben, dem schönen Fräulein tausend Verbindlichkeiten zu sagen. Er aber blieb ernst, ruhig und groß.

„Ich will offen mein Urtheil aussprechen, das nicht unfehlbar ist,“ begann er nach einigem Zögern. „Aus vielen Gründen kann diese Composition auf Kunstwerth keinen Anspruch erheben. Von der schülerhaften Behandlung der Farben und der Lichteffekte will ich ganz absehen. Hätte der Maler wenigstens als Unterschrift die Worte gesetzt: „Eine Seele und kein Gedanke,“ — kein künstlerischer Gedanke nämlich, — so könnte man das Ganze noch für einen gemalten Witz halten. Aber in den „Zwei Seelen“ liegt schon die unwahre und materialistische Richtung des Zeichners. Betrachten Sie ferner den stumpfsinnigen, fast thierischen Ausdruck im Gesichte des Kindes, während das Hundegesicht weit mehr geistige Thätigkeit verräth. Das ist widerwärtig, die Men-

schenwürde verletzend, unwahr un... halb weit ab von berechtigten Kunstforderungen. ...r wird das Ganze nicht getragen von irgend einer Idee, und wo Ideen fehlen, können unmöglich Kunstgebilde entstehen. Wir sehen hier nur einen thierische. Prozeß gemalt, und diesen hätte der Materialist weit treffender erreicht, wenn er zwei Hunde dargestellt haben würde, von denen der Eine am Brode frißt, während der Andere dasselbe Verlangen zur Schau trägt. Gottes Ebenbild aber, ein geistiges Wesen, noch dazu die reine Kindesunschuld, in solcher Weise mit einem Hunde auf gleiche Stufe zu stellen, das ist ekelhaft und muß das Gefühl eines jeden denkenden Menschen beleidigen. Hier ist kein geistiger Gewinn, keine angestrebte Veredlung und Erhebung des Gemüthes, — daher auch keine Kunst. — Verzeihen Sie gütigst meine Ansicht, Herr Baron, die ich gerne verschwiegen hätte."

„Wir danken Ihnen sehr," sagte rasch Amanda. „Mich freut, daß Ihr competentes Urtheil mit meinem Gefühle übereinstimmt. Oft habe ich mit dem Vater über dieses Bild gestritten, der es vielleicht mehr aus persönlichen Rücksichten für den Grafen Dieberg hochschätzt."

„Von Dieberg ist dieses Bild?" frug der Freiherr überrascht.

„Von dem unsere Sammlung noch einige enthält,“ antwortete Amanda.

Der Baron blieb stumm, im Herzen erwägend und geneigt, Raphaels Kunstverständniß zu bezweifeln. Dann öffnete er eine Flügelthüre, welche zu dem anstoßenden Cabinet führte. Dort hingen einige Gemälde altdeutscher Meister, prachtvolle Altarbilder, und zwei vom Zahne der Zeit arg beschädigte Kreuzabnahmen. Der Baron hatte, wie es schien, diese Schätze für unwerth gehalten, unter den modernen Gebilden zu hängen und sie deshalb in diesen engen Raum gesperrt. Raphael hingegen stieß einige Worte der freudigsten Ueberraschung aus, versenkte sich in Betrachtungen des Einzelnen und gewahrte nicht, wie sein Rühmen auf Amanda's Angesicht glänzende Lichter streute.

„Das ist ächte Kunst, — da ist idealer Gehalt, — das sind durchgeistigte Realitäten!“ rief er begeistert. „Ich darf Ihnen wohl sagen, Herr Baron, in meinem Urtheile wiegt hier diese einzige Kreuzabnahme schwerer, als der ganze Mischmasch der Zopfzeit und alle Rohheiten des antiidealen Materialismus.“

Hartung zuckte bedenklich die Achseln.

„Da Sie für das Alte schwärmen,“ sagte er, „so

müssen Sie das am besten erhaltene Gemälde in Amanda's Zimmer sehen."

Der Künstler heftete die leuchtenden Augen bittend auf das Fräulein.

„Mit Vergnügen, mein Herr!" sprach sie gewährend.

Sie kehrten auf demselben Wege zurück, durchschritten das Blumenzimmer und betraten jenes Gemach, aus dem Amanda vorher mit der Näharbeit erschienen war. Sie bat, einen Augenblick hier zu warten und verschwand durch eine Thüre. Raphael warf einen prüfenden Blick durch das Zimmer. Dort lag ein Linnenballen, welcher zu Kinderhemden verarbeitet wurde, wie einige fertige Stücke dieses ersten Anzuges bewiesen. Vor dem geschmackvoll zusammengestellten Nähtische stand ein Stuhl, auf dem Amanda's gegenwärtige Arbeit lag, worin sie beim Erscheinen des Besuches gestört worden. Herr von Ehlingen sah den anspruchsvollen Linnenballen, die fertigen Kinderhemden, die Fortsetzung derselben in dem begonnenen und ihm kam der seltsame Gedanke, die emsig besorgte Braut möchte für eine nicht gar ferne Zeit Vorarbeiten machen. Ihm selbst erschien dieser Gedanke merkwürdig, und noch merkwürdiger, daß er über diesen Gedanken heftig erschrak. Noch wälzte

er ihn schmerzlich im Gemüthe, da trat in der Erinnerung Strohmaiers geschwätziges Evchen tröstend vor ihn mit den Worten: „Amanda strickt uns Strümpfe und macht uns Hemden,“ — und fort rollte die Centnerlast von der Brust des Bestürzten. Auch ein Bücherschrank mit Glasfenstern war da. Raphael las einige Titel und staunte, wissenschaftliche Werke zu finden, Apologien des Christenthums, geschichtliche Monographien und einige Unterhaltungsschriften katholischer Novellisten, wo er nur Romane und sogenannte Classiker zu finden meinte. Sogar eine lateinische Vulgata zeigte den goldgepreßten Rücken, und er konnte nicht unterlassen, hierüber seine Verwunderung zu äußern.

„Amanda's bescheidene Kenntniß der lateinischen Sprache ist allerdings ein Curiosum in der Gegenwart,“ sagte der Vater. „Schon als Kind zeigte sie eine unersättliche Wißbegierde, bedeutendes Talent und eine große Vorliebe für die Sprache unserer Kirche. Ich gab ihr neben dem Lehrer im Französischen einen solchen für das Lateinische, und ihr Latein ist unerschöpflich, — man kann niemals von ihr sagen: sie ist am Ende mit ihrem Latein. Scherz bei Seite, darf ich Amanda das Zeugniß geben, daß sie mit zwanzig Jahren in wissenschaftlichen Lieblingsgegen-

ständen mehr weiß, als mancher Junge, der in gleichem Alter die Universität bezieht."

„Zwanzig Jahre? Ich hätte dem gnädigen Fräulein höchstens ein Alter zwischen siebzehn und achtzehn Jahren zugemessen."

„Sie sieht allerdings sehr jugendlich aus," bestätigte Hartung. „Dafür lebt sie in strenger Regelmäßigkeit, und hütet ihre Gesundheit wie ein schätzenswerthes Gut, dem kein Abbruch geschieht durch Corset, durch vergeudete Nächte in Ballsälen oder in Gesellschaften, die sich bis zum dämmernden Tage hinziehen. — Aber wo bleibt sie denn? Erlauben Sie, daß ich einmal nachsehe."

Raphael stand sinnend über das Vernommene. Er gedachte ihrer Worte über Kunst in Strohmaiers Stube und blickte mit Verehrung zu ihr empor. Hartung kehrte zurück.

„Der Schlosser hat den Kloben beim Einschlagen oben umgebogen, so daß wir das Bild nicht aushängen können, ohne den Kloben herauszuziehen. Amanda hat sich vergebens bemüht, das Eisen bleibt hartnäckig. Ich will meinen Kammerdiener mit Hammer und Zange herbeirufen."

„Könnte man das Gemälde nicht an Ort und Stelle betrachten?"

„Es befindet sich in Amanda's Schlafzimmer, und sie hält es für unanständig, Sie dahin zu führen. Ich glaube indessen, Sie könnten im Nothfall von einer Forderung schuldiger Rücksicht dispensiren."

„Gerne, — wenn das gnädige Fräulein den Einbruch des Fremden in jenen abgeschlossenen Raum der Familie nicht mißbilligt."

„Sie ist nicht engherzig, — kommen Sie!"

Zögernd betrat Raphael das Gemach, sah flüchtig die blanke Reinlichkeit, über dem Bett einen blendend weißen Himmel, und dann verschwand Alles vor der gemalten Herrlichkeit.

Er stand entzückt vor einer „Grablegung Maria's," einem geretteten Schatze der cölner Malerschule. Auf einer Bahre ruhte der heilige Leichnam der Jungfrau, in Zeichnung und Colorit ganz wunderbar. Die entstellende Hand des Todes hatte diesen reinen Leib kaum berührt. Er lag da, wie eine frisch gebrochene Lilie, im Antlitze eine solche Tiefe der Empfindung, ein so ergreifendes Gepräge jungfräulicher Würde, wie nur religiöses Verständniß für die unbefleckt empfangene Mutter des Herrn fühlen kann. Selbst die Thatsache der körperlichen Auferstehung schlug geheimnißvoll in die Malerei herein. Es wurde dem

Beschauer gleichsam die Ueberzeugung abgenöthigt, solch ein Leib könne unmöglich Moder und Verwesung anheimfallen, er schlummere dem nahen Erwachen entgegen. Im Halbkreise umstanden die Apostel die Bahre, würdevolle Gestalten voll Leben und Bewegung, in den markigen Gesichtern Schmerz und Trauer um die Hingeschiedene. Allein der Schmerz erschien sanft und ruhig, vergeistigt und geadelt durch Ergebung in des Allerhöchsten Willen, wie es den Schülern des Herrn geziemt. Im Hintergrunde gähnte dunkel die geöffnete Gruft, den Leichnam zu empfangen, und auf goldenen Wolken erschienen durchsichtige Engelgestalten, um die irdische Hülle ihrer Königin nach dem Reiche des Lichtes zu tragen.

Den kunstverständigen Raphael hatte das Anschauen über achtzehnhundert Jahre hinausgehoben, nun stand er mit gefalteten Händen bei den Aposteln vor der Bahre. Amanda beobachtete den jungen Mann, und eine freudige Bewegung spielte um ihren Mund, da sie ihn so in Andacht und Staunen versenkt sah. Hartungs Worte unterbrachen das lange Schweigen.

„Das Bild ist gut, nicht wahr, Herr von Ehlingen?“

Er wandte das Haupt nach dem Fragenden, wie

ein Mensch, den eine Störung aus himmlischen Gesichten zurückfordert.

„Gut?“ wiederholte er. „Dieses Gemälde ist die Perle Ihrer ganzen Sammlung, ein würdiges Seitenstück zum weltberühmten cölner Dombild.“

„Und ich habe es aus dem Staube einer protestantischen Kirche hervorgezogen, die vormals katholisch gewesen,“ sagte Hartung. „Dort hing es in einem Winkel hinter der Orgel, vergessen, mit Spinnengeweben bedeckt. Das Presbyterium war höchlich erstaunt, als ich für das alte Bild hundert Gulden bot. Die kunstverständigen Herren würden es um die Hälfte, vielleicht um noch Geringeres verkauft haben.“

„Ja, ja, — das ist nichts Neues!“ rief der Künstler geärgert. „So vergeht und verdirbt das wahrhaft Große im wüsten Reiche feindseliger Geister. Der Protestantismus gegen Dogma und Moral verletzt beinahe weniger, als der Protestantismus gegen die Kunst. Würden Meister Holbein und andere Meister des sechszehnten Jahrhunderts aus den Gräbern aufstehen und über den raschen Verfall der Kunst zu ihrer Zeit berichten, und zwar in Folge jener heillosen Glaubensspaltung, ihr Bericht müßte uns Lebenden die Röthe des Zornes auf die Wangen trei-

ben. Und sie selbst, die alten deutschen Meister, würden aus Schmerz über die Verwüstung, welche der unselige Protestantismus angerichtet, unverweilt in ihre Grüfte zurückkehren, weil ihnen der Anblick moderner Malerei unerträglich wäre."

„Sie glauben demnach," frug Hartung, „der Protestantismus habe die Entwickelung der Kunst gehemmt?"

„Nicht blos gehemmt, — untergraben, beinahe vernichtet hat er sie, — das ist wissenschaftlich erwiesen. Unbestreitbar steht fest, daß die Negation im Wesen des Protestantismus nicht allein zum Naturalismus in der Philosophie sich entwickelte, sondern auch den geistlosen antiidealen Materialismus in der Kunst verschuldet. Aber es ist vergeblich, den Zeitgenossen dies verständlich zu machen, weil sie im dicken Nebel unwahrer Fortschrittsversuche die Sehkraft für das wirklich Schöne verloren haben. Deßhalb widerstrebt es mir auch, mein Bemühen, in die verlassenen Bahnen ächter Kunst einzulenken, dem Urtheile der modernen Geister zu überlassen."

„Dennoch erlaube ich mir die Bitte," sagte Hartung, „uns Ihre „Mörder Germanias" nicht vorzuenthalten."

Der Maler schien die Bitte überhört zu haben und begann, die Kunstwerthe der „Grablegung" im Einzelnen zu erklären. Amanda lauschte fast athemlos, und als er geendet, legte sich ein drängender Wunsch in das feine Mienenspiel ihres Antlitzes.

„Ich wage einen Vorschlag, Herr von Chlingen!" sagte sie. „Meinem Vater gefällt Ihr Moorland ganz außerordentlich, und seine endlos rühmenden Worte reizten meine Neugierde nicht wenig. Ihnen gefällt die Grablegung, deren vollen Werth wir nicht zu würdigen verstehen. Machen wir deßhalb einen Tausch: Sie geben das Moorland und nehmen dafür dieses alte Bild."

Dem Baron sprangen die Hände zusammen, so erschreckte ihn die unüberlegte Rede der Tochter; denn sie bot ein veraltetes Hundertguldenbild gegen ein Meisterwerk moderner Kunst. Sein Unwille verhinderte sogar eine rasche Zusammenstellung entschuldigender Worte, und nicht einmal die strafenden väterlichen Blicke bemerkte Amanda. Unbefangen stand sie vor dem Gaste, arglos der Entscheidung harrend.

„Verehrtes Fräulein," begann der Maler nach einigem Zögern, „Ihr Angebot wäre stark genug, eine fast erstorbene Selbstsucht zu neuem Leben zu

wecken. Für mich ist es eine größere Ueberwindung, als Sie wohl glauben, den vorgeschlagenen Tausch abzulehnen. Sie bieten einen seltenen Diamant gegen einen Rheinkiesel. Deßhalb wäre es von meiner Seite nicht blos unehrenhaft, sondern geradezu Betrug, in den Vorschlag einzugehen."

„Wie seltsam das wieder ist!" dachte Herr von Hartung. „Hm, — er versteht es, die Maske der Bescheidenheit klug zu benützen."

„Nicht unehrenhaft und nicht betrügerisch," sagte sie ruhig. „Das Bild gehört mir, und ich benütze es dazu, meinem Vater eine grenzenlose Freude zu machen, indem ich es umtausche."

„Dies kann ja ohne Tausch geschehen," entgegnete Raphael. „Ich werde Ihnen heute noch das Moorland herausschicken."

Wieder sprangen Hartungs Hände zusammen, aber nicht aus Schrecken, sondern im Taumel der Freude.

„Herausschicken wollen Sie es?" brachte mühsam der leidenschaftliche Gemäldesammler hervor. „Sie sind unendlich gütig! Aber, mein Herr, — auf wie lange schicken Sie es heraus?"

„Bis ich es wieder zurückfordere," antwortete lächelnd der Maler. „Gönnen Sie wenigstens auf

einige Jahre meinem Bilde ein Plätzchen in Ihrer Sammlung. Ich mache indessen eine Bedingung."

„Mir ist jede Bedingung genehm, — sprechen Sie dieselbe nur aus, reden Sie," drängte lebhaft der Baron.

„Meine Bedingung ist gerichtet an das gnädige Fräulein," erwiederte Chlingen. „Ich verlange nämlich von Ihnen nichts Geringeres, mein Fräulein, als Ihr offenes Urtheil über mein Bild."

„Die Bedingung ist leicht erfüllbar," versetzte heiter Amanda, „obschon ich Gefahr laufe, vor Ihrem künstlerischen Wissen lächerlich zu werden."

„Bestände in Wirklichkeit diese Gefahr, ich hätte meine Bedingung nicht stellen können," sprach ernst der junge Mann.

Mit einem Scheideblick auf die Grablegung verließ er das Zimmer, verabschiedete sich und bestieg seinen Wagen, wohin der Baron begleitete. Bei einer Biegung der Straße sah Raphael zur Villa empor nach der Stelle, wo der Balkon mit den Rosen lieblich aus dem Blumenzimmer hervortrat. Er dachte, es müsse dort eine reizende Aussicht sein auf den Strom, über die Ebene und nach den fernen Bergen. Er dachte sich Amanda auf dem Balkon zwischen den Rosen und fand, daß sie schöner sei,

denn alle Blumen. Der Wagen rollte über die Landstraße, durch die Gassen der Stadt, der Künstler dachte immerfort an das Mädchen auf dem Balkon bei ihren Blumen.

„Du bist sehr kühn gewesen, Amanda!" tadelte zurückkehrend der Vater. „Niemals hätte ich gewagt, Dein Ansinnen dem Künstler zu stellen."

„Sei mir deßhalb nicht böse, Väterchen!" schmeichelte sie. „Nicht ohne Ueberlegung habe ich den Tausch vorgeschlagen. Ich wußte, daß Herr Raphael mir das nicht übel deuten werde."

„So, — das wußtest Du? Wieso das, mein Kind?"

„Ich halte den Herrn für eine tiefernste Künstlernatur, und diese wird niemals durch Aufrichtigkeit verletzt, sollte sich auch Unverstand in Aufrichtigkeit gekleidet haben. Das Erhabene und Großartige belächelt vielleicht kindisches Ungeschick, zürnt ihm aber nicht."

„Nun, muß gestehen, Deine Meinung über den Freiherrn ist nicht gering," sagte mit einem scharfen Blicke der Vater. „Und dann ist mir Deine Art aufgefallen, mit dem Fremden zu verkehren. Du warst so vertraut, so familiär, so ohne alle Zurückhaltung, wie im Verkehr mit einem Bruder. Stelle

ich dieses Benehmen zusammen mit Deiner strengen Kälte gegen alle Herren, so dünkt mir das ganz eigenthümlich."

„Hast Du denn nicht wahrgenommen, Vater, daß Raphael ein ganz ungewöhnlicher Mensch ist? Eine anima candida, — eine Seele, angethan mit weißem Gewande? An ihm bewährt sich der Spruch: „Aechte Künstler sind Kinder." Raphael ist wirklich ein Kind an Unschuld, in der Reinheit seines Empfindens, in seiner Ferne von allem Niedrigen. Darum verkehrte ich mit ihm, wie man verkehrt mit den Arglosen. Oder hat er uns von Selbstlosigkeit und Edelsinn nicht einen schlagenden Beweis geliefert durch Schenkung des Moorlandes? Ja, durch Schenkung; denn er wird das Gemälde nicht wieder zurückfordern. Er wählte diese Form, unser modernes Schicklichkeitsgefühl nicht zu verletzen. Siehst Du, Vater, im Verkehr mit einer so hochbegnadeten, lichten Seele sind jene frostigen Schranken ganz überflüssig, die aufrecht stehen müssen zu Schutz und Abwehr beim Umgang mit argen Weltmenschen."

„So, — so!" sagte stirnrunzelnd Herr von Hartung. „Demnach scheint Graf Dieberg Dir ein arger Weltmensch zu sein; denn keine Fürstin mag stolzer vom Throne herab zu ihren Vasallen sprechen, als Du sprichst mit dem Grafen. Selbst Dein Dank,

dargebracht dem Retter Deines Vaters, war sehr förmlich, fast kalt. Ich merkte es dem edlen Manne deutlich an, wie Dein Benehmen ihn verletzte."

„Verletzte, — Vater?"

„Ja, verletzte! Dieberg ist Hausfreund, ist mein Lebensretter, hat Ansprüche auf freundliche Aufmerksamkeit. Schenke ihm wenigstens nur die Hälfte der natürlichen Einfachheit, womit Du Chlingen ausgezeichnet, und Dieberg wird glücklich sein."

„Dieberg ist nicht Raphael, Vater, — noch lange nicht," entgegnete sie bestimmt. „Deßhalb wäre mir sehr unangenehm, wenn aufmerksame Freundlichkeit von meiner Seite den Grafen glücklich machen würde oder — sollte."

„Nun, es ist gut," sagte abbrechend der Baron. „Ich werde Dich später einen Blick thun lassen in Diebergs Wesen. Ich werde Dir zeigen, weßhalb er seine große That verschwiegen hatte, — und das wird genügen, Dir eine günstigere Meinung über den Herrn zu verschaffen."

Er stand auf und verließ geärgert das Zimmer. Sie kehrte zur Näharbeit zurück und schnitt Hemdchen für arme Kinder. Dann erschien ihre Kammerzofe mit der Kunde, das Moorland sei da. Scheere und Nadel wurden augenblicklich außer Thätigkeit

gesetzt. Amanda eilte nach dem Bildersaale, wo sie den Vater und Dieberg vor dem aufgestellten Gemälde traf. Der Graf zeigte eine fast gekränkte Zurückhaltung, und sie erschien würdevoll wie eine Königin. Lange und schweigend betrachtete sie die Landschaft. Sie wurde ernst, sehr ernst, und im Glanze ihrer Augen schimmerte es, wie eine Thräne.

„Ist das nicht etwas ganz Prachtvolles, Amanda?“ rief der begeisterte Vater. „Meint man nicht, das ganze Bild lebe und athme?“

„Die Seele des Künstlers lebt in dem Bilde. Ein gemaltes Klagelied, Vater!“

„In drei Worten eine erschöpfende Kritik,“ schmeichelte Graf Dieberg. „Die Kunst sollte erfreuen, aber nicht in Klagetönen die Menschen ansingen; denn zu Klagen und Leiden bietet diese Welt ohnehin Stoff in Fülle.“

„So ist meine Kritik nicht gemeint, Herr Graf!“ sagte sie. „Die Klagen dieser gemalten Dichtung berühren Saiten unserer Seele, die nicht widerwärtig klingen, sondern erhebend. Vielleicht wäre es gut, wenn Künstler durch ähnliche Klagelieder sittigend auf alle jene Gemüther wirkten, die im Strudel moderner Gedankenlosigkeit und hohlen Flattersinnes versinken wollen. In diesem Falle brächte die Kunst

höheren Gewinn, als durch naturgetreue Abbildung verschiedener Körper und Dinge."

Der Graf biß in die Lippen. Amanda schenkte ihm noch einige Worte und verließ den Saal.

Hartung saß betrachtend vor dem Gemälde. Auch Dieberg betrachtete, aber nicht das Bild, sondern Amanda's Benehmen, dessen abwehrende Kälte unerschütterlich blieb. Nicht einmal die Rettung des Vaters hatte ihr Wesen freundlicher gegen ihn gestaltet. Der Betrüger fand, es sei nothwendig, eine Entscheidung herbei zu führen. Flüchtig berechnete er die Möglichkeiten dieser Entscheidung, die für ihn günstig fallen mußte. Der Baron war ihm aufrichtig ergeben, dazu ketteten eiserne Banden der Dankespflicht Amanda's Vater an den Lebensretter.

Plötzlich unterbrach ein so lautes Seufzen das Schweigen des Saales, daß Hartung erschreckt auffuhr und verwundert des Grafen meisterhaft erkünstelte Trauermienen gewahrte.

„Was ist Ihnen, bester Dieberg?"

„Mir? — Gar nichts, verehrter Freund!"

„Sie haben doch eben so nachdrücklich gestöhnt, als wolle sich Ihre Brust von Centnerlasten befreien."

„Das Bild, Herr Baron, — das Bild!" that er künstlich verlegen. „Amanda hat recht: Ein gemaltes

Klagelied! Man kann es gar nicht ansehen, ohne angesteckt zu werden von Klage- und Trauergeistern. Wird der Idealismus herrschende Geschmacksrichtung, dann mögen alle Freuden schweigen; das Leben wird zur beschaulichen Klage, oder zur klagenden Beschaulichkeit.“

„Sie haben nicht ganz unrecht,“ versetzte Hartung. „Auch mir will scheinen, die Tendenz dieser Malerei sei doch etwas allzu überirdisch. Es liegt eine Sehnsucht, ich möchte sagen, ein geisterhaftes Etwas von so packender Gewalt in diesen Lichtern und Farben, daß Einem bei längerem Schauen fast unheimlich wird.“

„Dies kommt daher,“ erklärte scherzend der Graf, „weil der idealistische Pinsel in fleischloser Stimmung, vielleicht gar mit Geisterfarben gemalt hat. Anerkannt ist ja von allen Vernünftigen, daß uns Sterblichen das Geisterreich immer unheimlich gewesen.“

„Dennoch bleibt Raphaels geniale Begabung unbestreitbar,“ sagte Hartung.

„Das ist gar keine Frage,“ bestätigte Dieberg. „Desto beklagenswerther ist die krankhafte Richtung des Künstlers. Ich wette, er hat ein scharfes Verdammungsurtheil über fast alle Bilder dieses Saales gefällt.“

Der Baron gedachte Raphaels Kritik über

des Grafen „Zwei Seelen und ein Gedanke“ und lächelte.

„Die Alten dort hinten gefielen ihm am Besten,“ sagte er.

„Natürlich!“ entgegnete unbefangen der Materialist. „Das beschauliche Mittelalter, mit seinen fleischlosen Gestalten und ascetischen Einbildungen, bewegt sich ja in gleichen Sphären mit dem Geiste unseres Idealisten. Verzeihen Sie also, wenn ich vor diesem Bilde etwas stark geseufzt habe.“

„Sie könnten aufrichtiger sein, bester Graf! Mir scheint, Sie haben aus ganz anderer Ursache geseufzt. Oder nicht?“

Der Gefragte senkte die Augen vor Hartungs forschenden Blicken.

„Ich sehe schon,“ rief der Baron im Tone heiteren Tadels, „ohne zwingendes Ehrenwort ist aus Ihnen nichts heraus zu bringen.“

„Ich empfinde schmerzlich das Gewicht dieses Vorwurfs,“ entgegnete traurig der Heuchler. „Aber ich will Ihnen beweisen, so schwer es auch fällt, daß Sie mein Vertrauen in den zartesten Herzensgeheimnissen verdienen. Nein, — wegen dieses Bildes habe ich nicht geseufzt, — eine weit stärkere Macht beschwert meine Brust: die offenbare, unveränderliche

Gleichgültigkeit Amanda's. Wie sehr ich Ihre Tochter liebe, wissen Sie. Amanda ist mein höchster Schatz, der Gegenstand meines glühendsten Verlangens. In ihrem Besitze für das Leben fände mein kühnstes Begehren Befriedigung. Allein es ist keine Hoffnung. Sie fühlt nichts für mich, als Abneigung und Kälte."

So sprach er gesenkten Hauptes, das tiefste Wehe des liebeentflammten Herzens in den trüben Zügen.

„Geduld, verehrter Freund, Geduld!" tröstete Amanda's Vater. „Mein Wunsch stimmt vollkommen mit Ihrer Neigung zusammen. Meine Tochter wird und kann jenem edlen Manne nicht gleichgültig bleiben, der sein Leben einsetzte für das Leben ihres Vaters."

„Wie trostreich und erhebend Ihre Güte mir ist, dies vermag ich in Worten gar nicht zu fassen," versicherte Dieberg. „Aber bitten möchte ich, — inständig bitten, weder durch väterliche Autorität, noch durch Erinnerung an mein schönes Wagniß am Rhein, Amanda's Herz zu bestimmen."

„Lassen Sie das meine Sorge sein, theurer Freund! Alles wird sich zum Glücke meiner jugendlich unerfahrenen Tochter und nach Ihren sehnlichen Wünschen lenken lassen."

Graf Dieberg faßte Hartungs Hand und drückte sie warm. —

Raphael war da, Amanda's Urtheilsspruch zu vernehmen. Er kam frühe, der Thau lag noch auf den Dingen, und er hatte beim Heraufsteigen viele Diamanten und Rubinen gesehen, von der Sonne um Gräser und Halme gelegt. Sie stand im Garten, den bekannten Strohhut auf dem Haupte, und sah in dichte Verzweigungen eines Zwergbaumes hinein, wo zwei Vögel sich angebaut. Das Weibchen saß eben auf dem Neste und sah mit zwei hellen Aeuglein traulich nach dem schönen Fräulein heraus. Sie trug ein glänzend weißes Seidenkleid, das ihr Wesen klar und rein hervorhob. Der jugendliche Freiherr trat grüßend heran.

„Verzeihen Sie mein frühes Kommen," sprach er. „Die Kühle des Morgens war verlockend, und mich drängt es, Ihr Urtheil über das Haideland zu hören. Haben Sie Nachsicht mit dem Zudringlichen, gnädiges Fräulein, und fassen Sie den Spruch in wenige Worte."

Während er redete, blickte sie aus strahlenden Augen auf ihn, sie flüchtete nicht hinter den ehernen Schild abweisender Kälte, wie vor dem Grafen Dieberg, sondern blieb einfach und natürlich. Ihm aber kam das Bangen wieder. Die Seide floß so zart um ihre Gestalt, die blendende Weiße derselben

erschien, wie ein Aushauchen ihrer Seele, und der Zauber ihres Lächelns verwirrte ihm die Sinne. Ueber alle Maßen schön dünkte sie ihm, und huldigende Ehrfurcht gebot feierlich ihre jungfräuliche Würde. Amanda bemerkte die wachsende Befangenheit des Schüchternen und redete freundlich zu ihm.

„Mir schmeichelt Ihr Vertrauen in mein Urtheil, das natürlich alle technischen Vorzüge des Gemäldes unberührt lassen muß," sagte sie. „Ich habe das Bild wiederholt und lange betrachtet, und immer blieb der wohlthuende Eindruck auf mein Gemüth. Sohin könnten allgemein gehaltene Worte des Lobes und Rühmens meiner übernommenen Verbindlichkeit und der Wahrheit genügen. Allein im Kunstwerk spiegelt sich die Seele des schaffenden Künstlers. Nach dieser Richtung könnte mir die klagende Landschaft nur dann verständlich werden, wenn Sie sich herabließen, mich einen Blick in das bezügliche Empfinden thun zu lassen."

Raphael staunte. Was alle Kenner des Bildes seinem idealistischen Standpunkte beigemessen, das fand sie richtig in persönlicher Eigenthümlichkeit.

„Ihre zarte Anspielung auf die Einseitigkeit meines Wesens hat volle Berechtigung," sagte er. „Jene Aerzte, welche die Krankheit des Patienten

erkennen, sind die besten. Da Sie nun auf der Leinwand das bedrängte Athmen des Geistes entdeckt haben, so bin ich bereit, Ihnen die Ursachen jener trüben Stimmung zu erklären."

„Ihre Güte freut mich außerordentlich," sprach sie ermuthigend. „Gehen wir hinauf! Sie öffnen jene Blätter Ihres Seelenlebens, die mit dem Gemälde in Verbindung stehen, und ich will versuchen, die vorgelegten Blätter zu begreifen."

Sie schritt ihm voran, stieg die Treppe empor, und geleitete den Herrn nach dem Balkon des Blumenzimmers, wo zwischen Rosenblüthen zwei Sitze standen. Sie rückte ihren Stuhl nach den grünen Ranken, die am Ende des Balkons über dessen Brüstung emporstiegen, und saß jetzt, halb verdeckt von Blättern und Blüthen, dem jungen Manne gegenüber. Da und dort lagen rothe Rosen in vollem Flor auf ihrem weißen Gewande, und über ihrem Haupte stellten sich einige aufbrechende Knospen zu einem Kränzlein zusammen. Der Maler sah fast betroffen nach ihr hin, so strahlend war die Erscheinung. Und ihr Antlitz war lächelnd nach ihm gewandt, und zwar ohne die mindeste Spur von Befangenheit. Diese strenge Objectivität war dem Künstler völlig neu. Er glaubte bisher, nur Kin-

dern in den Jahren ihrer reinsten Unschuld sei eine solche natürliche Einfachheit möglich, die arglos mit den Menschen verkehrt. Aber ihm selbst wollten Fassung und Ruhe entfliehen, er fühlte auf den Wangen heißes Brennen und sein Herz pochte heftig.

„Nun beichten Sie Ihrem Arzte," sprach sie heiter nach ihm hin. „Sie wissen, in der Beichte muß man aufrichtig sein. Kein Umstand darf verschwiegen werden, der sich auf die Seelenkrankheit bezieht, sonst ist die Beichte ungültig. Das Haideland erzählte mir von einem schmerzlichen Ringen seines Malers. Mich überraschte die Wahrnehmung dieses Schmerzes, dessen Ursachen sicher nicht im modernen Weltschmerze liegen; denn dieser Weltschmerz kennt keinen Idealismus, weil er ein giftiger Pils ist, gewachsen auf dem Sumpfboden gottfernen Denkens und Fühlens. Auch liegt keine wilde Verzweiflung in der Stimmung der Haide, kein finsteres Hinbrüten, oder andere Merkmale genannten Weltschmerzes. Es schwebt vielmehr wie leises Weinen über dem Moorlande, und fromme Trauergesänge klingen um den alten Weidenbaum an jenem stillen, versinkenden Wässerlein."

In dieser Weise hob sie seinen Muth und sprach

anregend zu dem Befangenen. Und jetzt begann er, sein Seelenleben vor ihr zu enthüllen, ohne Scheu und Zwang. Sie hörte mit Theilnahme, und ihn drängte ein süßer Reiz, ihr alle Falten des Herzens zu erschließen. Er berichtete von seinem gekränkten Empfinden durch tausendfache Erscheinungen in der Natur. Er zeigte, wie er sich abgestoßen fühle und innerlich verletzt durch Erfahrungen und Thatsachen, an denen Millionen gleichgültig vorbei gehen. Zur näheren Erläuterung erzählte er den Tod des braunen Mäuschens durch den Giftzahn der Schlange, und des Sängers durch die Krallen des Raubvogels, und schilderte mit Wärme die tiefe Wemuth, welche derlei Dinge auf sein Gemüth hervorbringen.

„Die ganze Natur liegt oft in schmerzvollen Zuckungen vor mir," sagte er. „Wo Menschen von gesunden Sinnen nur Heiteres und Schönes wahrnehmen, da höre ich leise Klagen, ich sehe in der Sonne Flecken, an Blüthen Makel und Verderbniß. Ich sehe Haß und wüste Laster unter den Menschen, und im Thierreiche Mordgier und gegenseitige Vernichtung. Sogar die offenbare Feindseligkeit der Elemente, der Zorn der Naturgewalten drückt mich nieder. Kurz, — mir scheint über die ganze Erde und über Alles, was auf Erden lebt, ein Fluch ge-

sprochen, und allenthalben begegne ich Merkmalen dieses Fluches. Darüber entsetzt sich meine Seele. Schwermuth und Trauer senken sich in mein Gemüth, und in solcher Stimmung ist die Haidelandschaft entstanden. — Sie belächeln vielleicht dieses Kreuz, meinem Geiste aufgeladen, — Sie denken vielleicht, ich sei ein Sonderling, und Sie hätten ein Recht, dies zu denken. Dennoch bitte ich den Arzt," schloß er mit einem Versuche zu lächeln, „um wirksame Arznei für den Kranken."

Sie hatte aufmerksam gelauscht, zuweilen schimmerte ein Lächeln über ihrem Antlitze, und dann wieder lag es wie Thau über den Augen.

„Vor Allem Dank für Ihr gütiges Vertrauen," sprach sie achtungsvoll. „Nein, ich belächele Sie nicht, sondern finde, daß Sie Gott eine hochbegnadete Seele verdanken. So habe ich mir den ächten Künstler immer gedacht: tief, wahr, ernst, gut, feinfühlig und mit scharfen Geistesaugen. Ihr Empfinden ist ja ganz im Einklang mit der Offenbarung, welche von dem Fluche berichtet, den Gottes Gerechtigkeit über die gefallene Natur ausgesprochen, — gefallen durch die Abkehr ihres Hauptes von Gott, durch die Sünde unseres Stammvaters. Und Ihre Trauer über das Thränenmeer auf Erden, dessen salzige

Fluthen unablässig um den Erdball rauschen, — diese Trauer ist weiter nichts, als der naturgemäße Eindruck kläglicher Wirklichkeiten auf Ihr ideales Empfinden. Sie leben in der Fremde, mit klarer Ahnung des verschlossenen Paradieses. Sie hören das Seufzen der ganzen Schöpfung nach Erlösung, und vermissen in den irdischen Wirrsalen jene Harmonie, wie Gottes Denken und Schaffen dieselbe ursprünglich in alle Dinge gelegt. Ich begreife, daß es für den wahren Künstler schwieriger ist, dieses Leben zu ertragen, als für gewöhnliche Menschen, denen die feinen Sinne und das erhabene Gefühlsvermögen des höheren Menschen fehlen."

Er blickte mit Erstaunen auf das glänzende Mädchen, dessen blühender Mund Worte sprach, die jeden denkenden Greis geziert haben würden. Da nahten Tritte, und der Baron erschien unter dem Eingang der Balkonthüre.

„Ah, — Herr von Chlingen! Ich wußte Sie nicht hier, und meine Tochter ist selbstsüchtig genug, die Freude über Ihre Gegenwart ganz für sich zu behalten."

„Ich wollte vorerst mein Versprechen einlösen, Vater!"

„Und Herr von Chlingen wird Deine Kühnheit belächelt haben, sein Meisterwerk kritisiren zu wollen.“

„Das Schönheitsgefühl des gnädigen Fräuleins verdient Bewunderung,“ versicherte Raphael. „Gilt es, die leisesten Stimmungen einer Malerei abzulauschen, Sie dürfen getrost diese Aufgabe Ihrer Tochter stellen.“

Das freute den Vater.

„Sie ist unter Bildern aufgewachsen,“ sagte er, „und sieht auch gerne in belehrende Handbücher über Kunst.“

Ein Kammerdiener meldete Chlingens Wagen.

„Sie wollen schon fort?“ frug Hartung.

„Eine Pflicht der nächsten Stunde ruft mich nach der Stadt,“ erklärte er.

„Machen Sie es möglich, in längeren Pausen hier zu weilen,“ bat der Baron. „Sie haben meine Sammlung nur flüchtig gesehen. Vielleicht finden Sie, bei näherer Ansicht, doch Preiswürdiges.“

Er las dieselbe Bitte in ihrem Angesicht und verhieß längeren Besuch.

Hartung kehrte vom Geleite des Freiherrn in Amanda's Zimmer zurück, wo er sie vor dem Bücherschranke fand. Sie hatte die Bibel hervorgezogen und suchte im Briefe des heiligen Paulus an die Römer.

„Der Künstler scheint Dir besonderes Interesse einzuflößen," begann Hartung nach einigen Gängen durch das Zimmer. „Ich hörte vorhin noch Bruchstücke eines gelehrten Gespräches, das vermuthen läßt, Du haltest dem Freiherrn Vorlesungen über Kunst. Sei vorsichtig, Amanda! Raphael ist eine stille, tiefe Seele, deren Zartsinn leicht verletzbar, und deren reichen Inhalt Dein Wissen nicht vermehren kann."

„Er ist ohne Arg, Vater!" entgegnete sie, in den heiligen Blättern weiter suchend. „Ungeschick von meiner Seite verletzt nicht seinen demüthigen Sinn, und thörichte Worte verzeiht er gütig meiner Unwissenheit. Sein Herz ist wie ein Schatzkästlein, vom lieben Gott mit Kleinodien und Pretiosen angefüllt. Aber ihm fehlt die Sicherheit der Richtung, — für einen reich begabten Menschen sehr gefährlich. Deßhalb liegen bedenkliche Mißklänge in seinem Wesen, sein ideales Fühlen ringt vergeblich nach Versöhnung mit den Wirrsalen dieser Erde."

„Ei, — ei, Du sprichst ja wie ein Professor der Theologie," sagte lachend der Vater. „Willst Du etwa den Freiherrn unter Dein Patronat stellen?"

„Was unsere heilige Religion für seinen Zustand Heilsames bietet," antwortete sie unbefangen, „das

möchte ich allerdings nach bestem Vermögen mittheilen."

„Für seinen Zustand? Demnach hätten zwei Besuche schon Dich zur Vertrauten gemacht?"

„Er zeigte offen die Ursachen der wehmüthigen Stimmung seines Moorlandes," antwortete sie. „Soll der Empfindsame einem kränkelnden Gefühlsleben entgehen, dann muß er die Dinge auf Erden von der Höhe göttlicher Offenbarung betrachten lernen. Und mir, Vater, wäre es eine hohe Aufgabe, Raphaels seltene Geisteskräfte dem Guten und Wahren unerschütterlich dienstbar zu machen."

„Ich verstehe, mein Kind, und lobe Deine edle Absicht! Warum hast Du bisher unterlassen, dem mißfälligen Grafen Dieberg ein Apostel des Heiles zu sein? Meinst Du etwa, er würde sich Deiner zarten Führung widersetzen?"

„Weiches, flüssiges Gold ist bildsam für meine schwaches Können; — den harten, feingeschliffenen Marmor würde ich umsonst zu gestalten suchen."

„Dein Vergleich ist ja entsetzlich, Amanda!" rief Hartung. „Dieberg ein verhärteter Bösewicht?"

„Aber doch ein Mann, dessen entschiedene Richtung meines Einflusses spottet," antwortete sie.

„Dieberg ist ein edel denkender, höher strebender Mensch,“ versicherte mit Ueberzeugung der Baron.

„Gerade sein Streben verletzt meinen Glauben an das Höchste,“ entgegnete sie lebhaft. „Dieberg scheint angesteckt von der modernen Geisteskrankheit der Zweifelsucht, vom schleichenden Fieber des Verneinens, und diese Richtung scheint er stützen und verbreiten zu wollen durch den Materialismus in der Kunst. Mir hat es wohl gethan, als Herr Raphael das häßliche Bild des Grafen in seiner ganzen Leere, Unwahrheit und Fratzenhaftigkeit mit kurzen Worten beleuchtete. Nun, Vater,“ lenkte sie unverweilt ein, als der Baron geärgert das Haupt schüttelte, „die Begabung Deines Lieblings lasse ich unberührt, — das ist ja Dein noli me tangere. Ich rede nur von Diebergs verkehrter Richtung in der Malerei. Sollte dieselbe nicht zusammenhängen mit modernen Verkehrtheiten auf dem Gebiete des Glaubens und der Moral?“

„Amanda, thörichtes Kind!“ rief der Vater vorwurfsvoll. „Jenes Bild ist eine Spielerei, eine künstlerische Laune, ohne jede Anspielung auf Ethik und Dogma. Als Dieberg die Worte schrieb: „Zwei Seelen und ein Gedanke,“ — vermuthete er gewiß nicht den Mißbrauch, den argwöhnische Menschen

mit diesen Worten zu machen sich erlauben könnten. Mein Gott, welchen Muthwillen haben die größten Meister in Zeichnung und Farben gesetzt! Dürfte man sie deßhalb ausgelassene, leichtfertige Menschen schelten? Und was würde erst Deine religiöse Strenge zu Titians unsterblichem Werke sagen, das eine vollständig nackte weibliche Figur ist? Würdest Du nicht vor diesen Nuditäten mit beiden Händen Deine Augen verhüllen und sagen: Titian ist ein unsittlicher Mensch?“

„Nein, Vater, das würde ich nicht sagen,“ antwortete sie ruhig, „wenigstens vor Titians herrlicher Schöpfung nicht. Die verletzende Nudität liegt keineswegs in der Entblößung des Menschenleibes als Kunstwerk, — die unsittliche Nudität liegt im Ausdruck der Leidenschaft, des niederen Begehrens. Unsere Stammeltern sind nackt gewesen vor dem Sündenfall, und sie wußten nicht, daß sie nackt seien, weil ihre Unschuld und Seelenreinheit das Böse nicht kannten. Da es nun Aufgabe der Kunst, die gefallene Natur zu erheben, sie darzustellen in ursprünglicher Vollkommenheit, so kennzeichnet es den wahrhaft großen Künstler, einen nackten Menschenleib zu malen ohne anstößige, das Sittlichkeitsgefühl beleidigende Nudität. Er wird dem Antlitze eine solche

Unschuld, eine so hehre Schönheit und einen so erhabenen Ernst einprägen, er wird die vollendeten Glieder mit einem so reinen Gewande makellosen Lebens umkleiden in Bewegung und Stellung, daß jede befleckende Beziehung strengstens ausgeschlossen bleibt. Ich habe gelesen, daß Titians Schöpfung, die man ungerecht eine „Venus" nennt, ganz diesen Eindruck auf den Beschauer hervorbringt. Führt dagegen Lüsternheit den Pinsel des Malers, dann wird er den Geist der Leidenschaft und grober Sinnlichkeit auch bei angekleideten Figuren zum Ausdruck bringen."

„Einverstanden, ganz einverstanden!" versetzte Hartung. „Ist es nun billig und recht, Dieberg zu verurtheilen, weil er sich eine witzige Spielerei erlaubte?"

„Deßhalb nicht, Vater! Ich bewundere des Grafen Vorsicht, unsere religiöse Ueberzeugung zu schonen. Dennoch entfährt ihm da und dort absichtslos eine Bemerkung, welche traurigen Einblick gewährt in sein inneres Leben. Offen gestanden, lieber Vater, ich halte Dieberg für einen Ungläubigen."

„Amanda, — Amanda, — richte nicht!" warnte er mit erhobenem Finger. „Lerne den Herrn näher kennen, und Du wirst Dein schweres Urtheil zurück-

nehmen müssen. Haben nicht gerade wir einen schlagenden Beweis von seiner Hochherzigkeit, von seiner edlen Menschenliebe? Ohne Dieberg wärest Du Doppelwaise. Die Fluthen des Rheines hätten die Leiche Deines Vaters längst an den Strand gespült. Und Du kannst so gering denken von einem Manne, der sein Leben einsetzte für das meinige? Amanda, ich begreife Dich nicht!"

„Und ich begreife nicht, lieber Vater, weßhalb ich den Grafen für Deinen Retter nicht halten kann. Oft sprechen wir davon. Er schildert seine Angst, sein Entsetzen, als er Dich in Gefahr sah. Er berichtet umständlich seine übermenschlichen Anstrengungen in der wilden Strömung des Rheines; — und Alles macht auf mich, es ist seltsam, den Eindruck der Unwahrscheinlichkeit. Zürne nicht, Väterchen, — allein es ist, als läse ich auf Diebergs Stirne: er lügt! Mir ist, ich müsse eine Larve von des Grafen Gesicht herabziehen, die sein wirkliches Wesen heuchlerisch verbirgt."

„Das ist es also? — Du bist doch ein recht thörichtes Kind! Hat nicht Strohmaier des Grafen Rettungsthat gesehen? Wie albern Du bist!"

„Vergiß nicht, lieber Vater, daß Strohmaier ein verkommener Mensch ist, zu Allem fähig. Wer

einen dreifachen Mord begehen kann, wer an Gott nicht glaubt, und nicht einmal an Menschenwürde, dem fällt das Lügen nicht schwer."

Der Baron saß schweigend vor seiner Tochter und schaute sie an. Sein Auge wurde finster und seine Stirne legte sich in Falten.

„Verzeihung, Vater, Verzeihung! Zürne Deinem Kinde nicht, das aufrichtig zu Dir gesprochen. Ich möchte ja so gerne an den edlen Grafen Dieberg glauben, wenn ich es nur vermöchte."

Ihr Antlitz bewegte eine so unbefangene Kindlichkeit und ein so unwiderstehliches Flehen, daß sich der aufsteigende väterliche Groll in gütige Nachsicht verwandelte.

„Es ist gut, Amanda! Du selber wirst fühlen, daß wir keinen Menschen ohne sichere Beweise für einen Bösewicht halten dürfen. Deine Antipathie gegen Dieberg spielt Dir eben allerlei verkehrte Streiche. Bessere Dich hierin. Sei rücksichtsvoll gegen den Herrn und verletze nicht durch Kälte. Du weißt nicht, wie hoch er Dich schätzt. Und auch Du wirst ihn schätzen müssen, sobald nähere Bekanntschaft Deine kindischen Einbildungen überwunden hat."

---

## Seelenadel.

Bei den nächsten Besuchen fand Raphael jedesmal den Grafen Dieberg, dessen Aufmerksamkeit und Achtung für den genialen Künstler nichts zu wünschen übrig ließen. Vorsichtig und schlau suchte Dieberg den streng katholischen Standpunkt Raphaels zu untergraben, eifrig bemüht, das großartige Talent für den Materialismus zu gewinnen.

„Meine Pfuschereien dürfen Sie nicht als Ausdrücke materialistischer Kunst betrachten,“ wiederholte Dieberg in verschiedenen Wendungen. „Ich bin und bleibe Dilettant, weil mir die wirksamsten und bewegenden Kräfte fehlen: die Erfindung, die Combination und das Geheimniß der Farben. Sie hingegen würden Außerordentliches leisten und der modernen Kunstrichtung werden, was Ihr italienischer Namensvetter dem sechszehnten Jahrhundert gewesen. Raphaels Gemälde sind unsterblich, weil sein Genie den Geist

seiner Zeit künstlerisch zusammenfaßte, den edlen Humanismus in Farben setzte. Und so naturnothwendig das neunzehnte Jahrhundert dem sechszehnten Jahrhundert voraus ist, so gewiß würde Ihre hohe Begabung den Italiener überflügeln."

Raphael beachtete kaum die Worte. Er sah und hörte nur Amanda, deren Liebenswürdigkeit ihn fesselte, und deren wundervolle Schönheit ihm die Sinne gefangen hielt. Sie hingegen stritt lebhaft gegen den Materialismus. Raphael hörte zu und fand nicht nothwendig, Gehaltvolleres und Ueberzeugenderes zu sagen. Den Baron freuten diese Zusammenkünfte ungemein, vorzüglich auch deßhalb, weil Amanda's Kälte gegen Dieberg einer warmen Aufmerksamkeit gewichen schien. Der Baron wußte nicht, daß nur Raphaels Gegenwart diese liebenswürdige Innigkeit ihres Wesens hervorkehrte.

Plötzlich blieb der junge Freiherr aus, und seine Abwesenheit brachte die frühere Förmlichkeit zwischen Amanda und den Grafen.

„Was ist das? Herr von Chlingen kommt nicht mehr?" sagte Hartung. „Seit acht Tagen hat er sich nicht sehen lassen, — sollte er krank sein?"

„Ich habe dies auch schon gedacht, Vater! Wäre eine Anfrage deßhalb nicht schicklich?"

„Warten wir noch einige Tage. Wahrscheinlich fesselt ihn gegenwärtig die „gebietende Stunde.“ Man soll Künstler im Drange des Schaffens nicht stören.“

Abermals verging eine Woche, Raphael kam nicht.

„Freiherr von Ehlingen ist nicht krank,“ berichtete Hartung eines Tages bei seiner Rückkehr aus der Stadt. „Ich habe ihn an der Seite einer schönen, würdevollen Frau gesehen, — offenbar seine Mutter. Ich grüßte und bemerkte etwas wie Verlegenheit im Angesichte des Malers. Sollten wir verletzt haben? Oder sollten ihm Diebergs regelmäßige Lobreden auf den Materialismus empfindlich geworden sein? — Ich vermisse das bescheidene, edle Wesen dieses herrlichen, jungen Mannes sehr. Mir fehlt etwas, seit ich ihn nicht mehr sehe.“

Amanda erwiederte nichts. Sie nähte emsig für nackte Kleinen der Armen. Als jedoch der Vater weggegangen, ruhte die Nadel, und sie blickte sinnend durch's Fenster auf den glänzenden Rhein.

Baron Hartung hatte unrichtig vermuthet. Viel tiefere Gründe hielten Raphael von der Villa fern.

Bisher lebte der Maler stille und schöpferisch thätig dahin, den inneren Gestaltungsprocessen freudig folgend. Die Außenwelt beachtete er nur insoweit, als er Gottes Gedanken in den Dingen zu lesen

suchte, oder insofern die Disharmonie auf Erden sein höheres Fühlen störte. Als hierauf väterlicher Wille und Kindesliebe das schwere Opfer der Entsagung von ihm forderten, und er sich blutenden Herzens aus der selbstgeschaffenen Welt zurückzog, stellte ihm der Zufall ein Wesen vor Augen, das seinen Idealen so nahe stand. Er lernte Amanda kennen. Er bewunderte ihre Reinheit und edle Weiblichkeit, ihren frommen Sinn und strenge geregelten Wandel vor dem Herrn, ihr reizendes Aeußere, ihren klaren Verstand, ihr tiefes Gemüth. Darauf erhob sich eine Macht in ihm, deren Existenz ihm bisher unbekannt gewesen. Er fand, daß eine glühende Sinnlichkeit in ihm liege, und daß eine heftige Leidenschaft für die Bewunderte sich zusammenballe. Jeder weitere Besuch verstärkte das Erglühen der Neigung und brachte Verwirrung in die erhabene Ruhe seiner Dichterseele. Der schöne Zusammenklang seines Inneren war gestört, und ihn schmerzten die ungewohnten Mißklänge weit mehr, als früher die Verkehrtheit in den Erscheinungen der Schöpfung geschmerzt hatten.

„Mein Gott, wohin bin ich gerathen?" rief er traurig aus. „Die Leidenschaft will meinen Geist umstricken, — tief bin ich herabgestürzt von der klaren Höhe idealen Schauens, — die dunkle Seite der

niederen Natur stellt sich wie Nacht zwischen meine Seele und den sonnigen Frieden des Schönen. Von mir gewichen sind die lichten Gewalten, die himmlischen Freunde meines Lebens, — entwichen, weil es mich reizt, ebenbürtigen Ersatz in der Sinnenwelt zu finden. Und nun will ein Chaos werden in mir, — die Ruhe ist fort, — fort ist alle Schwungkraft meines Geistes, hinweggerissen bin ich von der Brust der Musen, — ich liege an der verderbten Erde und fühle den giftigen Zahn flammender Sinnlichkeit."

Dann fielen ihm „Werthers Leiden" von Göthe in die Hände. Er las die traurige Geschichte und erschrak über die werdende Aehnlichkeit zwischen ihm und Werther. Mit Spannung verfolgte er die Entwickelung. Er sah die wachsende Leidenschaft Werthers für die schöne Lotte, er sah den unglücklichen Menschen gequält von wilden Flammen einer wahnsinnigen Liebe, er sah jeden moralischen Halt Werthers vergehen in der Gluth seiner Liebesraserei, bis er sich endlich verzweifelnd eine Kugel durch den Kopf jagte. Entsetzt blickte Raphael auf den Selbstmörder, bis er in Entrüstung ausbrach.

„Warum ist er nicht weggeblieben, — warum sah er sie täglich?" rief er aus. „Er will sie besitzen und kann es nicht, weil sie die Gattin eines Anderen ist,

— dennoch geht er hin, — dennoch gießt er täglich Oel in die Flammen. Ja, — ja, — soweit kann das entfesselte Ungeheuer der Sinnenlust den Menschen treiben, bis zur Unvernunft, bis zum Vergessen aller wahren Menschenwürde, bis zur Selbstentleibung! Und doch ist, nach Göthe's Darstellung, Lotte noch lange keine Amanda gewesen. Ein ländliches, in beschränkten Kreisen thätiges Frauenbild, — und Amanda? Nun, — malen könnte ich vielleicht ihr Wesen, beschreiben kann ich es nicht. Welcher Vernünftige schaut Stunden lang in die Sonne und bezahlt diese Thorheit mit dem Verluste seiner Augen? Nun ja, — für mich besteht die doppelte und dreifache Nöthigung, Werthers groben Fehler zu vermeiden. Ich will sie nicht wieder sehen, — es sei denn ruhigen Blutes, im schützenden Geleite jener Mächte, vor deren Sonnenblick selbst Amanda's reizende Erscheinung nur ein rasch vergehendes Glied in der langen Kette aller irdischen Dinge ist. — Abgeschlossen! Ich erwarte in Entsagung und Einöde die beseligende Wiederkehr meines höheren Selbst."

Aber die Einöde wurde drückend, die Entsagung furchtbar. Es zog und drängte nach der Villa, und so gewaltig wurde der Kampf, daß Raphaels blühendes Aeußere verschwand.

„In zwei Tagen läuft Raphaels Verbannungszeit aus dem Atelier zu Ende," sagte Frau Eleonore zum Gatten. „Mir sehr wünschenswerth; denn es hat ein ungesundes Kämpfen und Ringen unser Kind ergriffen, — wohl die Folge untersagter Thätigkeit."

„Vielleicht ist noch Anderes im Spiele," bemerkte kurz Herr Max.

Leonore begriff den Sinn der Worte.

„Auch mir entging Raphaels Unruhe und Zerstreutsein nicht, so lange er die Villa des Barons Hartung besuchte," sagte sie nach längerer Pause. „Die Besuche hörten plötzlich auf, und nun düstere Resignation."

„Reaction, Leonore! Reaction des Genies gegen tückisches Umgarnen der Leidenschaft. O, ich kenne unseren seelengroßen Raphael! Hartung soll nämlich eine wundervoll schöne, eine geistig reichbegabte Tochter haben. Solch ein Wesen mußte den Künstler anziehen, seiner flammenden Natur eine andere Richtung geben. Dann aber mußte der gewaltige Unterschied, selbst zwischen der sinnlich reinsten Neigung und den glänzenden Seligkeiten im Reiche seiner idealen Welt, ernüchternd zurückführen. Eben hat er die ersten Schritte der Rückkehr gethan; sie fallen schwer. Allein ich fürchte nicht, daß er Göthe's schwachherzi-

gem Werther gleichen wird, den er gegenwärtig, wie eine lebendige Warnung, immer in der Tasche mit sich herum trägt."

Dennoch hatte der Freiherr keine Ahnung von des Sohnes peinvollen Kämpfen. Raphael vermied die Villa, aber so, wie ein heftig Dürstender die erquickende Wasserquelle. Mit äußerster Kraftanstrengung stemmte er sich dem Schrecklichen entgegen, in Sklavendienste der Leidenschaft zu treten. Unaussprechlich reizend war die Verlockung und fast überwältigend der Drang; dennoch widerstand er, ein Held im Entsagen, — freilich widerstand er nicht ohne höheren Beistand. Was Göthe's traurigem Werther fehlte, das rettete ihn: der Glaube. Raphael wußte sich in einer gewaltigen, Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit umschließenden Gemeinschaft. Er wußte sich als Glied jenes mystischen Leibes, dessen Haupt Gott selber ist. Dabei sagte ihm seine große Seele, noch bestimmter sagte es ihm der Familiengeist jener Gemeinschaft, daß Feigheit und tyrannisirende Leidenschaft ihn nicht beschimpfen, jener heiligen Gemeinschaft nicht unwürdig machen dürfen. Er kannte ziemlich genau die Geschichte des Heldengeschlechtes seiner Familie im Glauben. Gerne weilte er betrachtend in den ersten drei Jahrhunderten der Kirche.

Er bewunderte Heldensinn und übermenschliche Stärke seiner Glaubensgenossen, deren Tapferkeit und kühne Ausdauer im Leiden die Götzenaltäre umgestürzt, die Weltherrschaft des Heidenthums vernichtet hatte. Dann ruhte sein begeisterter Blick auf jenen glänzenden Schaaren, deren engelgleiche Reinheit die Palme der Jungfräulichkeit errungen, — oder deren Starkmuth im Kampfe mit finsteren Mächten bis in den Tod ungebeugt blieb, — oder deren wunderbare Entsagung von irdischen Höhen herabstieg in stille Klöster, — oder deren strahlende Nächstenliebe in übermenschlicher Aufopferung der Barmherzigkeit diente bis zum letzten Athemzuge, — oder deren Ueberzeugungstreue die Fahne des Glaubens hoch hielt dem lügenhaften Andrange des Verneinens gegenüber, ungebrochen an Muth und fest im Vertrauen. Um es kurz zu sagen: Raphael betrachtete das Leben der streitenden Kirche, er wußte sich selber unter diesen Streitern und war bemüht, jeden Feind zu schlagen. Zugleich wußte er, daß nicht Menschenkräfte ausreichen in diesen Kämpfen, daß vielmehr vom Haupte des geheimnißvollen Leibes, von Gott, alle Stärke sich den einzelnen Gliedern mittheile. Er kannte die Heilsquellen, vom Herrn gestiftet zur Labung der Schwachen, zur Ermuthigung der Wankenden. Demzufolge schritt der Bedrängte

eines Morgens nach der Kapelle der Kapuziner, wo er reuevoll sein Ankläger wurde in der Beichte, und gläubig den Leib des Herrn empfing. Und wunderbar empfand er die Wirkungen der erneuerten Lebensgemeinschaft mit Jenem, Der gesagt hat: „Wer mich ißt, der wird durch mich leben.“ Die Heftigkeit des Sturmes war gebrochen, der verlorene Frieden kehrte wieder, und mit ihm Lust und Drang zum Schaffen. Lächelnd blickte er bald zurück auf eine überwundene Schwäche, und ängstlich auf eine überstandene Gefahr. Trat Amanda's helle Gestalt zuweilen vor seine Einbildungskraft, so betrachtete er das reizende Wesen mit Ruhe und freudiger Entsagung. Nicht so gleichmüthig betrachtete Herr von Hartung den räthselhaften Bruch des bewunderten Malers mit der Villa und ihrer Gemäldesammlung.

„Zwei Monate sind verflossen seit Raphaels letztem Besuche,“ sagte er zu Amanda. „Beinahe ist dieses Ausbleiben verletzend, — darum verletzend, weil es urplötzlich auf regelmäßige Besuche folgte. Mir kam schon der Gedanke, ob nicht Selbstachtung fordere, das Moorland zurückzusenden.“

„Dies wäre ja geradezu eine Beleidigung, Vater! Mir scheint vielmehr, daß wir des Freiherrn Zurückhaltung verschuldet haben.“

„Wie so, mein Kind?“

„Weil wir für seine häufigen Besuche nicht einen einzigen Gegenbesuch hatten. Es wäre schicklich, in aller Form der freiherrlichen Familie unsere Aufwartung zu machen.“

„Du hast wahrhaftig recht! Daß ich darauf nicht längst verfallen bin! Wir müssen ohne Zögern das Versäumte nachholen. — Dieberg schickte diesen Morgen ein Billet heraus, worin er eine unerwartete und dringende Reise auf einige Tage anzeigt. Er empfiehlt sich Dir in den zärtlichsten Ausdrücken, betrachtet sogar die erzwungene Abreise als eine ihm sehr empfindliche Verbannung.“

Sie dankte kurz für die empfangenen gräflichen Grüße und stickte weiter.

„Ich habe beobachtet,“ hob der Baron wieder an, „daß jeder gütige Blick, jedes aufmerksame Wort aus Deinem Munde den Grafen überaus glücklich macht. Dein gnädigeres Verhalten gegen den Herrn erweckt mir die frohe Zuversicht, Du werdest dennoch den hohen Werth jenes Mannes erkennen.“

„Da ich wahrnehme, mein Vater, wie angenehm Dir jede Freundlichkeit für ihn ist, so fällt es gerade nicht besonders schwer, dem Grafen in gewünschter Weise zu begegnen.“

Die Antwort mißfiel.

„Du sollst ihn nicht schätzen um meinetwillen, sondern um seinetwillen," entgegnete er. „Nun, ich hoffe ganz sicher Deine völlige Bekehrung von einem Vorurtheil."

Der Baron erhob sich und ging nach den Weingeländen, wo einige Winzer um Rebstöcke thätig waren. Amanda machte aus Hemden und Strümpfen einen Bündel. Dann fuhr sie nach der Stadt zur Versammlung des Elisabethenvereines. —

Freiherr Max von Ehlingen hatte sich an Leonorens Seite niedergelassen und berichtete über Raphaels vollendete Umkehr.

„Eben komme ich aus dem Atelier," sagte er befriedigt. „Ich stand lange hinter ihm. Er bemerkte meine Anwesenheit gar nicht, so mächtig haben Begeisterung für den Gegenstand und Versenktsein in den Stoff ihn ergriffen. Sein Angesicht leuchtet, wie in visionärer Verzückung, und mit jedem Pinselstriche trägt er ein Stück seiner Seele auf die Leinwand."

„Allein er treibt es noch ärger, als zuvor," versetzte Eleonore. „Seit vier Tagen malt er fast ohne Unterbrechung. Auf diese angestrengte Thätigkeit muß nothwendig eine schädliche Abspannung folgen, und mich ängstigt die Wiederkehr seines alten Leidens."

„Sei doch unbesorgt, Leonore! Jenes Leiden ist ganz ungefährlich, und er hat mir versprochen, Spaziergänge und Studien regelmäßig zwischen die Malerstunden zu schieben."

Der Kammerdiener meldete Baron von Hartung und dessen Tochter.

„Diesen Besuch habe ich längst erwartet," sagte Ehlingen. „Ich bin fast neugierig, das merkwürdige Exemplar eines seltenen Kunstenthusiasten kennen zu lernen."

Nicht minder gespannt erschien Frau Leonore, einem Mädchen zu begegnen, das einen so gewaltigen Eindruck auf den Sohn hervorgebracht. Sie schritten nach dem Empfangzimmer, wo Hartung im Anschauen eines raphaelischen Bildes unterbrochen wurde.

„Längst hat es mich gedrängt," versicherte der kunstbegeisterte Herr, „die geschätzten Aeltern eines Künstlers kennen zu lernen, dessen Ruhmesglanz nicht verbleichen wird, so lange die Welt für das Schöne Sinn und Verständniß bewahrt."

„Ueberaus schmeichelhaft für uns, Herr Baron!" erwiederte lächelnd der Freiherr. „Uns freut Ihre Aufmerksamkeit, welche eine angenehme Pflicht der Erwiederung auferlegt."

Es begann eine Unterhaltung, deren Gegenstand

selbstverständlich die Malerei, deren schönste Farben verklärend Raphaels Persönlichkeit umflossen. Hartung vernahm mit bedeutendem Erstaunen, daß schon der sechsjährige Knabe jeden Gegenstand ziemlich genau zeichnete, sogar Figuren geschmackvoll gruppirte. — Frau Leonore überraschte Amanda's Schönheit, sowie Anmuth und Natürlichkeit ihrer Art. Und als sie im Laufe der Reden einen flüchtigen Blick in die Zartheit ihres Gemüthes und in die Klarheit ihres Verstandes gethan, da fand sie den Zauber, welchen das seltene Fräulein auf Raphael geübt, gerade nicht wunderlich.

„Da Sie an unserem Maler so innigen Antheil nehmen," sagte Herr Max, „so wäre Ihnen vielleicht erwünscht, denselben im Atelier zu sehen."

„Sie würden mich ganz außerordentlich verbinden," antwortete lebhaft der Baron. „Niemals wurde mir das gewiß seltene Glück, einen großen Künstler mitten im Schaffen zu beobachten, — habe jedoch wiederholt gelesen, daß Componisten, Dichter und Maler ganz ergreifende Erscheinungen seien in solchen Stunden."

„Sie mögen sich hievon selbst überzeugen," versetzte Ehlingen. „Damit Sie ihn genau belauschen können, so treten wir ohne Gruß, ohne Anrede ein. Er wird uns nicht bemerken. Im Zauberkreise des

Idealen festgehalten, wird er für seine Umgebung keine Sinne haben, so lange nicht lautes Reden oder starkes Geräusch ihn zurückrufen."

„Das ist wunderbar, — ich bin ganz Spannung," rief der Baron. „Amanda, hörst Du: kein Geräusch, keine Anrede!"

Herr von Ehlingen schritt voran nach dem Atelier. Hartung begann, auf den Zehen zu schleichen, ein überflüssiges Bemühen auf den schwellenden Fußteppichen. Amanda schien etwas beklommen. Der weite, helle Raum öffnete sich, und tiefes Schweigen empfing die geräuschlos Eintretenden. Amanda fühlte deutlich den Flügelschlag mächtiger Geister, die hier gestalteten und bildeten, und als ihr Blick auf den Künstler fiel, da fuhr ihre Hand nach der Brust und ihr Antlitz wurde bleich. Dort stand er in einem langen, weiten Gewande, das faltenreich bis zu den Füßen hinabfiel. Er malte eben nicht, sondern sah aus fast unnatürlich großen Augen auf die bemalte Leinwand, von der er einige Schritte zurückgetreten war. Sein Blick ruhte starr auf einem Punkte und ebenso starr, so ferne von jeder leiblichen Bewegung, war seine ganze Haltung. Desto feuriger glühte das Angesicht, dessen Züge im Glanze einer anderen Welt leuchteten, und aus den Augen flammte es so scharf

und stechend, als müßten diese brennenden Blicke die Leinwand verzehren, und Alles durchbohren und vernichten, worauf sie fielen. Und er sah nicht auf das Gemälde, wie auf eine unbewegte Fläche, — er sah in eine lebendige Handlung, die ganz und seinem Schauen gegenwärtig sich vollzog, und von der nur Einiges in Zeichnung und Farben nachgeahmt war. So stand er einige Minuten; dann löste sich die Starrheit, er trat heran, griff nach Pinsel und Palette und malte weiter.

Die Unbemerkten waren fast athemlos gestanden. In Leonorens Mutteraugen schimmerte eine Thräne; denn sie glaubte zu sehen, wie geisterhafte Flammen ihr innig geliebtes Kind langsam verzehrten. Amanda war noch bleicher geworden, und ihr Vater stand mit vorgebeugtem Oberkörper, den schaffenden Künstler offenen Mundes anstarrend. Schließlich verlor der Baron das Gleichgewicht, er taumelte gegen einen Stuhl, was zur Folge hatte, daß Raphael langsam das Haupt nach dem Geräusche wandte.

„Bleiben Sie ruhig stehen!“ flüsterte Chlingen dem Baron zu. „Eine allzu rasche Lösung aus den glühenden Umarmungen der Musen thut ihm wehe, und wirkt schädlich auf den Körper.“

Raphael sah anfänglich ohne Ausdruck der Ver-

wunderung nach der unbeweglichen Gruppe hin. Keine Spur freundlichen Entgegenkommens trat in seine Züge, kein Lächeln bei Amanda's Anblick. Seine Feueraugen schossen Blitze, und in jeder Linie des Gesichtes lag schneidende Schärfe. Plötzlich trat er rasch, fast mit Heftigkeit heran und grüßte durch eine stumme Verbeugung.

„Herr von Hartung wollte nicht weggehen, ohne Dich gesehen zu haben," erklärte der Vater.

Abermals verbeugte sich der Künstler und blieb stumm, sichtlich bemüht, aus einem Zustande herauszukommen, der alle Seelenkräfte gefangen hielt. Der Vater geleitete den Besuch nach der Staffelei, wo Hartung vor einem sterbenden Kapuziner stand, der auf einem dürftigen Lager ausgestreckt lag, in den gefalteten Händen ein Crucifix, und in dem ascetisch verklärten Angesichte einen ganzen Himmel des Friedens und des Glückes. Die Augen sind nach Oben gerichtet, wie in sehnsüchtigem Erwarten des nahenden Bräutigams der Seele. Um das Sterbelager knieen einige Ordensbrüder, Bücher in den Händen, aus denen sie Gebete sprechen. Einige Figuren sind noch nicht vollendet, — aber schon der Sterbende, dessen braune, rauhe Kutte mit Händen greifbar ist, und dessen ganze Gestalt überirdisch lebt

und athmet in beginnender Verklärung, ist von ergreifender Wirkung. Der Baron ist vergebens bemüht, seine Bewunderung in Worte zu fassen, und über des Freiherrn Gesicht flüchtet zuweilen ein Lächeln, das ihm der Enthusiast hervorlockt. Raphael steht mit stiller Ergebung. Er blickt in die Handlung seines Werkes, wie etwa Adam auf die verschlossenen Pforten des Paradieses, aus dem er vertrieben worden. Und die Schweigsamkeit des Malers wurde nicht gehoben, als man das Atelier verließ und die Gesellschaft geraume Zeit in lebhafter Unterhaltung verweilte. Er saß in sich gekehrt, sah gewöhnlich vor sich hin und hörte kaum die rasch fallenden Reden der Männer, welche vom Kunstgebiete auf jenes der Politik gerathen waren. Da zeigte sich, daß Hartung ein heftiger Gegner Bismarks sei, während der Freiherr in demselben Manne die einzige deutsche Regentenkraft der Gegenwart erkannte, dazu erschaffen von Gottes strafender Gerechtigkeit, mit eiserner Faust die socialen Revolutionsgelüste zu erwürgen, und frivole Hoffart durch harte Lasten zu demüthigen.

Amanda's Aufmerksamkeit wechselte zwischen Mutter und Sohn. Sie las in ihren sanften Zügen schwere Sorgen um das verschlossene, stille Kind, und das kluge Fräulein strengte sich vergebens an, sein

merkwürdiges Wesen zu begreifen. Sie schien ihm völlig fremd, die ganze Vergangenheit ausgelöscht aus seinem Gedächtnisse. Dennoch fühlte sie keine Kränkung, weil ihre Demuth keine Ansprüche erhob.

Die Bewegung des Scheidens mochte ihn etwas aufrütteln; denn er nahte Amanda. Während der Vater dem Baron einen baldigen Gegenbesuch verhieß, sagte Raphael zu Amanda: „Verzeihen Sie meine heutige Ungelenkigkeit, gnädiges Fräulein! Seit Wochen lebt und empfindet meine Seele am Lager eines Sterbenden, und mir ist unmöglich, die Eindrücke nach Belieben abzuschütteln. Baldiges Wiedersehen!“

---

## Lehrstunden.

Der Gegenbesuch erfolgte bald, und beide Familien hielt die schön gelegene Villa zwei volle Stunden in angenehmer Unterhaltung fest.

Den Baron freute die rühmende Anerkennung seiner Gemäldesammlung von Seite des Freiherrn, dessen menschenfreundliche Gesinnung noch an Werthlosem Preiswürdiges entdeckte, ganz im Gegensatze zur gewissenhaften Kritik Raphaels. Amanda's Vater gewann die Ueberzeugung, Herr Max sei ein vorzüglicher Kunstkenner und nicht befangen in der Strenge des Sohnes. Auch der eifrig betriebene Weinbau interessirte Ehlingen. Er fand die landwirthschaftliche Thätigkeit des Barones verständig, wußte sogar die kluge Anpflanzung verschiedener Traubensorten nach Bodengehalt, nach Schnitt und Zucht lobend hervorzuheben. Diese rücksichtsvollen Aufmerksamkeiten hoben die Stimmung Hartungs auf die Spitze,

und der Wunsch wurde lebhaft in dem Zurückgezogenen, mit dem kenntnißreichen Vater des Künstlers in engere Beziehungen zu treten.

Auf der weiblichen Seite gedieh rasch eine sympathische Annäherung. Leonorens scharfes Frauenauge erkannte mehr und mehr die seltenen Vorzüge Amanda's. Im Mutterherzen setzte sich sogar ein winziger Keim ferner Hoffnung an, das bewunderte Fräulein möchte für Raphael in jene Stelle eintreten, welche der unternehmende Pathe vergeblich der schönen Ida zugedacht. Und Amanda ging bescheiden an Leonorens Seite durch die Gartenanlagen. Sie blickte ehrfurchtsvoll zu ihr empor, entdeckte in ihrem schönen Angesichte manchen Zug Raphaels, und fühlte sich durch ein mütterlich zartes Wesen kindlich angezogen.

Den Maler schien ein unsichtbares Gefolge zu begleiten, mit dem er sinnend verkehrte. Er sprach wenig, stand öfter nachdenkend, und betrachtete gewöhnliche Blumen und Pflanzen, die ihm gerade begegneten, wie Seltenheiten. Amanda beobachtete theilnahmsvoll und mit Verständniß die Haltung des Künstlers.

„Sie haben sich mit Ueberwindung von Ihrem neuesten Werke für einige Stunden getrennt,“ sagte sie. „Mir ist das begreiflich; denn Zeichnung und

Farben erzählen lebhaft, wie jene ernste und heilige Composition Ihre ganze Seele ergreifen und festhalten muß. Sie haben die Bibelworte: „Beati mortui, qui in Domino moriuntur, opera enim illorum sequuntur illos," in Scene gesetzt. Ihr sterbender Kapuziner erweckt den Wunsch, mit gleichem Bewußtsein die Erde verlassen, und mit gleichen Gefühlen den Himmel ersehnen zu können. Jedenfalls ist diese würdige Anwendung Ihres hervorragenden Talentes segensreich für Viele."

Frau Leonore staunte bei den lateinischen Worten, und das anmuthig ernste Fräulein stand vor ihr, wie eine Merkwürdigkeit an Leib und Geist.

„Dank für diese Anerkennung, gnädiges Fräulein!" entgegnete er. „Die angezogenen Schriftworte: „Selig die Todten, welche im Herrn sterben; denn ihre Werke folgen ihnen nach," sind so treffend, daß sie als Text unter der Illustration stehen sollen."

Dies sagte er ruhig und gemessen, ohne die mindeste Spur einer bloßen Förmlichkeit. Sie aber blickte heiter in seine stille Art, und ihr Mund begann fast schelmisch zu lächeln.

„Unsere Bedingungen wegen des Moorlandes sind nicht ganz erfüllt. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, will ich zeigen, daß die bewußte Stimmung jener

Landschaft mit derselben Bestimmtheit in der heiligen Schrift enthalten ist, wie der eben angeführte Text zum sterbenden Kapuziner."

„Wann darf ich von Ihrer Güte Gebrauch machen?"

„Da nach Recht und Herkommen die Magister und Professoren die Stunden ihrer Vorlesungen bestimmen, so bin ich morgen den ganzen Tag bereit, für Sie den Catheder zu besteigen," antwortete sie mit einem so hellen und reizenden Lächeln, daß sich die schattigen Wolken tiefen Ernstes auf des Künstlers Stirne zu lichten begannen. „Bringen Sie aber viele Geduld mit und nicht sehr bedeutende Ansprüche an meine Schriftgelehrsamkeit."

Die Mutter sah, wie Herr Raphael mehr und mehr aufthaute, und welchen Einfluß Amanda auf sein Gemüth besaß.

Die Väter stiegen von der Tiefe, wo der Baron ein Tabaksfeld anlegen ließ, zur Höhe empor. Amanda las viele Befriedigung in den väterlichen Zügen, und auch der Freiherr sah heiter aus.

„Ein herrlicher Sitz!" rief er, über die Ebene blickend. „Man fühlt hier recht lebhaft, wie Vieles wir in den engen Stadtmauern vermissen."

„Seien Sie recht oft mein Gast, Herr von Ehlingen!"

bat herzlich der Baron. „Ihre Besuche würden mir große Freude machen.“

Kaum rollte der Wagen auf der Landstraße nach der Stadt, als Leonore das Fräulein zu rühmen begann. Herr Max begriff lächelnd den Doppelsinn des Lobes, und beistimmend wechselte sein Blick zwischen Mutter und Sohn.

„Sie trägt weder Chignon, noch Reifrock, — dürfte sogar im Urtheile unseres gestrengen Künstlers Gnade finden,“ sagte er mit Laune.

Raphael bestätigte im Stillen das älterliche Lob, und gedachte der Unruhe und Kämpfe, deren Ursache die Gerühmte gewesen. Gefaßten Vorsätzen treu, die alle Stürme und heftigen Strömungen aus dem Reiche seines Gemüthslebens ausschlossen, verharrte er jetzt in einer so strengen Neutralität, daß er den väterlichen Fühler unbeantwortet ließ. Sogar den Vormittag des folgenden Tages ließ er vorübergehen, ohne von Amanda's biblischen Forschungen Kenntniß zu nehmen. Dann schritt er unmittelbar von der Staffelei nach der Villa, von feierlich ernsten Stimmungen der Situation beherrscht. Den Baron sah er von Ferne bei Arbeitern auf dem Tabaksfelde. Das Fräulein mochte ihn erwartet haben; denn sie saß mit ihrer Zofe arbeitend im Blu-

menzimmer, wo auf einem Pulte die Bibel geöffnet lag. Sie bemerkte auf seinem Gesichte eine fast strenge Ruhe, gedachte des Künstlers im Atelier und errieth, daß er unmittelbar vom Malen hieher gekommen sei. Sie redete freundlich zu ihm, und ihr wurde befremdlich, daß er sie nur flüchtig anschaute und in einer ernsten Zurückhaltung verharrte.

„Ich schulde Ihnen den Nachweis," begann sie einlenkend, „daß die Empfindungen Ihres Moorlandes in diesem heiligen Buche enthalten seien. Franziska wird die Güte haben, die angestrichenen Verse vorzulesen."

Die Zofe trat vor den Pult.

„Die Stelle ist aus dem Briefe des heiligen Apostels Paulus an die Römer," setzte Amanda erklärend bei.

Er saß gespannt und sah erwartungsvoll nach der Vorleserin.

„„Ich halte dafür,"" las Franziska, „„daß die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen sind mit der zukünftigen Herrlichkeit, die an uns offenbar werden wird. Denn das Harren des Geschöpfes ist ein Harren auf die Offenbarung der Kinder Gottes; — weil auch selbst das Geschöpf von der Dienstbarkeit der Verderbtheit befreit wird zur Freiheit der Herrlich-

keit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, daß alle Geschöpfe seufzen und in Geburtswehen liegen immer noch. Und nicht allein sie, sondern auch wir selbst, die wir die Erstlinge des Geistes besitzen, ja wir selbst seufzen innerhalb uns, und warten auf die Kindschaft Gottes, auf die Erlösung unseres Leibes.““

Raphael war in hohem Grade überrascht, sein künstlerisches Empfinden und Ahnen biblisch ausgesprochen zu finden.

„Das ist eine merkwürdige Stelle, von der ich bis heute nur drei Worte kannte,“ rief er. „Das Ganze ist mir jedoch etwas unverständlich.“

„Was den Sinn dunkler Schriftstellen betrifft, so finden wir Beistand durch das unfehlbare Lehramt unserer Kirche,“ sagte sie. „Ich habe diesen Commentar nachgelesen und kann Ihnen Rede stehen.“

Er trat zum Pulte und suchte ein Verständniß des Textes.

„Ich begreife,“ begann er, „daß St. Paulus ein Harren und Sehnen in der gesammten Schöpfung lehrt; denn auch meine Seele gehört zu dem Sehnenden. Ich begreife ferner, daß die selbstbewußte Creatur mit Seufzen und sehnsüchtigem Verlangen die Wiederherstellung der gestörten Harmonie in der Schöpfung erwartet, und zwar als Preis siegreicher

Helden im Kampfe gegen das Niedere. Vorzüglich erwecken mir die Worte ein klares Echo: „Und nicht allein sie, die Geschöpfe, sondern auch wir selbst, die wir die Erstlinge des Geistes besitzen, ja wir selbst seufzen in uns, und warten auf die Kindschaft Gottes, auf die Erlösung unseres Leibes.“ Auch St. Paulus hat offenbar das Erdenelend tief empfunden. Die Mißklänge in der ganzen Schöpfung drücken auch ihn, und der heilige Mann ersehnt Erlösung seiner selbst und der ganzen Natur aus der schweren Last eines allgemeinen Fluches. — Ich danke Ihnen, mein Fräulein, daß Sie die Berechtigung der Stimmung des Moorlandes gezeigt haben, gestützt und bewahrheitet durch die göttliche Offenbarung. Mithin ist jenes schmerzliche Gefühl, welches in dem Haidelande klagt, nicht Ausdruck eines krankhaften Zustandes, er ist Uebereinstimmung mit den höchsten Wahrheiten. — Unklar ist mir jedoch, wie unvernünftige Geschöpfe der elenden Wirklichkeit bewußt werden und eine Erlösung aus derselben ersehnen können.“

„Nicht ein selbstbewußtes Elend, nicht ein selbstbewußtes Sehnen der unvernünftigen Geschöpfe ist hier gemeint,“ erklärte sie. „Anderntheils dürfen die Worte des Apostels auch nicht als bloße poetische Ausdrucksweise genommen werden. Die ganze Schöpfung war

in ihrer Ursprünglichkeit, wie sie aus der Hand Gottes hervorgegangen, frei von Verderbniß und Tod. Aber die Sünde wurde Mutter des Todes und des Fluches. Tod und Verderben sind fremde Mächte des Abgrundes, unter deren Einflüssen die ganze Natur augenscheinlich leidet. Nach ursprünglicher Bestimmung wirken die Naturkräfte nicht zerstörend, nicht sich selbst verzehrend, sondern schaffend, hervorbringend. Nun aber diese unübersehbare Kette des Grauens, der Schmerzen, der gewaltsamen Auflösungen, der schauerlichen Verwüstungen in der Naturwelt! Und diese unheilvollen Mächte und Todespeinen in der Schöpfung widerstreiten ihrem Streben zu bilden, zu erhalten, zu verjüngen. Fremde feindliche Gewalten verhöhnen die Erfüllung des Zweckes der Natur, der nicht fortgesetzte Auflösung, sondern leidloses Bestehen in blühendem Leben, vollendeter Zusammenklang aller Theile zur schönsten Harmonie des Ganzen ist. Diesen traurigen Zustand, dieses Ringen der Natur gegen Vernichtung, das sich in dem Selbsterhaltungstrieb des unscheinbarsten Thierlebens offenbart, nennt der Apostel ein Seufzen der Schöpfung in Wehen, ein Harren auf Erlösung. — So erklärt unsere Kirche den Sinn der Schriftstelle."

Er saß nachdenkend, und sie versuchte, in seinen Mienen zu lesen.

„Mir ist längst klar geworden," sagte er, „daß alle Erdenfreuden Täuschung sind, ohne festen Bestand. Ich begreife nicht, wie man dieses Dasein reizend, diese Welt schön finden kann, wo sich alle Kräfte vernichtend jagen. Göthe hatte dieselbe Anschauung. Er klagt bitter über dieses Leben," — er griff in die Tasche und zog Göthe's „Leiden des jungen Werthers" hervor.

„Legen Sie bedeutendes Gewicht auf Göthe's Urtheile?" forschte sie.

„Er gilt für den größten Dichter unseres Volkes, mein Fräulein!"

„Und wie lautet Göthe's Meinung vom Leben?" frug sie, lebhaft interessirt für Urtheilssprüche, welche Herr Raphael für weise hielt.

Er blätterte im Buche.

„Hier ist eine erklärende Stelle," antwortete er und las: „„Daß das Leben des Menschen nur ein Traum sei, ist Manchem schon so vorgekommen, und auch mit mir zieht dieses Gefühl immer herum. Wenn ich die Einschränkungen ansehe, in welcher die thätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind, — wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit

dahinaus läuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemalt, — das Alles macht mich stumm. Ich kehre in mich selbst zurück, und finde eine Welt! wieder mehr in Ahnung und dunkler Begier, als in Darstellung und lebendiger Kraft. Und da schwimmt Alles vor meinen Sinnen, und ich lächele dann so träumend weiter in die Welt.““

Es kam ein Absatz. Er hob das Haupt nach Amanda und saß betroffen. Den gewöhnlichen Glanz ihrer Augen bedeckte ein feuchter Flor, und durch ihr Antlitz zuckte ein tiefer Schmerz, den sie jetzt durch ein Lächeln zu verbergen trachtete. Er glaubte anfänglich, sie bewege der Ernst der Darstellung, bald aber wurde er in überraschender Weise enttäuscht.

„Finden Sie Göthe's Ansicht der Wahrheit angemessen?“ frug sie.

„Sehr, mein Fräulein! Nur etwas matt, — hier, diese Stelle ist schlagender, schärfer und wahrer. Ja, diese Stelle ist mir aus der Seele geschrieben. —

„„Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, sein mußt: der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen, und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. Ha! nicht die große, seltene Noth der Welt, nicht diese Fluthen, die eure Dörfer wegspülen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich, mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her; ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.““

Sie hatte die Hände in den Schooß gelegt, in steigender Angst dem Vorleser folgend.

„Und das sei Ihnen aus dem Herzen geschrieben, Herr von Chlingen?“ frug sie bestürzt.

Er sah die bangen Bewegungen ihrer Seele und stutzte.

„Insofern,“ antwortete er vorsichtig, „als Göthe das Elend im Naturleben erkennt und schildert. Ist

denn nicht Göthe in Uebereinstimmung mit St. Paulus? Habe ich des Dichters Anschauung auf der Haidelandschaft nicht in Farben gesetzt?"

„Nein, — nein, wahrhaftig nicht!" entgegnete sie in lebhafter Abwehr. „Zwischen Göthe und St. Paulus liegt unversöhnlich ein tiefer Widerspruch. Der heilige Apostel erkennt das Erdenelend als verschuldete Störung ursprünglichen Glückes und makelloser Vollkommenheit der Schöpfung. Er glaubt und hofft die Hinwegnahme des Fluches, die Erlösung aus dem Alles verschlingenden Abgrunde des Todes, die Wiederherstellung des irdisches Paradieses. Er hofft und glaubt einen neuen Himmel und eine neue Erde. Diese Lehre beruhigt und versöhnt. Göthe aber glaubt nichts und hofft nichts. „Ich sehe nichts," sagt er, „als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer." Das ist trostlos! Das ist die Anschauung eines Verzweifelten, die Hoffnungslosigkeit des religiös Ungläubigen. Nein, zwischen Göthe und St. Paulus gibt es keinen Zusammenhang. — Und Sie sollten Göthe's Ansicht auf der Haidelandschaft in Farben gesetzt haben? Nimmermehr! Ihre künstlerische Stimmung hat Berechtigung, weil sie der höheren Wahrheit nicht widerspricht. Aber Göthe's Worte sind der Ausdruck eines irreli-

giösen Geistes. Falsch ist auch und nicht christlich, was er vom Leben hält. Das Menschenleben sollte ein leerer Traum sein? Alle Wirksamkeit unserer Kräfte soll dahinaus laufen, Bedürfnisse zu befriedigen, die wieder keinen anderen Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern? Diese Ansicht vom Leben ist unsittlich und wider Gottes allerhöchsten Willen. Unser Leben ist nicht Trug und Schein, es hat vielmehr eine klar ausgesprochene und erhabene Aufgabe: die Erkenntniß Gottes und die Erfüllung seines Willens. Blicken Sie in die Natur: — Alles vollzieht Gottes allerhöchsten Willen. Gehorsam wandeln Sonne, Mond und Sterne ihre Bahnen, sie gehorchen den Gesetzen des Schöpfers. Die Erde spendet Leben und Wachsthum den Pflanzen und Bäumen, weil es der Herr so will. Die Thiere gehen im eisernen Joche ihrer Bestimmung, jedes hat seine Mission, alles Fliegende, Summende und Krabbelnde seine Arbeit. Niemals haben Bienen oder Ameisen das Leben für einen Traum gehalten, sie haben das Bauen und Zusammentragen niemals verschlafen. Und was Thiere in großen Vereinen zusammen thun, das thut jedes einzelne in seinem Kreise. Was müßte werden, könnten sich unsere Hausthiere empören gegen die gesetzte Ordnung? Wäre unseren Kühen

und Pferden Göthe's Ansicht vom Leben möglich, sie würden nur fressen und schlafen, dem Menschen jede Hilfe versagen und große Verwirrung hervorbringen. Oder was müßte entstehen, würde die Erde rebelliren gegen das Gesetz ihrer Bewegung und ein halbes Jahr träumend stille stehen? Alle Ordnung müßte zerfallen, Alles zu Grunde gehen. Mithin hat jede Kraft, jedes Wesen und jeder Stoff seine Bestimmung, seine Aufgabe, — und der Mensch, das Ebenbild Gottes, die Krone der Schöpfung, sollte keine Aufgabe zu lösen haben? Er allein sollte nur essen, trinken, schlafen und träumen? Seine geistigen und körperlichen Fähigkeiten sollten im großen Weltplane werthlose Nullen sein? — Kein Vernünftiger wird das behaupten. — Und Göthe's Ansicht vom Leben ist nicht blos unvernünftig, sie ist auch — unsittlich. Das Traumleben, das Leben der Genüsse müßte eine allgemeine Entartung und Versumpfung hervorbringen. Wer nur lebt, um seine irdischen Bedürfnisse zu befriedigen, der lebt nicht einmal das Leben eines Thieres; denn das Thier lebt nicht, um zu genießen, es lebt, um eine höhere Aufgabe in der Gesammtheit der Dinge zu vollziehen. Kein Naturforscher wird ein Thier, ein Insekt finden, das nicht Werkzeuge zu irgend einer Thätigkeit im Weltorganismus besäße. Alles

lebt und athmet und arbeitet nach dem Willen Gottes, und kein Thier widersetzt sich diesem Willen. Sollte der Mensch allein rebelliren dürfen gegen seinen Herrn, weil er vernünftig und frei ist? Nein, unser Leben ist kein Traum, kein unersättlicher Schlund, den Bedürfnisse und Leidenschaften ausfüllen sollen. Unser Leben ist That, ist ein Kreislauf gebietender Pflichten. Das Menschenleben nennt St. Paulus eine Rennbahn, einen Kampfplatz, verdienstreich für den Gehorsamen und hoffnungsvoll; denn am Ende erwartet den im Glauben Thätigen die Krone ewigen Glückes. Wer sich in freier Selbstbestimmung der vorgeschriebenen sittlichen Ordnung Gottes unterworfen, wer gerungen und gekämpft, sogar das unverschuldete Erdenelend in der Absicht ergeben getragen, Gottes Rathschlüssen dienstbar zu sein, — der hat seine Aufgabe gelöst. — Verzeihen Sie meine Lebhaftigkeit, Herr von Ehlingen! Mir empörte es die Seele, das Menschenleben für eine lange Kette von Träumen und Genüssen erklärt zu hören —, und noch dazu von einem Manne, der für den größten Dichter unseres Volkes gilt."

Er hatte sie mit Staunen betrachtet. Das Seraphsglühen ihres Antlitzes, zürnend dem Unwahren und Gemeinen, hatte sie vor den Augen des

Künstlers zu einem Engel des Lichtes gestaltet, der sich eifernd erhob, die Geister der Lüge zu bekämpfen. Auch der Inhalt ihres vorigen Schmerzes wurde ihm klar: sie glaubte ihn befangen und verstrickt in Irrthümern gegen die Grundwahrheiten der Religion. Und die Wahrnehmung ihrer innigen Theilnahme für ihn, schlug in Raphael eine Saite an, die gar süß und freudig klang.

„Ihre Anschauung vom Leben ist offenbar würdiger und erhabener, als die Anschauung Göthe's," bekannte er.

„Nicht meine Anschauung, Herr von Ehlingen! Ich habe nur in stammelnder Kürze angedeutet, was die göttliche Offenbarung hierüber lehrt."

„Dennoch enthalten Göthe's Bemerkungen für das theilnehmende Herz viel Wahres," fuhr er fort. „Wie treffend sagt er: „„Der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen, und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab."" Auch mich befällt bei jedem Spaziergange Trauer und Mitgefühl für das Leiden und Dulden der armen Thiere."

Wieder bewegte sie verneinend das Haupt.

„Selbst in diesem Sinne ist Göthe's Auffassung

unwahr; denn er scheint menschliches Fühlen und Leiden auf die unvernünftigen Geschöpfe zu übertragen. Das ist irrig. Wenn Erdbeben und Vulkane eine ganze Gegend verwüsten, wer hat gelitten? Nur der Mensch. Ist das Ereigniß vorüber, spannt sich der Himmel ruhig über der Landschaft, arbeiten die Naturkräfte über den Zerstörungen an neuen Gestaltungen, so entsteht wohl eine Pracht und Herrlichkeit, schöner und mannigfaltiger, als die untergegangene. Die empfindungslose Landschaft hat nichts gelitten, sie war sich der Verwüstung nicht einmal bewußt. Auch die Thiere sind nur scheinbar von dem Unglück getroffen, — scheinbar; denn ihnen fehlt das Selbstbewußtsein, mithin auch der persönliche, selbstbewußte Schmerz. Das Thier sträubt sich zwar gegen die Zerstörung seines Organismus, weil ihm der Selbsterhaltungstrieb innewohnt, ähnlich wie der Pflanze und dem Baume, dessen beschädigte Rinde neue Ringe ansetzt. Aber menschliches Leiden, geistigen Kummer fühlt das Thier nicht. Der Thierleib zuckt und stöhnt in Schmerzen, wie der Menschenleib des Bewußtlosen. Wir stehen am Lager eines solchen Bewußtlosen, wir sehen mitfühlend die krampfhaften Aeußerungen der körperlichen Schmerzen, kehrt aber der Leidende zum Bewußtsein, dann hat er auf

unsere Fragen keine Kenntniß der Qualen. Er hat unbewußt gelitten. Der selbstbewußte Mensch allein hat den traurigen Vorzug des Unglücks, vermöge seiner geistigen Natur. Deßhalb ist es eine leere Phrase zu sagen: „Es zerrüttet ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen, und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab.“ Die Ameise weiß nichts von „mühseliger“ Arbeit, auch nichts von Grab und seinen Schauern, welche nur die Menschenseele beängstigen.“

Diese Erklärung war ihm neu und überraschend.

„Gnädiges Fräulein, Ihre Auffassung des thierischen Schmerzes ist für jeden aufmerksamen Spaziergänger und theilnehmenden Beobachter seiner Mitgeschöpfe überaus troftreich und beruhigend. Lächeln Sie nicht über mein Geständniß, daß mir die Peinen der armen Thiere gerade deßhalb vielen Kummer bereiteten, weil ich den unvernünftigen Geschöpfen, offenbar irrig, eine menschliche Empfindungsweise beimaß. Dank, mein Fräulein; denn Sie haben eine krankhafte Seite meines Wesens gründlich geheilt.“

„Und ich bin glücklich, Ihnen nützen zu können,“ sagte sie strahlend. „Auch Ihnen schulde ich Dank; denn Sie haben mein Interesse für Göthe's „Leiden des jungen Werthers“ lebhaft angeregt. Ich werde

das Buch lesen und mein geringes Wissen bereichern. Man soll ja keine Schrift beurtheilen nach einzelnen Stellen. Kommen Sie wieder, dann hoffe ich so gründlich belesen zu sein, daß wir den jungen Werther und seine Leiden mit einander besprechen können."

Sie stiegen die Anhöhe hinab, wo sie den Baron bei Arbeitern trafen, welche Tabakspflanzen sorgfältig behandelten, Unkraut ausrodeten und das Erdreich um die Stöcke lockerten. Der Künstler verweilte nur kurze Zeit, berührte flüchtig einige Ideen, welche die Umgebung ihm erweckte, und kehrte sinnend nach der Stadt zurück.

„Wie ernst und wie andächtig Herr von Ehlingen heute gewesen," sagte Hartung. „Ihm fehlt ganz die Munterkeit der Jugend. Ein tief ernster Greis von zwanzig und einigen Jahren. Was Jeden seiner Altersgenossen beglücken und reizen würde, das läßt ihn kalt. Und was die stürmende Jugend mit flüchtigem Fuße berührt, das zieht er in reife Erwägung."

„Er ist ein höherer Mensch, Vater!"

„Das ist er, ohne Frage, — ein genialer Künstler."

„Er denkt zu viel, er sieht weniger mit den Augen, als mit dem Tastsinn seines Fühlens."

„Ganz richtig, Amanda, ganz richtig! Was hat er da gesagt, — wie war es doch mit der Schnecke?"

„Er betrachtete das braune Thierchen, wie es im

feuchten Grase geräuschlos dahin zog. Sehen Sie, sagte er, ein Symbol des Menschen! Eine herrliche Welt liegt um dieses Thier, ein strahlender Himmel wölbt sich über ihm, es kriecht in Mitte millionenfacher Thätigkeiten, — und sieht von Allem nichts; denn ihm fehlt das Auge. Die Welt, worin die Schnecke lebt, ist ihr verschlossen, weil der Sinn fehlt. Darum streckt sie die Fühlhörner aus, tastend geht sie ihre Wege, die Empfindung ist ihr einziges Licht in dem gräßlichen Dunkel. So steht der Mensch wohl in Mitte einer unsichtbaren Welt, die er so wenig sieht, wie die Schnecke die uns sichtbare, weil das Auge von Fleisch blind ist für das Uebersinnliche. So mag eine andere Schöpfung um uns prangen, unendlich herrlicher an Pracht und Schönheit, als jene der Körper. So mögen Thaten um uns geschehen, großartig, unendlich und geltend für die Ewigkeit. Und wir sehen nichts, wir hören nichts, weil die Sinne fehlen. Fünf Sinne gab uns der Schöpfer, vielleicht müßte er uns noch tausend weitere Sinne geben, um alles Seiende zu erfassen. Dafür ward uns die höhere Empfindung. Auch wir strecken die Fühlhörner tastend in die Ewigkeit, welche uns ahnungsschwer umrauscht, ein Fünkchen Licht und Leben aus jener Welt zu stehlen."

„Richtig, so hat er gesagt! Wie wunderlich, an eine Schnecke solche Gedanken zu knüpfen! Und als Du ihm entgegen hieltest: Um Vergebung, Herr von Chlingen! Uns wurde sichere Kunde aus dem Jenseits durch Jesus Christus, das Licht der Welt, — da schaute er Dich gar seltsam an mit seinen großen, glänzenden Augen. Wohl, mein Fräulein, sagte er. Betrachten Sie aber die frohe Botschaft genauer, welche der Herr vom Himmel brachte, dann werden Sie finden, daß sie nicht viel mehr ist, als ein Wegweiser, den schmalen Pfad zum Himmel bezeichnend. Vom Thun und Leben des Jenseits, von seinen Harmonien und Herrlichkeiten wissen wir sehr wenig. Natürlich! Die blinde Schnecke, welche den Dämmer liebt, das Feuchte und Begrenzte, die Schnecke müßte vergehen im Brande der Mittagssonne. So wäre die unendliche Schönheit, der strahlende Glanz des Jenseits tödtlich unseren stumpfen Sinnen, vernichtend unser bischen Kraft.“

„Dieselbe Wahrheit las ich im Leben einer Heiligen,“ sagte Amanda. „Sie hatte in visionärem Zustande einen Blick in den Himmel gethan und berichtet, dieser einzige Blick hätte ihrem körperlichen Leben tödtlich werden müssen, würde nicht Gott wunderbar die Schwäche gestützt haben. Und auch

St. Paulus erzählt von seiner Verzückung in den Himmel, daß er Dinge gesehen, deren Inhalt und Wesen in menschlicher Sprache nicht ausgedrückt werden könne, und deren Herrlichkeit menschliche Fassungskraft übersteige."

„Abermals ein geheimnißvoller Adel der Künstlernatur," sagte Hartung. „Raphael kennt sicher das Leben Deiner Heiligen nicht, ebensowenig theilt er Deine Schriftgelehrsamkeit. Dennoch wirft seine Dichterseele Blicke über die Grenzen des Sinnlichen. Diese Eigenschaft war schon den Alten nicht unbekannt; denn „vates" heißt nicht blos „Dichter", sondern auch „Seher" und „Prophet." Nun, wir haben ja den vates Raphael im Atelier gesehen! Was sind das für Augen gewesen, was für geisterhaft leuchtende Züge! In meinem Leben vergesse ich den Anblick des schaffenden Künstlers nicht."

„Dennoch wäre Verirrung nicht unmöglich, Vater!" entgegnete sie besorgt. „Und wie tief müßte der Fall sein von solcher Höhe! Gerade das vorherrschende Gefühlsleben, gerade das ideale Empfinden, das auch Eitles und Nichtiges mit seinem Hauche zu beleben und zu adeln vermeint, ist manchem Künstler schon verderblich geworden, weil ihm die leitende Gesetzlichkeit der christlichen Disciplin und Wahrheit fehlte."

„Für unseren Raphael fürchte ich gar nichts," entgegnete Hartung.

„Was ist es denn mit dem Werther, Vater?"

„Mit Werther? Mit welchem Werther?"

„Mit Göthe's Werther."

„Ah, — Du meinst die Leiden des jungen Werthers! Wie kommst Du auf jene traurige Geschichte?"

„Raphael trägt das Buch in der Tasche nach, — ein Beweis von außerordentlicher Hochschätzung. Er las zwei Stellen aus dem Werther vor, und mich verletzte deren unheimlicher Geist. Jeder Verkehr mit der Lüge ist gefährlich, und wer die Gesellschaft des Lügengeistes anziehend findet, der ist schon halb verloren."

„Werther, — Werther, — warte einmal!" sagte Hartung, sich besinnend. „Werther und — Lotte, richtig! Werther ist ein leichtsinniger Junge gewesen, der sich verliebte in das Weib eines Anderen, in die Lotte. Und dann hat sich der Werther schließlich todt geschossen, weil ihm die Pein der Leidenschaft unerträglich geworden. Uebrigens hat dieser Werther viel Unheil gestiftet und stiftet es noch. Ich erinnere mich, wiederholt in Zeitungen gelesen zu haben, daß Selbstmörder vor der Blutthat den Werther fleißig studirten, die Berechtigung des Selbst-

mordes aus dem Buche schöpften, bevor sie zur Entleibung schritten."

„Ein gräßliches Buch!" sagte sie bestürzt.

„Freilich, — theilweise eine Vertheidigungsschrift des Verbrechens."

„Erlaubst Du, Vater, daß ich den Werther lese?"

„Wozu, mein Kind?"

„Um ihn kennen zu lernen in der Absicht, jedem Nachtheile vorzubeugen, den jene Lektüre haben könnte."

„In dieser löblichen Meinung magst Du den Werther immerhin lesen. Aber — Werther, — Lotte, — und Du! — Du wirst Dich überwinden müssen, mein liebes Kind! — Im Schranke Nummer sieben findest Du Göthe."

Amanda ging nach der väterlichen Bibliothek. Der Baron stand und sah der Weggehenden nach.

„Welcher Antheil an dem Künstler!" sprach er vor sich hin. „Sie ist unermüdlich im Proselytenmachen für das Reich Gottes. Sogar das Genie möchte sie in diesem Geiste lenken. Oder sollte sich, ihr selber unbewußt, noch ein anderer Grund einmischen für diese innige Theilnahme?"

Er verweilte einige Minuten betrachtend vor der Frage, dachte an den Grafen Dieberg, den erwünsch-

ten Tochtermann und Lebensretter, und kehrte vertrauend zum Tabakslande zurück.

Der Künstler kam jeden Tag heraus, und zwar immer an den Nachmittagen, weil er des Morgens malte, und weil Amanda gewöhnlich die erste Hälfte des Tages ihrer Vereinsthätigkeit widmete. Auch Max und Leonore waren häufige Besucher der schönen Villa. Dagegen wurde der Baron mit seiner Tochter ein lieber Gast in dem freiherrlichen Palais. Zwischen beiden Familien bildete sich ein fast inniges Verhältniß, und Raphaels Mutter bewunderte täglich mehr die hohen Vorzüge Amanda's. Geschahen die Besuche in der Stadt des Morgens, zur Zeit der Malerstunden, so bat Amanda, den Künstler nicht zu stören.

„Dies wäre eine Raub an seiner schönen Thätigkeit," sagte sie. „Was der Künstler versäumt, wer kann es ersetzen? Die Zeit ist Allen kostbar, allein die Minuten des hervorragenden Talentes sind Perlen. Lassen wir ihn das prachtvolle Gemälde vollenden, — eine tiefsinnige, ergreifende Betrachtung in Farben über den Tod."

Beifällig nickte Herr Max der verständigen Rede des klugen Fräuleins, und auch Frau Leonore widersprach nicht; denn sie wußte, daß unfehlbar der Nach-

mittag dem erholenden Ausfluge nach der Villa gehörte.

Den Werther ließ Amanda im Gespräche unberührt; Raphael mochte den Gegenstand vergessen haben. Dagegen glaubte er, einen Schatten in ihrem hellen Wesen zu entdecken, der sich von einem winzigen schwarzen Punkte zu einem störenden Flecken auszugestalten schien. Ihre heitere Unbefangenheit trübte offenbar eine ernste Zurückhaltung, ein inneres Mißvergnügen, das sein dunkles Gewölk auf ihr Antlitz legte.

„Was hat sie nur?“ dachte er. „Irgend ein Mißfallen bewegt sie, eine Verkehrtheit meiner Art verletzt, und sie wagt es nicht, das Ding zu berühren. — Oder wäre es nur eine jener weiblichen Launen, an denen ihr Geschlecht im Allgemeinen leidet? — Siehe da, wie ungerecht! Schaukelt meine Seele nicht ohne Unterlaß auf den beweglichen Wellen der Stimmungen? Wie gerne fordern wir doch von Anderen Vorzüge, die uns selber fehlen; — eine widerwärtige Schwäche!“

Eines Tages führte sie ihn nach der Gartenlaube, wo die Zofe stickend saß und Werther in rothem Leder auf dem Tische lag. Ihr Angesicht trug heute den dunklen Punkt deutlicher, und das Licht ihrer

Augen zeichnete in seine Seele die Empfindung gelinden Vorwurfs.

„Ich habe die Leiden des jungen Werthers vier Male gelesen und gründliche Commentare dazu," sagte sie. „Die Lektüre macht einen tiefen Eindruck, — leider keinen heilsamen."

„Demnach hätte Ihnen das Buch mißfallen, gnädiges Fräulein?"

„Sehr mißfallen, — mich wundert, daß es Ihnen nicht mißfallen hat."

Er staunte. Ein fremder Geist redete aus ihr, ein Geist entschiedenen Widerspruchs und zürnender Strenge. Den Geist fand der Künstler widerwärtig; eine Judith hätte er geziert, eine Amanda entstellte er.

„Zum Mißfallen sehe ich keinen Grund," sagte er. „Die Absicht ist gut, die Ausführung meisterhaft und von bedeutendem poetischem Gehalt."

„Sie steigern meine Verwunderung, Herr von Chlingen! Göthe's Richtung in der Poesie ist ebenso schlimm, wie der Materialismus in der Malerei."

Raphaels Augen begannen zu glühen; denn es wurde, nach seiner Ueberzeugung, ein großes Unrecht, fast eine Verläumdung ausgesprochen, über das edle Streben einer Künstlerseele. Unverzüglich wappnete

sich der Maler zur Abwehr, und auch ihm röthete zürnender Eifer die Wangen.

„Ihre Behauptung, gnädiges Fräulein, ist kühn; denn sie macht aus einem Dichterfürsten einen elenden Stümper, einen sinnlosen Verwüster des Kunstgebietes. Wahrscheinlich bestimmte Werthers schauderhafter Ausgang Ihr Urtheil und trieb Ihre Seele in heiligen Zorn. Gerade dies wollte Göthe. Er wollte den trostlosen Verlauf einer unsinnigen Leidenschaft zeichnen und deren schreckliches Ende, — Alles in der lobenswerthen Absicht, Andere vor gleicher Verirrung zu warnen. Und weil dies dem Dichter meisterhaft gelungen, weil Ihnen Werther Mitleid, Aerger, Zorn und Ekel erweckt, deßhalb zürnen Sie Göthe. Mir fällt hier die Rolle der Königin Elisabeth in Schillers Maria Stuart ein. Die beste Schauspielerin des hiesigen Theaters übernimmt regelmäßig die Rolle der Elisabeth, sie spielt regelmäßig ausgezeichnet, und wird dafür regelmäßig nicht beklatscht. Warum nicht? Weil ihr Spiel den häßlichen Charakter jenes heimtückischen Weibes glänzend darstellt. Hiedurch geräth das Publikum in eine arge Täuschung. Der bösen Königin sollte es zwar zürnen, aber die tadellos durchgeführte Rolle bewundern. In ähnlicher Weise zürnen Sie Göthe, weil er es meister-

haft verstanden, die Häßlichkeit der Leidenschaft zu zeichnen."

„Nicht deßhalb, nein, nicht deßhalb!" erwiederte sie lebhaft. „Auch Schiller hat Elisabeths blutige Tücke und die Mörderin der guten Maria ganz meisterhaft geschildert, — aber nicht so, wie Göthe den Selbstmörder Werther. Schillers Elisabeth erweckt Abscheu, allein der Dichter hat kein Wort der Entschuldigung für die königliche Verbrecherin. Darum zürnt man nicht dem Dichter. Anders Göthe. Für Lotte ist sein Loben unerschöpflich, er stellt sie dar, als mustergiltige Weiblichkeit, als treue Gattin und ehrenwerthe Frau. Und dennoch ist es dieselbe Lotte, welche in dem jungen Werther eine sündige Leidenschaft wissentlich entzündet und nährt. Sie sieht das Wachsen dieser Leidenschaft, sie erkennt, wie der junge Mensch immer tiefer sinkt, wie er enger und enger umstrickt wird, — durch ihre Mitschuld. Fort und fort gießt ihr liebevolles Entgegenkommen Oel in die Flammen, bis dieselben wild aufprasseln in einem Akte, vor dem man das Angesicht verhüllen muß," — und ein Flor, aus Schaam, Purpur und Entrüstung gewoben, fiel über Amanda's Antlitz.

„Was hätte nach Ihrer Meinung Lotte thun sollen, gnädiges Fräulein?"

„Pflicht des Eheweibes und Frauenwürde geboten, dem jungen Werther mit kalter Ruhe zu begegnen. Kein Wort, keine Miene, kein Blick durften das lauernde Feuer anblasen. Und dann, — wurde Werther nicht geheilt, nicht gebessert, dann war es strenge Pflicht der Gattin, bestimmte Forderung edler Weiblichkeit und Gebot der Christin, dem Unsinnigen die Thüre zu verschließen, die Heiligkeit der Familie nicht entweihen zu lassen, durch die Raserei eines leidenschaftlich Entflammten. Von Allem hat Lotte das Gegentheil gethan. Ihr zärtliches Entgegenkommen hat den haltlosen Menschen in das Verderben gestürzt. Ihr Verhältniß zu dem Fremden hat den gutmüthigen Gatten schwer gekränkt. Die unerlaubte Neigung der Frau hat die empfindlichsten Seiten der christlichen Moral schwer verletzt. Und diese Lotte, dieses Weib rühmt Göthe! Und selbst dies kränkt und verletzt weniger, als der namenlose Schaden, welchen Göthe's Lotte im Geiste unseres Volkes angerichtet. Göthe ist Unzähligen ein Apostel guter Sitte, und seine Lotte ein Muster reiner Weiblichkeit. Ihr Bildniß prangt an den Schaufenstern jeder Kunsthandlung, und wo nicht Heiligenbilder Zimmerwände schmücken, fehlen Göthe's und Lotte's Bilder selten. Fast drängt es mich zu der schweren An=

klage: Göthe hat die Verehrung der Sünde verschuldet. Eine furchtbare Schuld! Denn Verirrungen hochbegabter Geister werden Millionen verderblich."

„Das ist es also, was ihre Seele drückte!" dachte Raphael. „Sie fürchtet, ich könnte meinen Pinsel in Göthe's Farben tauchen." — „Frau Lotte hat ja dem unsinnigen Menschen die liebevollsten Vorstellungen gemacht," entgegnete er. „Sie hat ihn ohne Zweifel gemahnt und beschworen mit dringenden Worten, allein ihr Herz verhinderte sie, den Leidenschaftlichen zu verbannen."

„Ihr Herz verhinderte sie?" frug Amanda verwundert. „O dieses Herz! Was hat Jesus Christus von dem Menschenherzen gesagt? „„Aus dem Herzen gehen hervor böse Gedanken, Mord, Ehebruch, Diebstahl, falsches Zeugniß, Lästerung[1]."" — Und diese Mutter aller bösen Neigungen dürfte Richtschnur unserer Handlungen sein?"

„Das Herz ist auch die Mutter der Liebe. — Wollen Sie die Liebe verdammen, gnädiges Fräulein?"

„Nein, — jene Liebe nicht, die nichts Arges denkt und will, die nur strebt und athmet am Herzen Gottes. Aber eine Leidenschaft, die blind sich selbst ver-

---

1) Matth. 15, 19.

zehrt, die jede Willenskraft finstern Mächten hinwirft und niedriges Begehren duldet, verdient den Namen Liebe nicht.“

Er beugte das Haupt vor ihrer strahlenden Größe und schwieg.

„Sie glauben,“ fuhr sie mit ungeschwächter Entschiedenheit fort, „Lotte habe den jungen Werther gewarnt. Ja, es ist wahr, sie sprach hie und da einige gehaltlose Worte recht nachdruckslos. Dafür hat sie dem Verblendeten Lieder vorgesungen, sie hat mit ihm getändelt. Ihr ganzes Verhalten mußte einen solchen Eindruck hervorbringen, daß ihm die rasende Leidenschaft jeden Halt hinwegfraß.“

„Vor der Majestät christlicher Moral besteht Lotte allerdings nicht,“ versetzte er. „Sie dürfen aber nicht vergessen, daß Göthe in einer Zeit dachte und schrieb, die sehr wenig christlich gewesen.“

„Halten Sie den ungläubigen Zeitgeist der Gegenwart für besser, als den Geist jener Zeit, in welcher Göthe schrieb?“

„Nein, — ich kann es nicht. Seit hundert Jahren ist das Böse ganz unheimlich gewachsen. Dem religiösen Unglauben gehört sogar der Fortschritt.“

„Dürfen Sie nun im Fortschrittsgeiste malen, Herr von Chlingen? Sie erschrecken vor der Frage,

— gleich hohe Ansprüche stelle ich an Göthe. Allgemeines Verderbniß entschuldigt vor Gott nicht den Verderbenden und nicht den Verdorbenen, so lange Gottes Mund laut vernehmbar in der Kirche die Wahrheit verkündet. — Was aber Göthe am Tiefsten herabwürdigt, das ist nicht seine leichtsinnige Lotte, nicht sein sentimentaler Schwächling Werther, den er nicht aufhören läßt, ein edler Mensch zu sein, — es ist Göthe's Vertheidigung des Verbrechens, seine Entschuldigung des Selbstmordes."

„Mein Fräulein, davon habe ich im Werther nichts gelesen."

„Dann ist Ihr Geist nicht bei der Lektüre gewesen," erwiederte sie, das Buch öffnend. „Nicht ein Mal, — wiederholt unternimmt Göthe die Vertheidigung des Selbstmordes. Gleich hier. Werther trägt sich mit Mordgedanken, er wagt es sogar, das Verbrechen mit Gottes Heiligkeit vereinbar zu finden; denn er schreibt: „„Würde ein Mensch, ein Vater zürnen können, dem sein unvermuthet rückkehrender Sohn um den Hals fiele und riefe: Ich bin da, mein Vater! Zürne nicht, daß ich die Wanderschaft abbreche, die ich nach Deinem Willen länger aushalten sollte! Die Welt ist überall einerlei, auf Mühe und Arbeit, Lohn und Freude; aber was soll mir das?

Mir ist nur wohl, wo Du bist, und vor Deinem Angesichte will ich leiden und genießen. — Und du, lieber himmlischer Vater, solltest ihn von dir weisen?““ — Weiter versteigt sich Göthe zu folgender Gotteslästerung, die er seinen Werther an Lotte schreiben läßt: „„Und was ist das, daß Albert dein Mann ist? Mann! Das wäre denn für diese Welt — und für diese Welt Sünde, daß ich dich liebe, daß ich dich aus seinen Armen in die meinigen reißen möchte? Sünde? Gut; und ich strafe mich dafür: ich habe sie in ihrer ganzen Himmelswonne geschmeckt, diese Sünde, habe Lebensbalsam und Kraft in mein Herz gesaugt. Du bist von diesem Augenblicke mein! mein, — o Lotte! Ich gehe voran! Gehe zu meinem Vater, zu deinem Vater! Dem will ich's klagen, und er wird mich trösten, bis du kommst, und ich fliege dir entgegen, und fasse dich und bleibe bei dir vor dem Angesichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen.““ — Wem empört das nicht die Seele? Durch Selbstmord geht Werther zu Gott, und Gottes Heiligkeit verwirft den Verbrecher nicht, — nein, Gott tröstet ihn! Mir vergehen die Sinne, ob solcher Lästerung des Heiligsten. Und Göthe's Vertheidigung des Selbstmordes hat grausige Früchte getragen, — trägt sie fort und fort. Tausende entleiben sich, nachdem sie zuvor die Recht=

fertigung der Blutthat im Werther gelesen. Wären Göthe's Schriften nicht das moderne Evangelium des Unglaubens und der Unsitte, der Zeitgeist wäre nicht so frivol gebildet und auch nicht so selbstmordfreundlich."

Sie hatte nicht ohne Schärfe gesprochen, und ihm dünkte ihre holde Anmuth vom ungemüthlichen Hauche kalter Sittenstrenge verweht. Er saß in sich gekehrt, zeichnete mit dem Stabe Figuren in den Sand, riß dann harte, dicke Striche durch die Zeichnung und erhob sich rasch.

„Meine besten Grüße an den Herrn Vater," sprach er kurz, huldigte dem Fräulein durch eine förmliche Verbeugung, wandte sich, und — fort war er.

Sie stand unbeweglich, mit weit geöffneten Augen und schaute dem Enteilenden nach. Verletzt, offenbar geärgert, ging er von dannen. Die Ranken der Weinlaube flossen schmeichelnd um ihr Haupt, das sich betroffen senkte, und die Sonne streute spielende Lichter auf ihr Gewand, das eine Bildsäule zu kleiden schien.

„Den Herrn mag Göthe's Verurtheilung verdrossen haben," begann die Zofe. „Dennoch hätte er nicht wie ein Wirbelwind davonstürmen sollen. War dies nicht unartig, gnädiges Fräulein?"

„Nicht doch, Elise! Gerade und natürlich, offen und ohne Einleitung einer edlen Stimmung folgen, ist keine Unart.“

„Einer edlen Stimmung, gnädiges Fräulein?“

„Ja! Wer tadelt, muß selbst im Tadel Maß halten, — und mein Tadel ist maßlos gewesen; daher sein Unmuth.“

„Sie haben nichts zu viel gesagt. Göthe's Werther ist ein Selbstmörder, Göthe's Lotte verschuldete theilweise den Selbstmord, — und Göthe selber beschönigt das Verbrechen. Kann hier ein Tadel zu strenge sein?“

„Dennoch hätte ich die leicht erregbare Empfindlichkeit und des Künstlers Zartsinn berücksichtigen können,“ sagte Amanda. „Nicht der Inhalt meiner Rede hat verletzt, sondern ihre Form. Der Fels ragt unbewegt und starr, wenn auch mit Donnerstimmen ein wild empörtes Luftmeer um ihn braust, — den zarten Halm erschüttert ein leises Lüftchen, der Sturm knickt ihn. Aus harten Gemüthern locken Worte, schwer und wuchtig, wie eiserne Hammerschläge, kaum einige Funken, — Feuerseelen flammen auf bei einer zarten Reibung. Darum sind gleiche Worte nicht von gleicher Wirkung bei allen Menschen.“

„Sehr wahr, gnädiges Fräulein! Mir wenigstens hat Ihr Urtheil über den Göthe wohl gethan."

„Und Raphaels leicht beschwingte Künstlerseele haben dieselben Worte, wie scharfer Nordsturm, jäh entführt. Kommt er wieder, dann ist meine Aufgabe, die Kränkung zu heilen."

„Zu heilen durch säuselnde Zephyrlüftchen, gnädiges Fräulein," scherzte die Zofe. „Ich liebe nicht diese Empfindlichkeit an Männern. Wären alle Männer Künstler, — Verwirrung und Jammer der Frauen wären grenzenlos."

„O ja, — wären alle Sterne Sonnen, die Erde müßte vergehen im Feuerglanze," entgegnete Amanda.

Raphael eilte raschen Schrittes nach der Stadt. Plötzlich blieb er stehen, wie ein Mensch, dem endlich die Lösung eines schwierigen Räthsels gelungen.

„Wie sprach Sokrates? „Durch jedes Loch am Gewande des Diogenes guckt der Stolz." — So ist es! Diogenes verschmähte Gold und Güter, sein Haus war ein leeres Faß, sein Kleid ein abgetragener, durchlöcherter Rock, seine Weltverachtung sprüchwörtlich. Mit Demuth gepaart, wäre diese Gesinnung groß gewesen. Aber Diogenes war arm aus Hoffart, gleichgültig für irdische Güter aus Hochmuth. Die Absicht allein adelt die Tugend, die Absicht macht

aus Tugenden Laster. Amanda trägt keinen Reifrock, keinen Chignon, — etwa in der Absicht, wie Diogenes sein durchlöchertes Kleid? Amanda ist unermüdlich thätig in Kreisen der Barmherzigkeit, sie übt Entsagung und arbeitet für die entblößte Armuth, — etwa in der Absicht, vor den Menschen zu glänzen? Oder gibt es einen anderen Weg, menschenfreundlichen Sinn mit rücksichtsloser Härte zu versöhnen? Ja, hart und rücksichtslos hat sie über Göthe den Stab gebrochen. Nach ihrem Urtheile ist Göthe moralisch todt, ein Elender; denn seine Kunst brütet Verbrecher aus den Eiern böser Neigungen. Und wäre auch Göthe verdammungswürdig, — ihren Mund, den lächelnde Grazien umschweben, ihren Mund beschmutzt solch ein Urtheilsspruch. Ein Wort der Entschuldigung für den Frevler hätte sie geziert, aber sie hatte keines und ließ keines gelten. Wer Fehlende ohne Nachsicht verdammt, wer Schonung nicht kennt für strafbare Schwäche, den blendet eitler Dünkel und ekle Selbstgerechtigkeit. — Doch, mein Urtheil sei nicht abgeschlossen. Vielleicht ist ihre Härte nur scheinbar, vielleicht nur die edle Folge mir unbekannter Beweggründe. Mir wäre überaus schmerzlich, an diese reine, strahlende Weiblichkeit nicht glauben zu dürfen."

So büßte Herr Raphael für unbegrenzte Ansprüche, für sein kühnes Wagniß, Amanda in das Lichtreich seiner Ideale versetzt zu haben. Durch die Schönheit der Körperformen gereizt, durch ihre noch schönere Seele begeistert, hatte er sie als ein Wesen ausgestattet, dessen höchste Vollendung nicht den geringsten Schatten eines Fehlers ertrug. Sie war ganz Licht, ganz Herrlichkeit, ganz Anmuth und Liebreiz. Nun dieses Urtheil ohne Schonung, diese Härte ohne Nachsicht! Die ganze übrige Menschheit hätte das gleiche Urtheil über Göthe fällen dürfen ohne Aergerniß für den Künstler, vielleicht hätte er selbst die Entrüstung preiswürdig gefunden. Allein Amanda's seraphisches Gewand, von ihm aus Milde, Holdseligkeit und himmlischen Stoffen gewoben, wurde befleckt durch den bloßen Hauch einer vermeinten menschlichen Schwäche.

Irdischer in ihren Ansprüchen war Frau Leonore. Sie glaubte nicht an verkörperte Ideale, wohl aber an tugendreiche Frauenwürde. Dem greisen Pathen, Carl von Schwertschlag, hatte sie mütterliche Wünsche vertraut, und ein zartes Verhältniß zwischen Raphael und Amanda, das sich rasch zum Ehebunde entwickeln sollte, als innigste Herzensangelegenheit ausgesprochen. Und der Pathe, längst überzeugt von Hymens Segen

für den Künstler, war in die mütterlichen Wünsche freudig eingegangen, jedoch unter dem Vorbehalt, über das gerühmte Fräulein sich vorerst ein selbstständiges Urtheil zu bilden. Darauf war Amanda von der Freifrau zum Thee geladen worden und der Pathe, natürlich ganz zufällig, zur Partie gekommen. Und Amanda hatte die geheime Prüfung glänzend bestanden. Der vielerfahrene Edelmann versicherte Frau Leonore, etwas Aehnliches, oder auch nur Annäherndes, seit vielen Jahren gar nicht erlebt zu haben. Auch Herr Max war in den Plan gezogen worden, den er billigte, sogar ausführbar fand.

„Das Stück könnte beginnen," hatte er scherzend gesagt, „wenn nur die Hauptpersonen im Drama oder Lustspiel die Rollen übernehmen wollten."

Darüber hatten Mutter und Pathe eifrig geplant. Manches wurde zusammengesponnen und glänzend erdacht, und die beiden Opfer wußten nicht einmal von dem Gewebe, in dem sie gefangen werden sollten.

Eben saßen Mutter und Pathe abermals berathend beim Thee, welchen Frau Leonore eigenhändig und fein im silbernen Kessel gebraut. Durch die offene Thüre des Seitengemaches rauschte es, wie Zeitungspapier, und ein unwilliges Brummen verkündete zuweilen,

daß Herr Max sich ärgerte über den kopflosen Gang der Welt.

„Seine Besuche sind fast täglich,“ berichtete sie. „Gewöhnlich kehrt er in heiterer Stimmung von der Villa zurück. Er ist menschlich in der Arbeit und gönnt sich Erholung. Der ansetzende Trübsinn ist fort. Er zeigt Interesse für Dinge außerhalb seiner inneren Welt.“

„Ich sagte Ihnen ja, daß eine gesunde Leidenschaft ihn aus dem krankhaften Sinnen und Spekuliren heraustreiben werde,“ triumphirte lebhaft der Pathe. „Aber nun ist nothwendig, klug vorzurücken, sonst gelangen wir ewig nicht zum Ziele. Das zarte Verhältniß muß Gestalt und Leben gewinnen, wir müssen ihn,“ — und den Pathen unterbrach Raphaels Eintritt.

„Ich komme soeben aus Deinem Atelier, mein lieber Raphael,“ sagte Schwertschlag. „Du machst bedeutende Fortschritte. Die Figuren leben und bewegen sich; Deine Farben gewinnen an Zartheit und Wärme. Fahre so fort, mein Sohn, damit das Höchste erreicht werde.“

Er saß beim Thee und lächelte zum Lobe des Pathen.

„Kommst Du von der Villa?“ frug die Mutter. „Was macht Fräulein Amanda? Doch wohl?“

„Wohl und arbeitsam, wie immer.“

„Ein herrliches Mädchen!“ fiel Schwertschlag rühmend ein. „Wie klug, wie verständig, und wie bescheiden! Sie hat eine ausgezeichnete Erziehung und Bildung genossen, — bei den englischen Fräulein, wenn ich nicht irre.“

„In Nymphenburg und hier,“ bestätigte Frau Leonore. „Amanda beweist abermals, daß im Geiste unserer Kirche die schönsten Früchte der Erziehung gedeihen und reifen. Ein weltliches Institut würde vielleicht aus Amanda eine ganz gewöhnliche Frauengestalt gebildet haben.“

„Schwerlich, liebe Mutter! Das Ungewöhnliche, das Erhabene und Herrliche ist ihrer Seele eingeschaffen.“

Der Pathe sah entzückt und siegreich nach der Mutter hinüber.

„Du wirst zugeben, mein Sohn,“ versetzte Leonore, „daß auch großartige Anlagen, unter schlimmen Händen, zum Schlimmen verzogen werden können.“

„Dies wohl! Aber Amanda hätte ihr Selbst, ihre Persönlichkeit ablegen müssen, wenn sie später

nicht aus angebildeten Verkehrtheiten zur angeborenen Hoheit zurückgekehrt wäre."

„Ich theile ganz Deine Ansicht," sagte Schwertschlag. „Hartungs Tochter ist ein Wunder der Schöpfung, — lächeln Sie nicht, meine Gnädige! — ein Wunder der Schöpfung! Glücklich der Mann, den ihre Wahl auszeichnet."

Beide Verschworenen beobachteten der letzten Worte Eindruck auf Raphael. Er blieb unbefangen und ruhig: — keine Aussicht für das Gelingen des Planes. Der Pathe schlürfte an der Tasse, stellte sie unternehmend nieder und rückte kühn vor.

„Die Aufmerksamkeit der Baronesse für Dich müßte alle jungen Männer des Erdballes eifersüchtig machen, — das heißt, wenn Amanda ihnen hiezu Gelegenheit gäbe," sagte heiter der schlaue Herr. „Hast Du nicht auch schon daran gedacht?"

„Wie könnte mir ein solcher Gedanke aufsteigen, verehrter Pathe? Den Eifersüchtigen quält der drohende Verlust eines Gutes, — mir droht ein solcher Verlust nicht, weil das Streben nach genanntem Gute mir ferne liegt."

„Nun, — Raphael, — theueres Kind, — bald sind es vier und zwanzig Jahre, daß ich, den winzigen Schreihals in den Armen, vor dem Taufbecken

stand," entgegnete gutmüthig Schwertschlag. „Vier und zwanzig Jahre, — hm! Ich meine, der Gedanke an einen glücklichen Ehebund sollte Dir nahe, aber nicht ferne liegen. Nach meinem Dafürhalten wären Amanda's holde Anmuth, ihre schöne Gestalt, ihr heiterer Liebreiz, ihre reine Weiblichkeit und ihre fromme Gesinnung so ziemlich jene Eigenschaften, die einen Künstler glücklich machen könnten."

„Ganz Ihrer Meinung, lieber Pathe!" versetzte ernst der Künstler.

Schwertschlags Angesicht glänzte vor Freude. So leicht hatte er sich den Sieg nicht gedacht. Auch Frau Leonore sah glücklich aus, und der Freiherr lauschte im Seitengemach auf den Verlauf des vielbedeutenden Gespräches, — vielbedeutend für den Stammhalter Derer von Ehlingen.

„Indessen," — fuhr der junge Mann nach flüchtiger Pause fort, „gibt es noch Anderes, was den Künstler glücklicher macht, als erwähnte weibliche Vorzüge."

„Dies wäre?" frug gespannt der Pathe.

„Ehelosigkeit," antwortete überzeugungsvoll der Gefragte, zum Schrecken Schwertschlags und der Mutter. Max blickte sogar finster und drehte heftig am Schnurrbart.

„Ehelosigkeit?“ wiederholte bestürzt der Pathe. „Du scherzest wohl, mein Lieber!“

„Voller Ernst! Haben Sie nicht selber meine Eigenheiten oft gescholten, meine Seltsamkeiten verurtheilt? Haben Sie nicht tausendmal gesagt: Raphael, betrachte Alles, wie es ist, und nicht, wie es sein sollte! Mein Junge, wandle mit den Füßen auf Erden und nicht auf den Höhen des goldenen Parnassus! Haben Sie mein Trauern und mein Klagen über das Erdenelend nicht Thorheit geheißen? Und Sie hatten Recht, — vor kaltem Verstande mag ein solches Empfinden Thorheit sein. Ein Sonderling bleibe ich vor Allen, die nicht denken und fühlen, wie ich. Erwägen Sie nun, theuerster Pathe, — überlegen und betrachten Sie einen Menschen von meiner Art in Heirathsgedanken!“ fuhr er launig fort. „Wäre ein solcher Heirathscandidat nicht die größte aller Thorheiten? Wenn ich schon Ihnen unerträglich werde, der Sie unendlich sind in der Nachsicht für meine Albernheiten, — wie müßte mich erst ein Mädchen finden, das meine Frau geworden, und das Ihre gütige Schonung nicht besitzt? Müßte sie nicht jeden Augenblick mein ideales Schwärmen verletzen? Ein Künstler in der Ehe kommt mir vor, wie Pegasus im Joche. Darum ist es meine feste

Ueberzeugung, daß Künstler nicht heirathen sollen, — aus Selbst- und Nächstenliebe nicht."

„Raphael, mein guter Junge, das ist von allen Deinen Seltsamkeiten doch die seltsamste," rief geärgert der Pathe. „Gerade die Künstler vermögen Andere zu erheben, zu adeln, zu beglücken; denn sie stehen dem Göttlichen näher."

„Sie täuschen sich ohne Zweifel!" widersprach der Maler. „Angenommen, ich will heirathen, ich begebe mich auf die Brautfahrt. Was suche ich? Ein Mädchen, das meinen Vorstellungen von Weiblichkeit, von Gemüthstiefe, von Anmuth, von Zartsinn und Tugendfülle entspricht. Glauben Sie denn, daß eine solche Künstlerbraut auf Erden existire? Nimmermehr! Doch angenommen, ich glaube ein Mädchen gefunden zu haben, das meinen hochgespannten Erwartungen nahe kommt, das nebenbei eine grenzenlose Geduld auszeichnet; denn Geduld müßte eine Künstlergattin im höchsten Maße vor allen guten Eigenschaften besitzen. Genug, ich finde das Mädchen und werde unzertrennlich, unlösbar für das Leben verbunden. Was geschieht nach kurzer Zeit? Ich finde, daß ich mich getäuscht habe, daß meine Frau noch weniger ein Ideal ist, als ich selbst, daß sie bedeutenden Grillen und Launen dienstbar ist. Dagegen

bleibt meine Eigenart, mein ungewöhnliches Gemüth, mein ideales Seelenleben, für das meine Frau vielleicht nicht das mindeste Verständniß hat. Was folgt weiter? Ich bin unglücklich, weil ich an ein Wesen mich gekettet sehe, das nüchtern auf Erden wandelt und den beflügelten Gatten in seinen Excursionen in überirdische Gebiete stört. Sie ist unglücklich, weil sie einen Enthusiasten, einen Schwärmer, einen Melancholiker oder gar einen Narren zum Gatten haben muß. Ergo: Künstler sollen ehelos bleiben."

„Nein, das ist unerhört!" rief Schwertschlag aufgebracht. „Das ist eine Rebellion gegen den gesunden Lauf der Welt! Max, — hören Sie denn nicht, was für schreckliche Dinge Raphael auskramt?"

„Ich habe Alles vernommen, und Raphael hat so ganz Unrecht nicht," sprach der eintretende Vater. „Wenn für jeden Menschen der Ehebund ein Entschluß von hoher Bedeutung und vielseitiger Erwägung bleibt, so ist er das für den Künstler doppelt und dreifach. Dennoch ist Deine Anschauung tadelnswerth, weil ein Verstoß gegen Gottes allweise Anordnung," hob mit patriarchalischem Ernste der Edelmann hervor. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, — belehrte Gott bei Erschaffung des Weibes. Das Alleinsein ist aber für den Künstler am

wenigsten gut. Gerade er bedarf liebevoller Aufmerksamkeiten, herzinniger Güte, warmer Theilnahme, — wer soll dem Künstler das bieten? Die kalte, fremde Welt? Die kunstbegeisterten Deutschen, welche den Verstorbenen Bildsäulen errichten, und die Lebenden vielfach mißachten? Bislang," fuhr warm der Vater fort, „bot Dir Kindesliebe am Herzen Deiner Aeltern Ersatz; aber bedenke, mein Sohn, Dein Vater wird sterben, Deine Mutter wird sterben, und dann bist Du mutterseelenallein mit Deinem liebebedürftigen Herzen. Du wärest aber nicht allein, hättest Du eine Gattin gesucht und gefunden, deren Gemüth Dich versteht, deren Liebe Dich beglückt, deren Tugenden Du verehrst. Und ich glaube ein Mädchen zu kennen, welches Deinem Wesen vollkommen entspräche."

Ueber den Maler war eine tiefe Rührung gekommen. Frau Leonore saß mit feuchten Augen, und Schwertschlag bewunderte des Vaters leitenden Einfluß auf das Herz des Sohnes.

„Ueberlege, Raphael!" schloß Herr Max. „Prüfe genau und wähle klug. Dein Pathe rühmte Amanda von Hartung, — er hat nicht übertrieben. Das Fräulein dürfte für den Anspruchvollsten begehrenswerth sein."

Die väterlichen Worte machten bedeutenden Ein-

druck. Was der junge Mann sich selber nicht gestand, wurde plötzlich ausgesprochen als eine Möglichkeit, ja, als eine Erwartung. „Prüfe genau und wähle klug," — dieser Rath begleitete ihn bis zum Schlusse des Tages, Amanda's helles Bild schloß ihm die Augen und der Morgen fand Herrn Raphael auf dem Wege zur Villa. Vor ihm her flatterte eine sonnenhafte Gestalt aus dem Reiche der Ideale, ein entrolltes Banner tragend mit der Devise: „Prüfe!" Ein zweites Banner trug der Sonnenhafte zusammengerollt in der Linken, wahrscheinlich enthielt es die Devise: „Wähle!"

Da er zu ungewöhnlicher Stunde kam, so überraschte er das Fräulein über anstrengender Thätigkeit. Beim Durchschreiten eines Corridors vernahm er Amanda's Stimme und dazwischen geschäftiges Klappern. Prüfungseifrig kam er näher und stand vor der weit geöffneten Flügelthüre eines großen Zimmers, in dessen Mitte sie an einem langen Tische arbeitete. Sie hatte eine weiße Schürze mit einem Bruststück umgebunden, ihr Angesicht glühte, und ihre Hand führte kräftig das Bügeleisen über dieselben Kinderhemden, welche sie aus dem Linnenballen geschnitten. Sie zeigte viel Geschick und Fertigkeit, eine Folge bedeutender Uebung. Die Zofe ordnete

die Gebügelten in Stößen auf einem Seitentische und legte Ungebügeltes vor. Er blieb unbemerkt, beobachtete die flinke Büglerin, las in ihren Zügen den heiteren Lohn des Fleißes, fand aber den Umgang mit glühenden Eisen für eine Baronesse außerordentlich. Da blickte sie auf und gewahrte ihn. Er trat grüßend ein.

„Ich will nicht stören! Lassen Sie das Eisen nicht kalt werden. Sind der Herr Vater im Garten?"

„Im Bildersaale. Die Glashäuser werden abgewaschen," antwortete sie, die Hand am Griffe des Eisens.

Die Erscheinung hielt ihn fest.

„Ich habe eine Fertigkeit wahrgenommen, gnädiges Fräulein, die jede Büglerin von Beruf zieren würde."

Sie fühlte leisen Tadel in den Worten und lächelte.

„Nehmen Sie kein Aergerniß, Herr von Ehlingen! Gehen Sie nicht fort, ohne mir Gelegenheit gegeben zu haben, Ihnen meine anstößige Beschäftigung zu erklären."

„Jede Erklärung ist zwar überflüssig," sagte er; „denn Leinwandstücke sind bedeutende Mächte im Reiche fürsorgender Hausfrauen. Dennoch wird die verheißene Erklärung mich sehr freuen."

Er ging nach dem Bildersaale, wo er den Baron anordnend und wachsam bei Arbeitern traf. Unter die Glashäuschen der Decke waren hohe Doppelleitern gestellt. Gewaltige Schwämme und zarte Felle reinigten die Scheiben, und der Gemäldesammler grollte jedem Stäubchen, das von der Höhe niederschwebte, um die bemalte Leinwand zu besudeln. Deßhalb waren viele Gemälde mit Tüchern behängt und der Fußboden angefeuchtet worden, niederrieselnde Atome festzuhalten. Jetzt eilte er dem Eintretenden froh entgegen, ergriff warm dessen Rechte, und dann, nach geflügelten Worten herzlicher Begrüßung, leuchtete es in seinem Gesichte auf, wie ein Ereigniß.

„Kommen Sie, ich habe gestern etwas mitgebracht!“ sprach er, seinen Arm unter jenen des Künstlers schiebend. „Ein Meisterwerk, — eine Kostbarkeit! Doch, — ich sage nichts, — Sie sollen urtheilen.“

Dem Herrn wurde bange bei den Worten, aus Furcht, des Sammlers Urtheil nicht bestätigen zu können. Sie waren in das Cabinet getreten, wo Raphael bei alten Meistern einen würdigen Schüler der modernen Zeit fand.

„Ein Overbeck!“ rief er überrascht, in den Anblick der Schöpfung sich versenkend.

Der Baron stand erregt bei Seite, des Urtheiles harrend und bestrebt, die empfangenen Eindrücke im Angesichte des Künstlers zu lesen.

„Tiefes Studium, — herrliche Composition, — großartig in der Auffassung,“ und jeder Spruch legte um Hartungs Haupt einen leuchtenden Kranz. „Da ist keine kindische Effekthascherei, kein geistloses modernes Kunststück, kein gaumenkitzelnder Reiz zum Dessert. Hier ist, neben meisterhafter malerischer Fertigkeit und feiner Zeichnung, einheitliches Zusammenwirken zur schönsten Harmonie, und eine so reine christlich erhebende Stimmung, daß der geistige Gewinn für jeden Beschauer gesichert ist. Ja, — das ist Kunst! Hängen Sie dieses Bild unter die Materialisten, und es wird dort glänzen, wie ein flammendes Vernichtungsurtheil, gesprochen über rohe Stoffbildungen.“ Des Künstlers Augen begannen zu blitzen. „Vor diesem Werke tritt recht schlagend die Entwürdigung der Kunst durch die Pinsel materialistischer Färber hervor. Mir zerreißt es die Seele, die Malerei dienstbar zu sehen den niedrigsten Gelüsten, alles sittlichen Ernstes, aller Hoheit und Grazie beraubt, — ausgestellt am Pranger nackter Fleischesformen, das deutsche Gemüth vergiftend durch ekle Gemeinheiten. Diesen elenden Kerlen fehlt der Geist, darum vergöttern sie

das Fleisch, und Manche scheinen nur leben zu können vom Leichengeruch moralischer Fäulniß. Pfui, — das ist jammervolle Entartung, das ist frevelhafte Schändung der künstlerischen Priesterwürde!"

Hartung sah befangen in die zürnende Majestät des Künstlers, der nur allmälig Ruhe und Fassung wieder gewann. Er weilte geraume Zeit vor Overbecks Bild, dessen erhabener Geist versöhnend wirkte, und trug endlich eine feierliche Stimmung nach Amanda's Gemächern.

Sie empfing ihn heiter, fast muthwillig, reizende Lichter im Angesichte und strahlenden Glanz in den Augen. Herr Raphael nahm sich zusammen, die nothwendige Kälte und strenge Neutralität des unparteiischen „Prüfens" zu bewahren.

„Gestern flogen Sie davon, ohne mir Zeit zu lassen, meinen Schattenzeichnungen über Göthe einiges Licht beizufügen, — und heute bin ich Ihnen gar zum Aergernisse geworden."

„Ich habe mich allerdings am Bügeleisen gestoßen," sagte er aufrichtig. „Sie könnten aber leicht beweisen, gnädiges Fräulein, daß mein Aergerniß ein pharisäisches gewesen, weil es der ungesund empfindlichen Meinung unserer Zeit entsprang, deren rücksichtsvoller Geist in zarten Frauenhänden höchstens noch

Stick- und Stricknadeln duldet. In der großen Zeit unserer Geschichte, im Mittelalter, dem vielverläumdeten, spannen Fürstinen ihre Hemden, nähten dieselben eigenhändig zusammen und bügelten ohne Zweifel. Und wer weiß, vielleicht sind alle Fäden jenes dicken Linnenballens, aus dem Sie Hemden fertigten, durch Ihrer Hände Fleiß entstanden."

Sie erröthete und ließ die indirekte Anfrage unbeantwortet.

„Ich habe noch andere Gründe zu meiner Rechtfertigung," versetzte sie; „nämlich jenes wohlthuende Behagen, der süße Lohn der Thätigkeit, und vor Allem die Pflicht zur Arbeit. Alles arbeitet ja auf Erden, — was kriecht und krabbelt, was fliegt und wandelt, Alles unterhält eine fortgesetzte Thätigkeit. Arbeit ist die Bestimmung eines jeden Geschöpfes, und eine so strenge Weisung Gottes, daß Speise nur den Arbeitsamen dienen soll. „„Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen,"" — lehrt St. Paulus."

Der Gedanke erschien ihm nicht ganz fehlerfrei.

„In diesem Falle müßten Tausende verhungern, und gerade Jene, die sich an feinen Schüsseln sättigen," warf er ein. „Warum sollten auch grundreiche Leute arbeiten? Und Was sollten sie arbeiten? Vermag es ja kaum die glänzendste Verschwendung,

das tägliche Einkommen unter die Massen zu streuen. Den Capitalisten ersetzen Vergnügen, Reisen, theure Partien und kostbare Belustigungen die Arbeit, — oder vielmehr: die genannten Dinge bilden ihre Arbeit, und zwar eine anstrengende, ermüdende, aufreibende Arbeit. Betrachten Sie nur jene unthätigen Arbeiter, wie abgespannt und verstimmt sie aussehen! Ein rußiger Schlossergeselle oder Holzhacker sind an solider Stimmung Könige, im Vergleiche zur Mißlaune der Arbeiter im Vergnügen. Und was St. Paulus betrifft, — nun, er würde mit seinem Spruche heute nur Heiterkeit erregen."

Sie blickte ihn forschend an, wie die Rede gemeint sei. Er saß unbefangen und ernst.

„Sie scherzen wohl, Herr von Chlingen!"

„Nicht doch, gnädiges Fräulein! Voller Ernst."

Ihr helles Antlitz verschwand; denn sie merkte die List des Prüfenden nicht.

„Für den Reichen ist Arbeit nur scheinbar überflüssig," entgegnete sie. „Ist jedes Geschöpf zur Thätigkeit berufen, dann ist es vorzugsweise der Mensch. Ein Rad in der Maschine, das nicht mitwirkt zur Bewegung des Ganzen, ist hindernd und nutzlos. Menschen ohne Thätigkeit verfehlen den Zweck ihres Daseins, sie haben kein Recht, zu existiren."

„Dies wäre ja eine Bestätigung des Calculs Jener, welche die Güter aus todter Hand fordern, den Klöstern das Recht der Existenz absprechen," entgegnete er. „Freilich, die Klöster des Mittelalters sind Pflanzstätten der Civilisation gewesen. Sie lehrten die Halbwilden Handwerke, sie schufen aus Urwäldern fruchttragende Saatfelder, sie bändigten wilde Ströme, sie bauten Brücken und gründeten Städte, sie lehrten Unwissende und schliffen die Rohheit heidnischer Barbaren in menschliche Formen. Alle diese herrlichen Zwecke der Klöster sind heute gegenstandslos. Der Fortschritt der Bildung hat Alles übernommen. Männerklöster, der Wissenschaft oder Seelsorge dienstbar, und Frauenklöster, mit denen erziehende Institute verbunden sind, mögen die berechtigte Existenz immerhin nachweisen. Aber was soll es mit Klöstern, deren Mönche und Nonnen lediglich der Betrachtung leben? Welchen Nutzen bringen sie der Menschheit?"

„Einen Nutzen von höchster Bedeutung," anwortete überzeugungsvoll der Zögling englischer Fräulein. „Und Ihnen soll ich das beweisen, — Ihnen? — Hochverehrter Herr, welchen Nutzen bringt die Malerei der Menschheit? Wäre es nicht besser, Sie legten Pinsel und Palette bei Seite, Sie hörten auf, die

Bilder Ihres Geistes in Farben zur Anschauung zu bringen, und gingen dafür hinter Pflug und Egge, um Hafer zu säen? Oder Sie säßen in irgend einem Bureau und schrieben Soll und Haben? Oder Sie schnitten aus Leder Schuhe? Oder Sie wirkten als frische Kraft in irgend einer Fabrik? Wäre dann Ihre Thätigkeit den Menschen nicht nützlicher, als Bilder zu malen, die man nicht essen, nicht trinken, mit denen man sich nicht kleiden kann? Bedenken Sie doch, wenn alle Maler, alle Dichter, alle Künstler gewonnen würden für das Handwerk, oder für den Pflug, oder für die Maschine, wie viele Kräfte würden gesammelt für das Gedeihen des materiellen Fortkommens! Man könnte ja ohne Künste recht gut leben, wie thatsächlich unsere Vorfahren ohne Künste kräftig gelebt haben in Germaniens Urwäldern, und wie alle Barbaren sich ganz wohl befinden ohne Künste. Demzufolge behaupte ich: Alle Künste sind unnütz; denn sie rauben viele Kräfte dem Handwerk, dem Ackerbau, der Maschine. Die Künste sind ohne materiellen Gewinn für die Menschheit, — also nieder mit den Künsten!"

Er fand sie unbeschreiblich schön. Sie stritt in einer so glänzenden Rüstung reiner Begeisterung für die höchsten Güter des Geistes, daß ihm der Glanz die Augen blendete.

„Zugestanden, mein Fräulein! Das geistige Fortkommen der Menschheit bedarf der Pflege durch Wissenschaft und Kunst, wenn sie nicht in Barbarei zurückfallen soll. Aber ich bitte, wie können Ordensleute für die Welt ein geistiger Gewinn sein, die sich absperren von der Welt?"

„Ein eminenter Gewinn durch das leuchtende Beispiel ihrer Entsagung und ihres Opferlebens," antwortete sie. „Gerade unsere verirrte Zeit, deren Gott die goldene Materie ist, bedarf solcher Beispiele zur Läuterung und Belehrung. Ich könnte eine ganze Reihe von Prinzen und Prinzessinen, von Grafen und Gräfinen, von Millionären und Hochgestellten nennen, welche Alles verließen, freiwillig arm wurden und in Klöster gingen. Halten Sie diese Predigten der That für gewinnlos? Oder gibt es eine ergreifendere Mahnung zur Barmherzigkeit, als eine Prinzessin am Krankenlager des Armen, dienend im Kleide der Armuth? Gibt es eine niederschmetternde Verurtheilung des Glaubens an den Götzen des Goldes und der Ehrsucht, als einen Prinzen, freiwillig herabgestiegen zur Selbstverläugnung des Ordensmannes? Unbestreitbar ist der Segen klösterlicher Weltverachtung auf Tausende empfänglicher Geister. Das Klosterleben mit seinen strengen Gelübden ist

jenes heilige Feuer, das vom Himmel stammt, das leuchtet in der materialistischen Finsterniß, und das viele Herzen erwärmt, die erstarren wollen in der Kälte moderner Gesinnung. Und glauben Sie, die Gebete reiner Seelen seien unnütz für die Menschheit? Glauben Sie, die Entsagungen und siegreichen Kämpfe gegen das Niedere in der Menschennatur seien keine Sühne vor dem Gerechten für den Abfall Vieler, und kein Segen für Jene, welche draußen in der Welt sind? Mithin haben Klöster volle Berechtigung zur Existenz; denn sie dienen dem Höchsten und pflegen das Göttliche."

„Sie sprechen so warm, so überzeugend, daß man versucht wird, Mönch zu werden. Ich bekenne mich überwunden und danke für die Belehrung. Aber die strenge Ansicht, von der Arbeitspflicht aller Menschen ohne Ausnahme, muß ich bestreiten. Mir ist unverständlich, was und warum der Reiche arbeiten sollte. Sein Arbeiten wäre ja eine Beeinträchtigung der arbeitenden Klasse."

„Dies war ein Streich nach dem Bügeleisen," rief sie heiter. „Das Fräulein von Hartung beeinträchtigt irgend eine arme Büglerin, weil das Fräulein die Hemden selber gebügelt hat. Oder nicht?"

„Es ist wirklich so," sprach ernst der Prüfende.

Sie saß einen Augenblick unentschlossen.

„Muß ich mich vertheidigen?"

„Wenn Ihnen gelegen ist an der Belehrung des Unwissenden," antwortete er.

„Der Büglerin Amanda," sagte sie erröthend und mit Ueberwindung, „habe ich für jedes gebügelte Hemdchen einen Gulden Lohn angesetzt, — macht vierundzwanzig Gulden, für Arme und Kranke unseres Vereines."

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, das dünkt mir wunderlich! Sie hätten eine Büglerin nehmen, dieselbe bezahlen können, ohne Beschränkung Ihrer Barmherzigkeit."

„Dann hätte ich aber die Hemden nicht gebügelt, und dies gerade ist mein Hauptverdienst, sie gebügelt zu haben."

„Dürfte ich um nähere Erklärung dieses Verdienstes bitten?"

„Sie haben gesagt, es sei Ihnen unbegreiflich, was und warum die Reichen arbeiten sollten. Ich meine, die Reichen sollten deßhalb arbeiten, weil nach dem ausgesprochenen Willen Gottes kein Geschöpf ohne Wirkungskreis und Thätigkeit sein soll. Mein Wirkungskreis ist der Elisabethenverein. Dort strebe ich, meinem Nächsten nützlich und hilfreich zu sein, ohne bedeutende Bemühungen und harte Arbeit. Ich

glaube, dieser leicht zugängliche Wirkungskreis stünde allenthalben, wo es Arme gibt, den Reichen offen, und würden alle Reichen in diesen Kreis thätig eintreten, die schwierigste Arbeit der Gegenwart fände ihre Lösung, — nämlich die sociale Frage. Vielleicht wäre auch das Bewußtsein einer solchen Thätigkeit der höchste Genuß, den sich der Reiche verschaffen könnte. Mir wenigstens bringt die Anwendung meines geringen Vermögens in genannter Weise viel Ruhe, Frieden und inneres Wohlbehagen. Ohne diese Thätigkeit wäre ich ein unnützer Brodesser, ein eitles Geschöpf, das nur ißt und trinkt und sich kleidet, aber ohne höheren Zweck lebt. Mein Dasein wäre ohne Segen und mein Gemüth ohne Ruhe. Ich empfing nur ein Talent, aber dieses einzige soll im Schweißtuche nicht begraben werden. Ihnen, Herr Künstler, wurden fünf Talente, und dennoch müßten die herrlichen Gaben nutzlos bleiben, würden sie nicht in einem höheren Sinne verwendet."

Sie hielt inne und schwieg bescheiden.

„In einem höheren Sinne, mein Fräulein?"

„Zur Ehre und Verherrlichung des Gebers und der Wahrheit," antwortete sie zögernd. „Würden Sie nur malen aus innerem Drang, welchen Gewinn könnte die Kunst Ihrer Seele bringen? Vielleicht

ließe Sie das Schaffen, nach Abrechnung des künstlerischen Genusses, dennoch innerlich leer, und Ihr Leben bliebe ohne ewigen Inhalt. Zürnen Sie meiner Aufrichtigkeit nicht, wenn ich die Vermuthung ausspreche, die oft anfliegende Traurigkeit Ihres Gemüthes dürfte gerade darin gründen, daß Sie die malerische Thätigkeit nicht betrachten als Anwendung des Talentes nach dem Willen des allerhöchsten Spenders. Das Bewußtsein, zu dichten und zu gestalten im Dienste des Herrn, muß auf jeden Künstler beruhigend, erhebend und beglückend wirken. Dagegen müßte künstlerische Thätigkeit ohne sittliche Zwecke zur nichtigen Spielerei herabsinken, sie wäre eine leere Schaale natürlichen Dranges ohne inneren süßen Kern der unsterblichen Absicht."

„Das ist sehr wahr!" sagte er überrascht, und aus dem Prüfenden wurde ein Lernender.

„Die Kunst ist nicht sich selbst Zweck, wie eine gedankenlose Formel berichtet, weil Nichts sich selbst Zweck sein kann, als das Unendliche und das Höchste, — Gott," fuhr sie ermuthigt fort. „Mir liegt der Gedanke festgewurzelt in der Seele: Alles Geschaffene müsse in der Verherrlichung seines Schöpfers Ursache und Bestimmung seines Daseins finden. Weil aber alles Sichtbare durch Abfall seines Hauptes vom

Herrn verunstaltet worden, ursprüngliche Schönheit und reizende Harmonie verloren, darum senkte in Gnaden der Herr jenes geheimnißvolle Feingefühl und jene schaffende Kraft in bevorzugte Menschenseelen, das wir Kunsttalent nennen, damit es den Naturruinen wenigstens die Erinnerung an untergegangene Herrlichkeiten bewahre. So wurde gleichsam den Künsten die erhabene Sendung, den Fluch göttlicher Gerechtigkeit zu mildern, und die Geister zu hüten vor tiefem Fall in den Abgrund der Stoffe. Und weil die Kunst ein erhabener Prediger sein soll im Prachtgewande des Schönen, schöpfend die Wahrheit und den Adel des Guten aus dem Schatze der göttlichen Offenbarung, darum können auch die Künste nur Sendboten Gottes an die Menschen sein zu deren Veredlung und Gesittung, — aber nicht sich selbst Zweck. Ich wüßte noch einen anderen Grund für den Künstler, im Dienste des Höchsten zu arbeiten," schloß sie mit holdem Lächeln, — „aber ich ermüde."

„Nein, — nein, Sie ermüden nicht!" widersprach er kräftig. „Ihre Worte sind mir so neu und ungewöhnlich, so tief gedacht und anregend, daß ich dringend bitten möchte, sich weiter auszusprechen."

„Nicht meine Gedanken, Herr von Ehlingen!" entgegnete sie, die Ablehnung des Lobes mit einer sanften

Hand- und Armbewegung begleitend, welche der Künstler als eine gar schöne sichtbar gewordene Linie ihrer Seele betrachtete. „Es sind werthvolle Dinge, die ich aus Büchern gesammelt habe. Sehr einfach und allgemein bekannt ist der letzte Grund zur Stütze des behaupteten Zweckes der Künste. Ich meine jene ganz anspruchslos scheinende Lehre unseres heiligen Glaubens: „Unterlasse an keinem Tage die gute Meinung, Alles zur Ehre Gottes zu thun." Und doch ist diese einfach scheinende Lehre die Axe, um die sich das Weltall dreht. Alles Thun und Streben des Einzelnen, wie ganzer Nationen ist vergeblich, verfehlt und eitel, ohne Befolgung jener Lehre. Was aber ein Mensch vollbringt in Lebensgemeinschaft mit Gott und in der Absicht, dem Herrn zu dienen, das erhält ewigen, unvergänglichen Werth; denn es sind frei thätige Kräfte und Absichten, welche der Mensch verbindet mit göttlichem Walten, und was in Gott ist, in Gottes Schoos niedergelegt wird, das verwelkt und vergeht nicht, es ist ewig. Jedes menschliche Thun und Streben aber, feindselig dem göttlichen Wesen, abgerissen von den Planen des Herrn, trägt in sich den Todeskeim der Nichtigkeit. Blicken Sie in die Geschichte alter Völker. Unsere Zeit pocht auf Erfindungen und großartige Unternehmungen,

— ich will dem Pochen seine Geltung nicht bestreiten, will nicht mäkeln an den Verdiensten der Gegenwart. Aber unbedeutend und zwerghaft ist unsere Zeit gegen das Gigantische des Alterthums. Reisende im Dienste der Wissenschaft haben vor einiger Zeit in einer Wüste Asiens Hügel gefunden, die in Ketten und losgelöst durch das Sandmeer laufen. Nachgrabungen förderten zu Tage, daß jene vermeinten Sandhügel nichts anderes seien, als verwehte Paläste des alten Ninive, dessen Straßen der bekannte Bußprediger Jonas durchwandelte. Ungeheuerlich und riesenhaft sind Ninive's Paläste in ihren Theilen und im Ganzen. Figuren aus Erz und Stein von Thurmes Höhe bewachen die Eingänge der Paläste. Unsere neue Zeit besitzt keinen Bau, dessen Umfang und Wuchtigkeit nur entfernt einen Vergleich aushält mit der titanenhaften Großartigkeit jener Paläste von Ninive. Die Stadt selbst ist von solcher Ausdehnung, daß neben Ninive London und Paris zu bescheidenen Dörfern herabsinken. Und wie Bauten und Städte, so mag das ganze Volksleben der Niniviten ungeheuerlich und colossal gewesen sein; denn die Bauten sind ja Ausdruck des Volksgeistes. Wo sind nun jene Völker und ihre Werke? Der Flugsand der Wüste hat Alles begraben, nur spärliche

Nachrichten über jene Völker sind auf uns gekommen. Der Hauch Seines zürnenden Mundes hat die Entarteten verweht! Das Leben jener Völker wurde ausgelöscht, weil es sich entzogen hatte den Absichten und dem Willen Gottes. Man kann behaupten, jene Nationen haben umsonst gelebt, und keinen Splitter ihres zertrümmerten Culturlebens trugen die Jahrtausende in unsere Zeit. Und was hätten jene Gigantischen mit ihren Riesenkräften leisten können, wären sie gehorsam fortgewandelt auf vorgezeichneten Wegen des göttlichen Weltplanes? Aber jener christliche Taglöhner, der jeden Morgen die neue Last übernimmt in der Meinung, seinem Berufe zu leben im Dienste des Herrn, er wirkt Größeres als die Pharaonen von Ninive, — sein geringes Thun ist glänzend und ewig, weil es gut ist. Wenn ich selber in genannter Taglöhnersmeinung Strümpfe stricke, Hemdchen zusammennähe, oder Garn spinne für die Armen, so hat mein kleines Thun höheren Werth, als die gottlose Thorheit der Thurmbauer von Babylon. Deßhalb, Herr Maler," schloß sie mit der ganzen Macht ihres engelgleichen Liebreizes, „schreiben Sie auf jeden Pinsel: „Zur Ehre Gottes!" — und Sie malen für die Ewigkeit."

Er hatte ihrer Rede mit wachsendem Interesse

gelauscht, und jetzt nickte er beifällig mit dem Haupte.

„Mein Fräulein, Sie ahnen gar nicht, wie sehr ich zum Danke Ihnen verpflichtet bin! Manches Wort ist wie ein Lichtlein in der dämmernden Unklarheit meines schwebenden Standpunktes. Sie haben recht: Alles ist eitle Spielerei, nichtiger Tand, was losgelöst ist von dem Unvergänglichen, von dem ewig Seienden, — und der Tand gewährt dem Herzen keine dauernde Befriedigung. Ich stehe überzeugt vor diesen einfachen Wahrheiten und verwundere mich, daß ich unzählige Male blind vorübergegangen bin. Jene drei Worte: „Zur Ehre Gottes," — will ich auf meine Pinsel schreiben, ich will sie in meine Farben mischen, leitend in mein Streben und leitend für jeden Schritt meines Daseins. Und was Sie über Kunst sagten, hat meine volle Zustimmung. Nun begreife ich den edlen Zorn über Göthe's Werther; denn er trifft das arg mißbrauchte Talent. Göthe ist dem religiösen Glauben ferne gestanden, aber diesen Standpunkt entschuldigt kaum die sentimentale, blasirte Luft, in der Göthe athmete; denn er war ein denkender, hochbegabter Mensch, den die geistigen Seifenblasen seiner Zeit ebenso wenig bestimmen durften, wie jeden Denkenden der Gegenwart das bunte

Durcheinander materialistischer Thorheiten. Ich würde sogar Ihrer Behauptung nicht widersprechen, Göthe's dichterische Werke seien streng genommen ohne Kunstwerth, weil eben die schöne Form allein nicht Kunst sein kann, ohne den Inhalt des Guten und des Wahren."

„Sie haben in der That die Gründe meiner Entrüstung über Werther berührt," gestand sie lächelnd. „Muß ich zu meiner Entschuldigung noch Weiteres anfügen?"

„Nein, gnädiges Fräulein! Aber dem Erregten von gestern und dem taktlos Fortstürmenden mögen Sie gütigst verzeihen."

Der Prüfende kehrte mit ungeahnten Ergebnissen zurück nach der Stadt. Er schritt schwer tragend dahin, wie ein Schüler, der, mit reichen Kenntnissen und Lehren für das Leben belastet, den Hörsaal des Meisters verläßt. Und als er zur Stelle kam, wo er gestern im Argwohn über sie gestanden, fast geneigt, ihr das hoffärtige Gewand des Diogenes umzuhängen, da sühnte er durch aufrichtige Bewunderung ihres glänzenden Wesens den groben Fehler von gestern.

---

## Im Teich.

Der Baron hatte vor Jahren einige Tagwerke Land gekauft, das sich in der Tiefe dahinzog, unfruchtbar wegen seines Kiesbodens. Aber das gekaufte Land grenzte an das Gut, es enthielt einen runden, tiefen Teich, und war von hohen Tannen und anderen Bäumen bestanden. Der Baron hat den neuen Erwerb durch starke Planken an das Ganze schließen, weitere Bäume und Sträucher setzen, Rasenplätze und Pfade anlegen lassen, so daß ein schöner Park entstanden war. Um den Teich zog ein Gürtel hohen Schilfes, und gegen die Mitte des kleinen Sees lagen die breiten Blätter der leuchtenden Wasserrose auf der dunklen, glatten Fläche. Im Dickicht des Schilfes lebten und nisteten schwarze Wasserhühner, mit gelben Flecken auf dem Vorderkopfe, mit gelben Schnäbeln und gelben Füßen. Im Spätherbst zogen sie fort in ferne Länder, und kamen im Frühjahr wie-

der. Hartung wachte strenge über sie. Er hatte den Arbeitern befohlen, sie weder durch Schreien, noch durch Steinwürfe zu beunruhigen, und den Vögeln schien der gutsherrliche Schutz nicht unbekannt; denn sie ruderten ohne Scheu aus dem Schilf, und schwammen tauchend und suchend auf der freien Fläche herum. In besonderen Verhältnissen standen sie zu Amanda, deren Lockruf sie folgten, das hingestreute Futter zu erfassen. Auch Rohrpfeifer lebten in dem Schilf und einige Frösche, die jedoch nicht zahlreich werden konnten, weil sie von gefräßigen Hechten verschlungen wurden. Der Teich stand durch unterirdische Canäle in Verbindung mit dem nahen Rhein, dessen grünes Wasser er jedoch nicht enthielt. Seine kühle Fluth war dunkel, und von der Höhe betrachtet, sah er wie ein schwarzes Auge zwischen den Tannen hervor. Der Baron hatte einen leichten Kahn bauen lassen, um auf dem See herumfahren zu können, was Amanda früher häufig gethan, selten jedoch seit der unglücklichen Kahnfahrt auf dem Rhein.

Ein Lieblingsplätzchen blieb die stille Bank unter den schweigsamen Tannen, deren riesige Schatten über den Teich hinfielen, um dessen Wasser noch dunkler zu färben. Dort schwieg jeder Lärm des geschäftigen Tages. Aus der Ferne knallten zuweilen

Peitschen über die Felder, und selten trug der Wind die dumpfen Schläge stampfender Dampfboote herüber. Aber ein Stückchen Wald lebte dort und ein Stückchen See, deren stiller Frieden das sinnige Fräulein angenehm unterhielt, und deren heimliches Treiben sie klug verstand. Sie kannte alle Blumen, die vielartig und buntfarbig ohne Pflege emporwuchsen aus dem Rasen und zwischen Baumstämmen. Mit Hilfe der Naturgeschichte hatte sie alle Vögel kennen gelernt, welche dort sangen, und sie liebte Alle, mit Ausnahme der diebischen Elster, die hoch in Tannenkronen ihr dorniges Nest baute. Auch was kroch zwischen Gräsern und Hölzern, was summte im Schatten der Blätter, war ihr vertraut und sprach zu ihr in reinen Naturlauten. An manchen stillen Abenden klang es durch die Tannen, wie Aeolsharfen, und ihre zart besaitete Seele klang harmonisch zusammen mit dem Rauschen durch Schilf und Bäume.

Seit der Rückkehr des Grafen Dieberg, glaubte Raphael eine eigenthümliche Veränderung im Wesen Amanda's zu bemerken. Sie erschien nachdenkend, duldend, und wie ergeben in schweres Leiden. In den letzten Tagen hatte sich diese Erscheinung bedeutend verstärkt. Der Künstler wurde unruhig, und ihre stets bereitwillige Güte beredete ihn, nach

dem Grunde des offenbaren geistigen Druckes theilnehmend zu forschen. Diebergs und Hartungs stete Gegenwart verhinderte bisher die Ausführung seiner wohlwollenden Absicht. Heute war der Baron mit dem Grafen ausgefahren, und Raphael erfuhr durch die Zofe, das Fräulein sitze unter den Tannen am See. Rasch entschlossen, diese Gelegenheit zu benützen, stieg er die Anhöhe nieder nach dem Park. Bald wurde ihre Gestalt sichtbar, die hell sich abhob von dem dunklen Hintergrunde der Bäume. Sie hatte das Haupt gesenkt, die Hände lagen gefaltet im Schooße. Das Schilf rauschte leise, durch die Nadelbäume flüsterte es wie Klagetöne. Sie bemerkte den Herankommenden nicht, der jetzt grüßend vor sie trat, und sehr betroffen stand, beim Anblicke ihrer Thränen, die reichlich über die feinen Wangen herabflossen. Sie gewahrte seine heftige Bestürzung und versuchte, zu lächeln.

„Mein Fräulein, Sie weinen? — Was ist geschehen?“

Sie neigte das Haupt, neuerdings stürzten ihre Thränen mit solcher Gewalt hervor, daß die Heftigkeit des Schmerzes ihren Körper erschütterte. Herr Raphael stand mit verschlungenen Händen vor ihr, und harrte rathlos der Rückkehr ihrer Fassung. Ein

Frauenbrevier lag geöffnet auf der Bank. Er las die Ueberschrift des Kapitels: „Trost in schwerem Leiden," — und seine Bestürzung wuchs. Endlich hob sie das Haupt nach ihm und bat, niederzusitzen. Er zog einen Stuhl heran und wiederholte seine Frage.

„Außerordentliches muß geschehen sein, gnädiges Fräulein! Bedürfen Sie meines Rathes, meiner Stütze, meines ganzen Vermögens, es wird mir unaussprechliche Freude erwecken, Ihnen dienen zu dürfen."

„Sie sind gütig, — Dank! Indessen entspringt meine Schwäche keiner so ungewöhnlichen Ursache, als Sie wohl befürchten," erwiederte sie sanft. „Sehr häufig ist der Mangel an Selbstverläugnung der Grund unserer Leiden, — wenigstens gegenwärtig bei mir. Seien Sie beruhigt, Herr von Chlingen! Der Sturm ist vorbei; mit einiger Anstrengung wird dessen Wiederkehr verhütet."

„Mir bietet das keine Beruhigung," sagte erregt der Künstler. „Sie würdigen mich also nicht Ihres Vertrauens, gnädiges Fräulein?"

„Doch, — doch, Sie haben mein ganzes Vertrauen," antwortete sie bestimmt. „Warum aber Sie belästigen mit meinen persönlichen Kleinlichkeiten?"

„Sie täuschen mich nicht, Fräulein Amanda!" versetzte ernst der Maler. „Nichts Kleines konnte dermaßen eine Seele erschüttern, die stark ist in der Selbstüberwindung. Ich wiederhole meine Bitte: vertrauen Sie mir! Große Beruhigung schöpfte ich aus meinem Vertrauen zu Ihnen. Der Blick, den ich Sie thun ließ in mein Seelenleben, wirkte erleuchtend und heilend. Sollte ich Ihnen denn gar nicht helfen, — Ihnen gar nichts sein können?"

Sie fühlte den berechtigten Tadel und saß schwankend.

„Es war nicht Mangel an Vertrauen, — die Unheilbarkeit meiner traurigen Lage verschloß mir den Mund," sagte sie. „Ich spreche vertrauensvoll zu Ihnen, urtheilen Sie selbst. — Mein Vater schätzt den Grafen Dieberg ungemein," fuhr sie nach einer Pause der Sammlung fort, ohne den Hochgespannten anzusehen, „und der Graf ist sehr beflissen, jene Hochschätzung zu erhalten, wo möglich noch zu steigern. Mein Vater hat die Meinung, Dieberg sei ein edler, ein strebsamer und überaus kunstverständiger Herr. Diese Meinung gründet vorzüglich auf des Grafen Gewandtheit und feinem Takt, in allen Stücken zu gefallen, und die Gemäldesammlung meines Vaters im Ganzen, wie im Einzelnen ausgezeichnet zu fin-

den. An meinem lieben Vater ist kein Fleckchen Arglist und Falsch, nach sich beurtheilt er den Grafen. Aber unedel ist es von dem Herrn, die unschuldige Schwäche eines Bilderfreundes so schlau auszubeuten. Der höchste irdische Wunsch meines guten Vaters wäre, den malenden Grafen für immer an sich zu fesseln, ihm ein Atelier an die Villa zu bauen. Dort könnte er die herrlichsten Gemälde entstehen, vielleicht gar einige Sääle der Villa mit Fresken durch Dieberg geschmückt sehen. Demnach wünscht mein Vater eine Vermählung zwischen dem Grafen und mir."

Amanda hatte immer klangloser gesprochen, jetzt schwieg sie vollständig, weil ihre Stimme versagte. Sie war sehr bleich geworden, preßte beide Hände vor das Antlitz, und Thränen flossen zwischen den Fingern hervor. Aber sie schluchzte nicht, und stöhnte nicht, sie litt lautlos unter der Wucht des verlangten Opfers, wie ein Lamm. Auch über dem Park lag tiefes Schweigen, nur das Schilf rauschte, es grollte in den Tannen, und mitten auf dem Teichspiegel ruhten einige Wasserhühner, welche nach der Weinenden herüberschauten und traurige Rufe ausstießen.

Als dem Fräulein bei den letzten Worten die Stimme versagte, da wollten Raphael die Sinne

vergehen. Er saß betäubt, starrte aus weit geöffneten Augen auf Amanda, und die Lebensfrische wich aus seinem Angesichte.

Sie hatte sich mittlerweile gefaßt und trocknete mit einem seidenen Tüchlein Augen und Wangen.

„Dies meines Vaters Wunsch, — ganz übereinstimmend mit jenem des Grafen. Vor einigen Tagen hat er förmlich um meine Hand geworben; der Vater hat das Werben lebhaft unterstützt.“

„Und Ihre Entscheidung, mein Fräulein?“ brachte er mühsam hervor.

„Ich forderte Bedenkzeit, — weil ich das Urtheil meines Vaters über den Grafen nicht theile. Die Ehe ist ein heiliger Bund, geschlossen für die Erde, noch mehr für den Himmel; denn gegenseitige Veredlung, treue Erfüllung schwerer Pflichten im Dienste Gottes, das ist der Zweck christlicher Ehen. Und ich kann jene Eigenschaften im Bewerber nicht entdecken, welche die Grundlage des Eheglückes bilden: — religiöser Glaube und reine Sitten.“

„Vergessen Sie die Seele des Ehebundes nicht, — die Liebe,“ versetzte tief ernst der Künstler.

„Mein Herz kennt diese Neigung zu dem Grafen nicht,“ entgegnete sie aufrichtig. „Allein dies bildete kein Hinderniß; denn an Stelle der natürlichen

Neigung müßte die Pflicht treten, meinen Gatten zu lieben, ihm jene Achtung, Treue und innige Theilnahme zu schenken, welche die Religion dem Weibe vorschreibt."

„Dann wäre ja Ihr Ehestand ein fortgesetztes Opferleben," wandte er ein.

„Es ist so! Das Menschenleben überhaupt erscheint als fortlaufende Kette von Täuschungen, von Entsagungen und Opfern. Ich erhebe keine Ansprüche auf besonderes irdisches Glück, weil doch Alles eitel hienieden. Des Menschen Leben ist ein Kriegsdienst, — hat Job gesagt. Alle Menschen dienen, müssen dienen, — entweder ihren Leidenschaften, oder Gott unter dessen frei gewähltem Joche seines Willens. In diesem Geiste betrachte ich mein Erdenwallen, als einen Kampf- und Ringplatz für das ewige Leben. Schenkt mir der Herr Tage des Glückes, ich nehme das Geschenk mit Dank an; — will er, daß ich den Leidenskelch trinke, ich widerstrebe nicht. Darum könnte ich, nach Ueberwindung meiner sinnlich ankämpfenden Natur, in den Ehestand treten mit dem Grafen. Ich würde ihm Achtung und Gattenliebe bewahren, ich würde älter und älter, zuletzt würde ich sterben, wie alle Menschen, und dann würde die göttliche Gerechtigkeit mein Leben wägen. Zu-

gleich würde meine Verbindung den Vater glücklich machen, und ich selbst wäre froh durch das Bewußtsein, die väterliche Freude durch einige Ueberwindung verdient zu haben. Allein mich schreckt der Gedanke, Graf Dieberg sei glaubenslos, ein Feind meiner Ueberzeugungen vom Höchsten, — und dies könnte verderblich werden."

Er sah in staunender Bewunderung auf das starke Fräulein, das so hohe Begriffe von der Lebensaufgabe hatte, und dessen Kindesliebe das härteste Opfer nicht scheute. Was sie bei jenen unvergeßlichen Stunden gesagt, über den Zweck des Lebens, über die Aufgabe des Menschen hienieden, waren keine bloßen Doctrinen gewesen, sondern Ueberzeugungen, nach denen sie handelte. Er schaute sie an, und fühlte sich klein vor ihrer Größe.

„Sie unternehmen eine That von solchem Heroismus, daß mich schaudert," sagte er. „Ich weiß, Sie hoffen Stärke von Oben, — ich wüßte auch nicht, wie Menschenkraft ein solches Opferleben bis an's Ende ohne höheren Beistand ertragen könnte. Und Sie haben dem Vater nichts gesagt von Ihrer Meinung über den Grafen?"

„Ich habe es ihm gesagt, und er schalt über das ungerechte Urtheil, gesprochen über einen edlen

Mann, der sein Leben eingesetzt für das Leben meines Vaters."

„Dieberg hat das Leben eingesetzt für Ihren Vater?" frug überrascht der jugendliche Freiherr.

„Ja, — er hat ihn aus dem Rhein gerettet," und sie erzählte den Vorgang, dessen Geheimhaltung durch Dieberg und dessen Entdeckung durch Strohmaier.

Er saß anfänglich starr und stumm. Dann wurde ihm die tückische Absicht des gräflichen Betruges klar, und jetzt fuhr er auf, seine Augen flammten, eine dunkle Gluth brannte in seinen Zügen, und sein Fuß stampfte den Boden. Sie blickte erschreckt auf den Umgewandelten, wie er wild hin und her fuhr auf dem Rasen, und wie seine ganze Haltung in empörten Wogen seiner Seele versank. Dann warf er sich auf den Stuhl, und jetzt zürnte sein Wesen in einer furchtbaren Ruhe.

„Verzeihen Sie meine Raserei, gnädiges Fräulein! Eine Art furor teutonicus, der mich jedesmal befällt, wenn mein Fuß zufällig irgend einen höllischen Plan berührt. Nun ist es vorüber, — bin wieder ganz Ruhe und Gelassenheit. — Gestatten Sie mir gütigst eine Frage. Hat Strohmaier fest

behauptet, den Grafen gesehen zu haben, wie er den Vater aus dem Rhein gerettet?“

„Ja, — und der Graf habe ihm verboten, seinen Namen zu nennen.“

„Dann hat der Graf Strohmaiers Bericht bestätigt?“

„Ja, — auf Befragen meines Vaters.“

„Ei, das ist herrlich, — das ist meisterhaft!“ rief er, und wieder fuhren die wilden Geister um sein Haupt. „Der edle Graf kann für so eine edle That schon die Tochter des Geretteten fordern.“

Sie betrachtete schüchtern sein Benehmen, das ihn fast unheimlich kleidete.

„Und Sie glauben an den edlen Retter, gnädiges Fräulein?“

„Nein, ich kann nicht an ihn glauben, — merkwürdigerweise nicht, obschon für meinen Unglauben alle Beweise fehlen.“

„Offen gestanden, Fräulein Amanda, auch ich glaube nicht an die edle That jenes Herrn. Das Zeugniß eines verkommenen Menschen, wie Strohmaier, ist ohne Gewicht. Solche Schurken lassen sich kaufen, und die Käufer von Schurken sind noch größere Schurken, weil sie Erfinder und Väter von Schurkenthaten sind. Und der Graf, — nun! Er wird der

vermeinte Retter so lange bleiben, bis sich der wirkliche Retter eingestellt, — und daß sich der wirkliche Retter einstellt, dafür lassen Sie mich sorgen."

„Haben Sie Anhaltspunkte, ihn zu finden?" frug sie.

„Gewiß, mein Fräulein, gewiß! Vorläufig strenges Stillschweigen. Schurken zu entlarven ist immer schwer; denn teuflische Verschmitztheit spinnt die Fäden ihrer höllischen Gewebe. Angenommen aber, Graf Dieberg würde als Schurke erkannt, glauben Sie, Ihr Vater könnte ihn dennoch schätzen? Ihn auch dann noch mit Ihnen verbinden wollen? Müßte er den Elenden nicht weit von sich weisen, — so weit als das Licht die Finsterniß von sich weist?"

„O gewiß, Herr von Ehlingen! Aber ich bitte, sprechen Sie deutlicher! Ist es möglich, meinem lieben Vater einen sicheren Einblick in das Wesen des Grafen zu verschaffen?"

„Es ist möglich! Im Vertrauen: — Ich kenne den Retter Ihres Vaters genau, und Dieberg ist es nicht. Darum hat es mir vorhin die Seele in Flammen gesetzt, als ich hörte, wie List und schändlicher Betrug ein fluchwürdiges Gewebe zusammengesponnen."

„Großer Gott, Sie kennen den hochherzigen Un-

bekannten, — und Dieberg wäre ein Betrüger?“ rief sie heftig erregt.

„Er ist es! Doch, wie gesagt, vorläufig stille und klug, mein Fräulein! Ich werde überlegen, wie der Schurkenhafte sicher und schlagend zu entlarven sei, — und dann sollen Sie den wirklichen Retter Ihres Vaters kennen lernen.“

## Strohmaiers Fortschritt.

Raphael mied acht Tage lang die Villa, vielleicht in der Absicht, jedes Begegnen mit dem gewissenlosen Betrüger so lange zu verhüten, bis er ihm in der nothwendigen Fassung gegenüber treten konnte. Amanda war mit dem Vater zum Besuche gekommen und hatte den Künstler ungewöhnlich ernst gefunden. Das Gespräch berührte eine schwarze That, welche eben die Gerichte beschäftigte.

„Zuweilen hält es unaussprechlich schwer, den Verbrecher zu überführen," sagte Raphael zu Amanda. „Bei Zeugenmangel gelingt es sogar schlauen Bösewichten, den Schein des rechtlichen Mannes zu bewahren in den Augen Jener, denen die betreffende Schurkennatur unbekannt ist."

Frau Leonore verwunderte sich über die Erregtheit, womit Raphael diese Worte gesprochen, und Amanda senkte traurig das Haupt.

Beim nächsten Zusammentreffen mit Dieberg lenkte Raphael das Gespräch auf den Rhein, der hoch angeschwollen seine blitzenden Gewässer dahinwälzte

„Vater Rhein," sagte er, „schüttelt zornig sein wellenflockiges Haupt, und zeigt Lust, die schnittreife Aernte zu verwüsten, — wahrscheinlich aus Grimm über empörende Zeitläufte. Auch hat er gestern zwei Jünglinge verschlungen, die sich allzu tief in die Strömung hinein gewagt. Ueberhaupt fordert er jedes Jahr einige Opfer."

„Zu denen auch ich beinahe gehörte," sagte Hartung. „Wäre Graf Dieberg kein so ausgezeichneter Schwimmer und edler, opferwilliger Freund," fügte er mit einem Blicke auf Amanda hinzu, „ich säße heute nicht hier in dieser Laube."

„Sie haben den Herrn Baron gerettet?" frug der Maler mit leuchtenden Augen, deren Feuer ebenso lebhaftes Erstaunen, wie flammende Entrüstung bedeuten konnte.

„Ja, mein Herr! Mir war das Glück beschieden, etwas wagen zu dürfen für den Vater des gnädigen Fräuleins," antwortete er süß lächelnd gegen Amanda gewendet.

„Ich habe damals den traurigen Fall in den Zeitungen gelesen, die Aufforderung des Herrn Ba-

rones an den unbekannten Retter, und auch etwas von einem Medaillon," fuhr Raphael fort. „Was hatte es eigentlich für eine Bewandtniß mit jenem Medaillon?"

„Hievon stand meines Wissens gar nichts in den Zeitungen," antwortete ausweichend der Graf.

„Dann hörte ich davon! Aber ich erinnere mich genau, daß ein Medaillon eine bedeutende Rolle spielte."

„Das Medaillon enthielt die Photographie meiner Tochter," erklärte Hartung. „Beim Ringen mit der Strömung hatte sich meine Uhrenkette mit jener des Grafen verwickelt und war gerissen. Die Taschenuhr schickte der Herr Graf zurück, die Photographie behielt er zum Andenken an die kühne That."

„Ich habe Fräulein Amanda hier niemals photographirt gesehen, — dürfte ich Sie bitten, Herr Graf, das Medaillon mich sehen zu lassen?"

„Thut mir leid, Ihnen nicht dienen zu können. Ich habe das Medaillon verloren."

„Verloren?" stieß der Freiherr heftig hervor. „Verloren?" wiederholte er betroffen. „Wie schade, — und wie gefährlich!"

„Gefährlich, Herr von Chlingen?" frug der Baron. „Deßhalb gefährlich, weil der Finder des Me-

daillons sich leicht für den Retter hätte ausgeben können."

„Nun, das wäre doch eine Verruchtheit, an die kein edeldenkender Mensch glauben soll," rief Dieberg.

„Ganz einverstanden, — es wäre eine Verruchtheit!" entgegnete scharf der Künstler. „Uebrigens müssen wir leider an bedeutende Verruchtheiten glauben, Thatsachen erzwingen diesen Glauben."

Der Graf leerte ein Glas Selterswasser mit Zucker. Amanda saß pochenden Herzens.

„Verloren, — und wo haben Sie das Medaillon verloren?" frug Raphael weiter. „Vielleicht wäre es zu finden."

„Schwerlich! Ich hatte es in allen Localblättern gegen ausgezeichnete Belohnung für den redlichen Finder ausgeschrieben, — umsonst. Wo es verloren ging, weiß ich nicht zu sagen."

„Außer dem Medaillon und der Uhr hatte sich vom Herrn Baron nichts angegliedert?" forschte Chlingen weiter.

„Sonst nichts!" antwortete Dieberg. „Was sollte sich sonst noch angegliedert haben?"

„Vielleicht ein Stück Uhrenkette," meinte der Forschende.

„Nein, nur das Medaillon und die Uhr," sagte bestimmt der Graf.

„Es fehlt wirklich ein Stück der Kette," sagte Hartung. „Die größere Hälfte hatte sich um die Knöpfe meines Rockes geschlungen."

„Sollte die andere Hälfte der Kette im Rhein liegen?" frug Raphael mit einem festen Blicke auf Dieberg.

„Natürlich, — wo sonst?" antwortete dieser etwas gereizt.

„Um Vergebung, — ich glaubte, das zweite Stück müsse mit der Taschenuhr verbunden geblieben sein."

Hartung stutzte und sah von dem Künstler nach dem stolz lächelnden Grafen hinüber. Es gab eine lange Pause.

„Sie waren bei der Wette mit Wank zugegen, Herr Graf," begann Hartung. „Ich verliere die Wette. Strohmaier sinkt immer tiefer. Er lebt mit einer frechen Person zusammen, weßhalb ihm der Elisabethenverein die stützende Hand entziehen mußte. Ich fürchte, mit dem Menschen nimmt es dennoch ein schlimmes Ende."

„Könnten wir nur die Kinder retten," sagte Amanda. „Unser Verein bot ihm an, die Kleinen

ohne jede Entschädigung in seine Anstalt aufzunehmen; Strohmaier widerstrebt."

„Worin besteht Ihre Wette mit Wank?" frug Ehlingen.

Hartung berichtete.

„Leider," schloß er betrübt, „wird hiedurch klar, daß verkommene Arbeiter eine materielle Verbesserung ihrer Lage nicht rettet."

„Sehr natürlich!" sagte Raphael. „Ausschweifung und Sittenlosigkeit werden durch Geldmittel nicht geheilt, eher wohl gefördert; — hierin stimme ich vollkommen mit dem Guanofabrikanten Wank überein. Mir ist gerade deßhalb unbegreiflich, wie derselbe Herr Wank den Fortschritt seiner Arbeiter in Unglauben und Religionsfeindlichkeit anstreben kann. Der hiesige Arbeiterfortbildungsverein ist eine Schule der Religionsverachtung und der gröbsten geistigen Verirrungen. Oeffentliche Vorträge und Bücher machen den Glauben an das Heiligste lächerlich, versteigen sich bis zur Läugnung eines persönlichen Gottes und der Unsterblichkeit der Seele. Sind einmal die dienenden Classen vergiftet durch solche infernale Lehren, was soll jenen Menschen Halt geben, die Lasten ihres Berufes geduldig zu ertragen? Was soll ihre Kräfte stählen, wüste Leidenschaften zu bewältigen? Ein

Mensch, der nicht mehr glaubt an sittliche Pflichten und an einen heiligen Gott, hat den Muth, ein Teufel zu sein."

„Sehr wahr!" sagte kopfnickend Herr von Hartung.

„Ich erlaube mir nicht, die Handlungsweisen Anderer ohne Umstände zu verdammen," versetzte klug der edle Graf. „Vielleicht ist Wank genöthigt, dem herrschenden Zeitgeiste ein Zugeständniß zu machen — gegen seine Ueberzeugung. Alles will ja heute fortschreiten, sogar die Arbeiter. Die strenge geregelten Grenzen der gesellschaftlichen Ordnung und die Mühen des täglichen Berufes werden schon dafür sorgen, daß die Fabrikarbeiter nicht übermüthig über die Schranken schnellen."

„Das ist arge Täuschung!" widersprach entschieden der Künstler. „Der Zwang materieller Gewalten erzeugt knirschende Unterwürfigkeit, aber keinen demüthigen Sinn; denn Demuth ist eine sittliche Macht. Und auch die Demuth haben die Arbeiter mit vielen anderen Tugenden des Christenthums vielfach verloren. Hoffart hat sie erfaßt und verwirrt alle gesunden Begriffe. Sie halten sich für den bedeutendsten Stand, für die weltbewegenden Kräfte, — sicher mit Recht, wenn der Materie die Unter-

jochung des Geistes gelingt. Wissenschaft und Kunst, meinen die Arbeiter, müßten sich beugen vor dem Andrange ihrer Massen, und bereits hat ihr Uebermuth unternommen, Alles und Alle beherrschen zu wollen.".

Der Baron dachte an die Scene mit Strohmaier im Hotel Kronprinz und nickte beifällig. Dieberg verließ mit einer geschickten Wendung das für ihn schlüpfrige Gebiet.

„Ist Ihnen viel gelegen, mein Fräulein, an der Aufnahme der Kinder Strohmaiers in das Rettungshaus Ihres menschenfreundlichen Vereines?" frug er zärtlich.

„Ja, mein Herr! Die Kleinen sind so lieb und gut. Mich quält der Gedanke, die Armen in einer sittlich vergifteten Atmosphäre zu wissen."

„Es macht mir Vergnügen," versicherte Dieberg, „durch Herrn Wank den Vater jener Kinder nach Ihrem fürsorgenden Wunsche bestimmen zu lassen, — das heißt, so viel ich das vermag."

Wirklich fuhr der Graf, von der Villa heimkehrend, vor das stattliche Haus des Fabrikbesitzers, den er im Comptoir fand. Die Thüre zum Vorzimmer, wo einige Schreiber saßen, sorgfältig schließend, setzte sich Wank dem Hochwürdigsten gegenüber.

„Die schwarzen Gewalten greifen um, sie gewinnen an Boden," begann finster der Hochwürdigste. „Strohmaier machte Gebrauch von moderner Befreiung aus herabwürdigenden Fesseln des Symbolzwanges, er nahm sich eine Frau ohne religiösen Hokuspokus. Dafür wollen die Kuttenschwestern seine Kinder unter die Zucht der Alleinseligmachenden bringen."

Wank fuhr empor, als hätte ihn der Hochwürdigste auf die Hühneraugen getreten.

„Das ist abgethan!" rief er. „Strohmaier hat strengste Weisung; er wird die pfäffischen Zumuthungen standhaft zurückweisen."

„Seien Sie dennoch auf der Hut," mahnte Dieberg. „Wiederholen Sie das Verbot; denn die Kuttenschwestern, zu denen auch meine künftige Frau gehört, haben den Raubzug auf die Kinder nicht aufgegeben."

„Seien Sie deßhalb ohne Sorgen, Herr Graf! Ha, — lächerlich, — Kinder meiner Arbeiter in religiöser Zucht der Barmherzigen, — wie albern! Ein Schandfleck für ewige Zeiten wäre das auf die Firma Wank."

„Selbstverständlich bleibt meine Person ohne nachtheilige Berührung mit dieser Geschichte," befahl der Hochwürdigste. „So lange die ultramontane Braut

nicht errungen, muß ich unter dem Zwange kluger Vorsicht handeln. Hartung gegenüber sind wir beide natürlich ganz einverstanden mit dem Ansinnen der Pfäffischen."

Der Guanofabrikant verbeugte sich gehorsamst.

In seiner Wohnung schrieb der Hochwürdigste einen geharnischten Leitartikel in ein vielgelesenes fortschrittliches Journal. Der ehrenwerthe Correspondent schrieb nicht mit kühler Tinte, sondern mit sittlicher Entrüstung über gefährdete Bildung und Bedrohung des Genius des Menschengeistes von Seite der schwarzen Zunft. Der flammende Leitartikel erregte Aufsehen, wurde gut bezahlt und von allen gesinnungstüchtigen Blättern nachgedruckt.

Dem Baron aber und dessen Tochter berichtete der edle Graf Dieberg, Wank sei in seine Forderung eingegangen. Auch Wank erkenne den Segen frommer Erziehung für Strohmaiers Kinder im Schwesternhause. Fraglich sei jedoch, ob der verkommene Mensch auf das wohlgemeinte Angebot eingehe.

Raphael hatte die Unwahrscheinlichkeit erwogen, durch das Medaillon den Betrüger entlarven zu können. Er suchte weitere Beweismittel und betrat Strohmaiers Stube. Er fand den Raum verändert durch die Gegenwart polirter Möbel, gepolsterter

Stühle und eines schreiend rothen Canapees. Der neue Standesherr hatte sich mit ebenbürtigem Prunk umgeben. Aber die blanke Reinlichkeit der Stube war fort mit der Thätigkeit des Elisabethenvereines. Staub und Schmutz lagen auf Boden und Möbeln. Die beiden Kinder erschienen sehr vernachläßigt, abgemagert und bleich. An der Wand hing ein neues Seidenkleid, daneben Crinolinenreife und ein Frauenbarett mit Federn. Die Eigenthümerin des Seidenkleides trat fragend dem Herrn entgegen. Der Künstler warf einen traurigen Blick auf die Ruine untergegangener Weiblichkeit. Das Weib hingegen betrachtete frech aus lüsternen Augen den schönen Jüngling.

„Ist Strohmaier zu Hause?"

„Nein! Wollen Sie etwas mit meinem Mann?"

„Ist Sie mit Strohmaier verheirathet?"

„Verheirathet gerad' nit, nämlich nach der alten Mode nit, — das Geld kann man sparen," antwortete sie grinsend. „Wir können auch ohne Hokuspokus der Pfaffen gerade so gut zusammen leben, — hat Herr Wank gesagt."

„Freilich, — wer auf Menschenwürde und Sittlichkeit Ansprüche nicht erhebt, der kann nach Art

und Gewohnheit der Thiere leben," sagte ruhig und scharf der Künstler.

Die Augen des Weibes funkelten.

„Ich wollte nicht beleidigen, sondern meine Ansicht aussprechen," begütigte er.

„Hm, — an Ihrer Ansicht liegt mir gar nix! Mir ist's ganz egal, was Sie denken," warf die Zügellose hochmüthig hin.

Evchen hatte den Wohlthäter erkannt, lächelte ihn an, faßte sein Gewand und begann zu plaudern.

„Gehst du weg, du frecher Balg!" schrie die Ergrimmte, schlug heftig auf das Kind und schleuderte es in eine Ecke.

„Das ist doch unmenschlich!" zürnte Raphael.

„Ich hab' meine Noth mit diesen lausigen Bälgern," schrie die Wüthende fort. „Wär't ihr alle beid' mir nur mal aus den Augen, — läg't ihr nur im Rhein! Bist du still, — willst du schweigen, verfluchtes Luder!"

Das mißhandelte Kind sah die feuerspeienden Augen, die geballten Fäuste, unterdrückte das Schluchzen und saß bebend vor Schrecken. Ehlingen beherrschte sich.

„Wenn die Kinder lästig fallen, warum vertraut Sie dieselben nicht den barmherzigen Schwestern?"

„Den barmherzigen Schwestern? Davon weiß ich nix.“

„Ich wollte gerade deßhalb mit Strohmaier sprechen.“

„So, — nun, das ist schön!“ rief die Person süßlich bitter. „Ich gebe die Schreihälſ' recht gern' den Schwestern, und noch tausend gute Worte dazu.“

„Wann könnte ich Strohmaier sprechen?“

„Heut' ist Sonntag, heut' arbeitet er, — aber morgen macht er Blauen. Kommen Sie gegen zehn Uhr, — oder doch nit viel später; denn um elf geht er schon in's Casino.“

Der Maler warf einen Blick innigsten Mitleids auf die bleichen Kinder und ging.

Meister Gotthold bearbeitete eben mit kräftigen Schlägen ein zähes Stück Leder. Plötzlich hielt er inne und lauschte. Aus der Stube Strohmaiers gellte ein herzzerreißendes Jammergeschrei. Der Schuster sprang vom Sitze und eilte hinüber. Bärbelchen lag blutend am Boden, Evchen krümmte sich unter den Streichen der Wüthenden.

„Was soll das heißen, Sie Lumpenmensch?“ rief der grimme Schuster. „Will Sie die Kinder um-

bringen, — Sie miserables Ding, — Sie stereotype Furie?"

„Was geht das Ihn an?" keifte das Weib entgegen. „Wir bezahlen unsern Zins für das elende Loch, und wenn ich die nichtsnutzigen Mölcher ziehe, so hat Er sein Maul nicht hinein zu legen."

„Ziehen, — ist das gezogen?" donnerte Gotthold. „Das arme Kind blutet aus Mund und Nase, — ist das Kinderzucht? Das ist Mißhandlung, und Mißhandlung ist bei Ihr stereotyp. Jeden Tag klopft Sie an den armen Würmern herum, die keine Mutter haben, — will Sie die Kleinen umbringen?"

„Das geht Ihn nichts an, was ich will. Pack' Er sich hinaus!"

„Oho, — ich mich packen aus meiner eigenen Stube? Ich mich packen vor so Einer, wie Sie? Das sag' ich Ihr, schreit's nochmals so entsetzlich, blutet's nochmals, dann geh' ich auf die Polizei. In meinem Hause sollen keine Kinder todtgeschlagen werden," — und hinaus schritt der entrüstete Mann.

„Geh' zum Teufel, verfluchter Pechfinger!" warf ihm die Dirne nach. „Her da, du Racker, daß ich dir das Blut abwisch'! Mußt du gleich bluten? Still, — oder!" und das Kinderweinen verstummte.

Zur festgesetzten Stunde erschien der forschende

Künstler vor Strohmaier. Das Weib knixte heute freundlich; Diebergs Werkzeug that verlegen.

„Verzeihen Sie, meine Frau hat Sie gestern nicht erkannt," entschuldigte er. „Gar oft schon erzählte ich ihr von jener schrecklichen Stunde am Rhein, wo Sie mein Retter geworden sind."

„Lassen wir das, Strohmaier! Ich bin da wegen der Kinder. Wären Sie geneigt, den barmherzigen Schwestern, ohne jede Entschädigung, die Kleinen in Kost und Zucht zu geben?"

„Es geht nicht, Herr von Chlingen!"

„Warum nicht?"

„Ich will nicht meine Kinder im Aberglauben der Schwestern, — oder, wenn Sie das verletzt, in der katholischen Religion erzogen haben."

„Das ist seltsam, Strohmaier! Ihr vernünftiges Denken sollte die Vorzüge einer sittlichen und religiösen Erziehung würdigen."

„Wahr, — ganz richtig! Allein die Erziehung durch die barmherzigen Schwestern ist nun einmal nicht modern. Man muß fortschreiten. Unsere Zeit hat sich emancipirt vom Glauben an das starre Dogma. Die Geistescultur der Gegenwart ist auch Erbtheil der Arbeiter," und Strohmaier zeigte weiter, daß er die üblichen Phrasen gut auswendig

wußte. „Meine Kinder sollen im Geiste des Fortschrittes erzogen werden,“ schloß er.

„Genannter Fortschritt hätte Sie beinahe in den Rhein getrieben,“ sagte Raphael; „denn ein Gläubiger des religiösen Dogma's wird niemals Selbstmörder.“

„Etwas spitzig bemerkt, — ist aber wahr,“ entgegnete der Arbeiter. „Dennoch kann ich meine Kinder nicht den Schwestern überlassen; das hat noch seinen ganz besondern Haken.“

„Sei doch gescheidt, Strohmaier, — gib die Kinder hin, sie sind gut aufgehoben,“ drängte die Dirne. „Wir haben die Mühe los, sie kosten uns nix mehr, und ihnen geht nix ab. Also sei doch vernünftig und mach' keine Possen.“

„Wenn nur der Haken nicht wäre!“ wiederholte Strohmaier.

„Was ist's mit dem Haken?“ frug der Maler.

„Im Vertrauen will ich's Ihnen sagen, Herr von Ehlingen! Ich weiß, Sie werden mich nicht verrathen. Gerade heraus gesagt, — mir läge gar nichts daran, dem Elisabethenverein die Kinder zum Erziehen zu übergeben, — mir nicht. Allein Herr Wank, mein Brodherr, will nicht. Mir bleibt nichts

übrig, als zu gehorchen. Wessen Brod ich ess', dessen Lied ich sing'."

„Wank macht einen sehr unedeln Gebrauch von seinem Einfluß," sagte Raphael. „Sind etwa Sie und Ihre Kinder Leibeigene jenes Herrn?"

„Zu dienen, — dessen Sklaven!" antwortete Strohmaier mit verbissenem Zorn. „Aber wir werden die Sklavenketten schon zerbrechen, — nur Geduld!"

„Komm' nur nit gleich in Deine alte Wuth, Strohmaier! Jetzt ist's nit am Ort," mahnte sie energisch. „Mach' kurzen Proceß, frag' nix nach dem Wank, geb' die Kinder hin, 's ist ja unser Vortheil. Der Wank braucht's nit zu erfahren."

„Ja, wenn man es so anstellen könnte, daß der reiche Prasser nichts davon hört!"

„Wie sollte er?" rief das Weib. „Die Schwestern sagen ihm nix, und wir auch nit."

„Mir ist's recht, probiren wir's! Heute Abend bringe ich selber die Kinder in's Schwesternhaus."

„Fräulein von Hartung wird dieser lobenswerthe Entschluß ungemein freuen; denn sie liebt Ihre Kinder," sagte Chlingen.

„Das Fräulein ist ein Engel!" rühmte Stroh-

maier. „Was Amanda für uns gethan hat, ist gar nicht zu beschreiben.“

„Vielleicht ist die Baronesse darum so gütig,“ versetzte klug der Maler, „weil Sie den Retter ihres Vaters ausgekundschaftet haben.“

„Nein, deßhalb nicht! Schon vorher war sie ein Engel. Sie handelt menschenfreundlich aus purer Herzensgüte. Schwester Ottilia ist von demselben kostbaren Stoff, — thut mir wirklich leid, daß die Barmherzigen nicht modern sind.“

„Sie haben ja den Grafen Dieberg als Retter des Barones angegeben, — oder nicht?“ frug der Künstler, seine durchdringenden Augen auf den Menschen heftend.

„Ja, — ich that es!“ antwortete Strohmaier, den Blicken des Forschenden ausweichend.

„Und Sie haben sich nicht getäuscht? — Sie haben mit Bestimmtheit den Grafen erkannt?“

„Mit Bestimmtheit, — natürlich!“ antwortete kleinlaut der weiße Sklave des Guanofabrikanten.

Der Künstler stand schweigend vor dem Menschen und schaute ihn an. Seine Augen wurden groß und flammend. Mit denselben brennenden Blicken pflegte er in das finstere Wesen abgründiger Charaktere hineinzuschauen, wenn sein Geist gestaltend

über ihnen schwebte. Strohmaier saß im Banne der Feueraugen und seine Glieder überkam ein leises Zittern.

„Der blickt wie ein Gott!" dachte er, den Schweiß von der Stirne wischend.

„Mit Bestimmtheit, Strohmaier?" wiederholte gedehnt der Künstler.

Der Mensch nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Strohmaier, keine Täuschung! Sprechen Sie offen und wahr. Graf Dieberg hat den Baron nicht gerettet. Sie haben sich als Werkzeug der Lüge und des Betruges mißbrauchen lassen."

Diese Worte klangen so scharf, begleitet von einer solchen Geistesmacht in Blick und Mienen, daß Strohmaier zusammenschrumpfte. Auch das Weib wich scheu zurück, und schweres Schuldbewußtsein verkroch sich vor der strafenden Majestät des hervorbrechenden Genius.

„Sehen Sie mich nicht so an, — kann das nicht aushalten, — will ja Alles gestehen," bat Strohmaier.

„Weßhalb hintergingen Sie den Baron?" frug der Künstler.

„Jetzt nicht, — hier nicht, ich komme zu Ihnen," antwortete verwirrt der Betrüger. „Sie haben groß-

müthig an mir gehandelt, Sie haben mich gerettet, — ich fühle, Ihnen muß ich die Wahrheit sagen, — aber hier nicht."

„Weßhalb nicht?"

Der Mensch sah auf das Weib.

„Wollen Sie einen Augenblick hinausgehen," sagte Ehlingen.

Die Person verschwand bereitwillig.

„Ich weiß nicht, was das ist, — es ist merkwürdig!" stotterte Strohmaier. „Kein Mensch hat noch so eine Gewalt auf mich geübt, wie Sie. Ihre Augen dringen Einem durch Mark und Bein. Sie wissen, daß ich den Baron hintergangen habe, — ja, Sie wissen es, — ich sehe Ihnen an, daß Sie es wissen. Nun sollen Sie auch erfahren, daß ich nothgedrungen gelogen habe. Ich bin kein Schuft, — nein, gewiß nicht, — purer Zwang! Nämlich, Dieberg und Wank haben mir befohlen, den Grafen für Hartungs Retter auszugeben. Ich that es, — mußte es thun, bin ja ein willenloser Sklave."

„Welche Absicht leitete jene Herren bei dem Betruge?"

„So viel ich merkte, will Dieberg das schöne und reiche Fräulein Amanda heirathen. Um diesen Zweck

sicher zu erreichen, ließ er sich als den Lebensretter ihres Vaters hinstellen."

„Habe dies vermuthet," sagte Raphael. „Würden Sie die falsche Aussage vor Amanda's Vater widerrufen?"

„Nein, dies wäre mein Untergang! Mein Widerruf würde auch nichts helfen; denn ich bin ja ein verkommener Mensch, der keinen Glauben verdient, gegenüber den Versicherungen des vornehmen Grafen."

Raphael erkannte die Richtigkeit dieser Bemerkung.

„Ich bitte Sie, von meiner gegenwärtigen Aussage keinen Gebrauch zu machen," bat der Arbeiter. „Thun Sie es dennoch, so werde ich Alles läugnen. Ich werde tausend Eide darauf schwören, daß Graf Dieberg den Baron aus dem Rhein gezogen hat."

„Wie nichtswürdig Sie sind, Strohmaier!" zürnte Raphael.

„Ihnen gegenüber, — ja! Ich fühle, daß es so ist. Aber ich bin nicht schlechter, als Wank, Dieberg und tausend Andere."

„Ich werde Sie zu neuen Lügen und Vermessenheiten nicht veranlassen," sprach in strafender Würde der Künstler. „Ihre Aussage liegt in meiner Seele begraben. Aber die wohlmeinende Versicherung kann

ich nicht unterdrücken, daß ich tief betrübt vor dieser Versunkenheit des menschlichen Geistes stehe."

Er ging hinaus, und Strohmaier saß verwundert über sich selbst.

„Das ist doch ein seltsamer Herr," begann das zurückkehrende Weib. „Mein Lebtag hab' ich so nix gesehen. Seine Augen sind wie Blitze und Feuerbrände, man zittert vor ihnen."

„Du hast recht, Käth! Vor der ganzen Welt bückt sich Strohmaier nicht, — aber vor diesem wunderschönen, wunderbar blickenden Herrn bin ich ohnmächtig. Donnerwetter, — nun schäm' ich mich der Schwäche! Aber es ist, als ob seine Augen, seine Mienen, sein ganzes Wesen feurige Zangen wären, denen man nicht entwischen kann. Käth, es muß doch noch etwas sein außer dieser Welt; denn der Raphael ist gar nicht irdisch. Er ist, wie soll ich sagen, — er ist, wie zehn Legionen Geister, die alle in ihm stecken."

„Geh' Narr, was soll's außer der Welt noch geben? Es ist Alles Natur, und der Raphael ist halt ein Künstler, und die Künstler verstehn's, das Inwendige heraus zu kehren."

„Das Inwendige heraus zu kehren? Das versteh' ich nicht."

„Damit will ich sagen, daß geschickte Künstler alle Bilder und Figuren, die in ihnen liegen, auf's Gesicht, in die Augen, in die Mienen malen können.“

„Itzt bist Du ein Narr, Käth!“

„Nein, — nein! Hör' mich nur an, 's ist ganz richtig! Wenn ein Künstler malt, so malt er halt, was in ihm liegt; denn sonst könnt' er's ja nit malen. Wir haben in der Gallerie gesehen, was für wunderliche Sachen, Köpfe und Gesichter, Gestalten und Thun's die Maler gemalt haben. Das war doch zuvor Alles in ihnen, sie haben's aus sich herausgepinselt. Nun denk' ich mir, der Raphael hat eben gemalt am jüngsten Gericht, da hat er Engel, Teufel, Gott, Posaunen, Feuerflammen und Alles in sich, lauter Sachen, die ganz erschrecklich sind. Wie er nun so vor dir stand, da ist ihm das ganze jüngste Gericht in's Gesicht und in die Augen gefahren, darum hat er so schauderhaft ausgesehen.“

„Du könntest recht haben, Käth! Aber dann wäre Deine Behauptung gerade ein Beweis dafür, daß es außer der Welt, die man sieht, noch eine andere Welt gibt, die man nicht sieht, nämlich die Geisterwelt, die im Künstler haust.“

Ein Klopfen an der Thüre unterbrach das Zwiegespräch.

„Herein!“ rief der Arbeiter.

Eine greise Gestalt kam herein, Pfarrer Kleist. Strohmaier sah finster auf das schwarze Kleid, und Käthe zog die Brauen streitsüchtig zusamme:

„Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßte der Geistliche.

„Guten Morgen!“ antwortete Strohmaier.

„Nun, Strohmaier, haben Sie meine Vorstellungen überlegt?“ begann väterlich der Seelsorger. „Haben Sie endlich gefunden, daß mein Rath Ihr leibliches und geistiges Wohl bezweckt?“

„Das habe ich gerade nicht gefunden,“ antwortete er trotzig. „Lassen Sie mich in Ruhe. Ich glaube einmal nicht an die Spiegelfechtereien, und will ungeschoren sein.“

„Sie wollen in diesen unsittlichen Verhältnissen dahin leben?“

„Unsittlich? Das nennen Sie so,“ lachte er hämisch. „Ich kann auch ohne Ihren Segen mit meiner Käth leben.“

„Jawohl, — was für Sachen!“ stimmte sie ein. „Das Geld kann man sparen.“

„Ich kopulire Sie umsonst,“ sagte der Pfarrer.

„Ganz überflüssig! Die Civilehe haben wir eingegangen, und mehr braucht's nicht.“

„Die Civilehe ist vor Gott kein heiliges Sakra-

ment," belehrte der Geistliche. „Nicht die Civilstandsbeamten hat Jesus beauftragt, die heiligen Sakramente zu spenden, sondern seine Kirche und deren verordnete Priester."

„Nun ja, das ist so Ihre Ansicht, — meine ist es nicht," sagte Strohmaier.

„Meine auch nit," echoete Käthe.

„Die Ansichten des Einzelnen sind nicht maßgebend, wenn es sich handelt um die ewigen Grundlehren der Sittlichkeit und der Religion," versetzte ernst der Greis.

„Ei was, — Religion, Sittlichkeit!" warf Strohmaier verächtlich hin. „Ich glaube nicht an Religion und nicht an Sittlichkeit, — lauter Menschenerfindungen, die nicht mehr modern sind. Die neuesten Erfindungen haben die alten weit überholt. Die christlichen Apostel des Jesus von Nazareth haben den Heidengott abgesetzt, und die fortschrittlichen Apostel haben den Christengott abgesetzt. Und ich bekenne mich zum Fortschritt. Fortschritt überall, — in der Religion, in der Sittlichkeit, im Heirathen, sogar in den Ständen. Ist die Welt erst zum vierten Stande fortgeschritten, dann ist die Welt gegen dreißig Millionen mehr werth; denn aus so vielen

Fabriksklaven sind Menschen geworden. Herr Pfarrer, es lebe der Fortschritt!“

„Recht, — allein der Fortschritt im Guten, in Sittlichkeit und Tugend, aber nicht im Schlechten und in Zügellosigkeit.“

„Pah, — das sind wieder von Ihren religiösen Flausen!“ unterbrach ihn Strohmaier. „Gut ist das, was man dazu macht, — und schlecht ebenso. Früher war es gut, die Ketzer und die Hexen zu verbrennen, und Ihre Kirche, Herr Pfarrer, ist dabei gestanden und hat das Feuer geschürt. Heute wäre das Ketzerverbrennen eine Unmenschlichkeit. Vielleicht kommt es aber doch bald wieder zum Verbrennen, nämlich zum Verbrennen der modernen Ketzer, der wucherischen Kapitalisten und tyrannischen Fabrikherren. Es muß eben hie und da gesäubert werden in der Welt, — es geht nicht anders.“

„Sie schlagen der Wahrheit in das Angesicht, Strohmaier!“ belehrte geduldig der Pfarrer. „Niemals hat die Kirche Menschen verbrannt, oder zu verbrennen geheißen. Die Kirche hat vielmehr in allen Perioden der Geschichte die Grausamkeit bekämpft und den Wahn, geradeso wie sie heute den modernen Wahn des religiösen Unglaubens und die Sittenlosigkeit der socialen Verhältnisse bekämpft.

Und auch Sie stecken tief im Wahn, Strohmaier. Gut oder schlecht ist durchaus nicht das, was die Menschen dazu machen, sondern das, was dem heiligen Wesen Gottes entspricht, oder widerspricht. Mithin," —

„Herr Pfarrer, nur keine Predigt!" rief der Arbeiter dazwischen. „Sie können Ihren Athem sparen. Ich glaube einmal nicht an Religion, und auch nicht an den alten Gott. Sie werden deßhalb einsehen, daß Sie vergebens das Wort Gottes hier ausstreuen; denn es ist ja kein Boden in mir, auf den das Wort Gottes fallen könnte."

„Sehr wahr!" versetzte traurig der Seelsorger. „Es ist kein Boden da, — Alles Sumpf und Abgrund. Dasselbe hat Jesus gesagt mit den Worten: „Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet." Der Ungläubige ist ein verlorener Posten."

„Gut, betrachten Sie mich und meine Käth als verlorene Posten und gehen Sie."

„Der Sohn Gottes hat aber noch etwas anderes beigesetzt, Strohmaier, das ich Ihnen gar sehr an das Herz legen möchte."

„Das wäre?"

„Wer nicht glaubt, der wird verdammt werden! Sie lachen, — es wird eine Zeit kommen, wo Sie

das Lachen mit ewigem Heulen und Zähneknirschen vertauschen werden. Gehen Sie doch in sich, Strohmaier!"

„Jetzt ist's genug!" rief der Mensch, wild aufspringend. „Sie haben mehr gethan, als Ihre Pflicht. Gehen Sie, — ich sage, gehen Sie, oder," — und er machte eine heftige Bewegung nach der Thüre.

„Sie weisen Ihren wohlmeinenden Freund hinaus?"

„Ja! Fortschritt und Pfaffenthum sind wie Licht und Finsterniß, sie passen nicht zusammen, — darum fort!"

Der Greis blickte in das dämonische Grinsen des Fortgeschrittenen. Er fand nirgends einen Punkt, auf den er sich stützen konnte, die verlorene Seele nach dem Reiche Gottes hinzulenken.

„Der Mathematiker Archimedes," sagte der Pfarrer nach einem scharfen Blicke auf den Zügellosen, „hätte leichter den Erdball, auch ohne Stützpunkt für seine Hebelkraft, aus den Angeln heben können, als ein Mensch von Ihrer Art in den Himmel gehoben werden kann durch die Kraft des religiösen Glaubens und der Tugend. Ich gehe; denn meine Sendung ist an verirrte Schafe, nicht aber an den Satanismus des Fortschrittes."

Strohmaier lachte ingrimmig, Käthe hämisch, der Pfarrer schritt betrübt von dannen.

## Die Huttenschwestern.

Durch die Stadt herrschte große Aufregung. Alle Zungen beschäftigte ein Kinderraub, verübt durch die barmherzigen Schwestern. Zuerst hatte der städtische Anzeiger die Kunde gebracht, in den einfachen Worten: „Der Fabrikarbeiter Strohmaier von hier mußte seine beiden Kinder den barmherzigen Schwestern zur Erziehung überlassen, gezwungen durch die unwiderstehliche Liebe einflußreicher und mächtiger Wohlthäter."

Diese Zeile war aus der Feder Diebergs geflossen. Ein zweites Blatt derselben Farbe erzählte darauf vom Kinderraub der Barmherzigen, und ein liberales Journal, das im Concert der städtischen Tagesliteratur die Schlachttrompete zu schmettern pflegte, brachte ausführlichen und haarsträubendeu Bericht über genannten Kinderraub.

Die meisten liberalen Leser waren vernünftig genug, den Skandal nicht zu glauben. Aber den

Liberalen war der Redestoff ausgegangen, und ein Kinderraub ist sehr pikant. Darum besprachen sie die gaumenkitzelnde Zeitungsente, wie eine unbezweifelte Thatsache. Verunglimpft wurden ja nur einige Klosterfrauen, deren Stellung und Ansehen keine Züchtigung oder materiellen Schaden der Verunglimpfenden befürchten ließen. Viele haßten zudem die katholische Kirche und deren Anstalten, deßhalb bot der Kinderraub erwünschten Vorwand, die Verhaßte durch Schmähungen und Verwünschungen zu verfolgen. Und weil Haß und wilder Fanatismus gegen die Kirche zum modernen Zeitgeiste gehören, darum wiederholten auswärtige Journale den erdichteten Kinderraub mit ziehenden Zusätzen. Dies thaten sie, weil die Redacteure aus Erfahrung wußten, daß sie dem kirchenfeindlichen Publikum einen köstlichen Schmaus vorsetzten.

So kam es, daß Diebergs Erfindung nach vierzehn Tagen, in das Ungeheuerliche gedehnt, von der deutschen, französischen und italienischen Presse der Freimaurer ausgebeutet wurde. Sogar die Russen in St. Petersburg zürnten der neuesten jesuitischen Gewaltthat, und der fortgeschrittene Manschettenbauer des verlassensten Dorfes in der Rheinpfalz ballte die dicken Fäuste gegen die menschenräuberischen Kuttenschwestern.

Die katholischen Blätter traten zwar den schmachvollen Verläumdungen entgegen, aber kein Fortgeschrittener las jene Blätter, und die Katholiken glaubten ohnehin die unerhörte Kunde so wenig, wie den Raub des Judenknaben Mortara durch die Jesuiten.

„Eine fanatische Hetzjagd gegen die barmherzigen Schwestern rast durch ganz Deutschland,“ sprach entrüstet der junge Freiherr im gesellschaftlichen Kreise der Villa. „Unschuldige zu verläumden, ist niederträchtig und schlecht.“

„Auch ich beklage unendlich den Casus,“ versicherte Skandalvater Dieberg. „Wäre mir jede Zeitungscorrespondenz nicht in der Seele zuwider, ich fühlte mich gedrängt, der infernalen Lüge zu widersprechen.“

„Würde nichts helfen,“ sagte Hartung. „Dem religionsfeindlichen Zeitgeiste ist Verläumdung der katholischen Kirche Bedürfniß. Unerhörtes wird erdichtet, Wahnwitziges geglaubt. Der wüthendste Haß fällt jeden Augenblick her über Päpste, Bischöfe, Priester, sogar über die Schwestern der Barmherzigkeit. Fast scheint es, wir Katholiken seien rechtlos und vogelfrei; denn ungestört kann die offenbarste Teufelei unser Heiligstes angeifern, die Staatsgewalt sieht ruhig zu.“

„Bei der Antipathie des modernen Staates gegen den Offenbarungsglauben ist dies natürlich," meinte Dieberg.

„Noch ekelerregender, als der moderne Religionshaß, ist die moderne Heuchelei," rief der Künstler, empört über den gräflichen Heuchler. „Mit dem raffinirtesten Firniß umkleiden diese Schurken die niederträchtigste Gesinnung. Sie heucheln Güte, Toleranz, Humanität, Menschenliebe, während sie durch Tücke, Falschheit und bodenlose Verworfenheit ihre schwarzen Plane verfolgen."

Hartung betrachtete verwundert den grimmen Freiherrn, dessen Augen zuckende Blitze gegen Dieberg schleuderten, und den Baron beschlich es wie Ahnung geheimnißvoller Dinge. Der Graf schlürfte unbefangen einen Löffel Gefrornes, und sagte mit der ruhigsten Miene von der Welt: „Bin ganz mit Ihnen einverstanden, Herr von Ehlingen!"

Diese grenzenlose Verstellung und kalte Bosheit schnellten das ohnehin empörte Empfinden des Künstlers über alle gewöhnlichen Grenzen. Er brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Herr Graf, so eben wird mir klar, daß das höchst Tragische sehr nahe das Komische berührt," sagte er. „Verzeihen Sie mein Lachen, Herr Baron, dessen Ur-

sache Ihnen später klar werden soll. Die Welt ist wirklich komisch zuweilen in ihrer Tragik. Im liberalen Deutschland trompetet die schlechte Presse gegen dieselben Schwestern, welche der türkische Sultan mit hohen Ehren umgibt. Ja, der alte Mohrenkaiser, den Opfermuth und die segensreiche Wirksamkeit der Barmherzigen erkennend, hat ihnen aus eigenen Mitteln, mitten unter seinen Heiden, Klöster gebaut, und die Türken achten sittliche Größe. Der Sultan läßt die Schwestern mit Ehrenwachen durch die Straßen seiner Hauptstadt geleiten, der französische Imperator ziert die Brust der unverdrossenen Wärterinen der Verwundeten und Kranken der Spitäler und der Schlachtfelder mit dem Großkreuz der Ehrenlegion, und benarbte Veteranen legen Imortellenkränze auf die Grabhügel der Schwestern. In Deutschland hingegen wirft man den häßlichsten Unflath gegen dieselben Schwestern. Die alte, edelsinnige Frau Germania ist wirklich todt, und wäre sie nicht längst gestorben, sie müßte jetzt sterben aus Kummer über die Entartung ihrer Söhne. Zürnen Sie deßhalb meinen „Mördern Germanias" nicht allzusehr; denn jene Unnatürlichen haben ihre Mutter vor dem Anblicke des Schrecklichsten bewahrt."

„Ihre Mörder Germanias, die wir nicht kennen?

Die Sie uns hartnäckig vorenthalten?" rief der Baron.

„Die ich Ihnen bald vorstellen kann," antwortete Raphael, sich erhebend. „Das Gemälde ist von bedeutenden Dimensionen, die gewünschte Aufstellung erfordert einige Vorarbeiten."

„Das ist herrlich!" rief entzückt der Baron. „Ich bin auf das Aeußerste gespannt."

„Machen Sie auf einen neuen ultramontanen Skandal sich gefaßt," rief lachend der Künstler und eilte grüßend fort.

„Ein seltsamer junger Mann!" sagte Hartung. „Bald zürnend, in hohem Grade entrüstet, — dann heiter, scherzend, muthwillig."

„Eine ächte Künstlernatur," versetzte Dieberg. „Das Empfinden ist übermäßig und die augenblickliche Stimmung nüchternem Denken schädlich. Das Unedle empört, aber die Empörung artet aus in extreme, ungerechte Urtheile. Nun, jeder Vernünftige übt Nachsicht gegen diese ungewöhnlichen Kinder der Schöpfung."

Der Baron erwog die Worte des geschmeidigen Grafen, und fand weniger Lob, als Tadel in denselben.

Die Hetzjagd gegen die Schwestern wurde täglich

wilder, die Aufhebung sämmtlicher Klöster Gegenstand lebhafter Erörterungen in öffentlichen Versammlungen. Die fortschrittlichen und freimaurerischen Zeitungen überboten sich an Gemeinheit der Ausdrücke gegen die verhaßten Clerikalen. Jener tiefe, geistig stinkende Sumpf, der in Folge sittlicher Entartung und teuflischer Frivolität gegen alles Heilige und Ehrwürdige in der betreffenden Tagespresse zusammengeflossen, kam in wilde Gährung. Allenthalben stiegen aus dem Sumpfe wüste Gestalten empor, schlangenförmige Mißgeburten, giftspeiende Drachen mit weit geöffneten Rachen, bocksfüßige Minotauren, riesige Fledermäuse und anderes Ungeheuerliche der Nacht. Und der ganze Chorus des Sumpfes brüllte und zischte gegen die Barmherzigen, gegen den Clerus, gegen die Gläubigen der Kirche. Es regnete sausende Schlagwörter in allen Schmutzblättern. Selbst anspruchsvolle liberale Journale, denen noch für Anstand und Ehrlichkeit einiger Sinn geblieben, konnten dem Reize nicht widerstehen, ihr Gift zu verspritzen. Und weil der Geist der Tagesliteratur späteren Geschichtschreibern eine ergiebige Quelle sein muß, zur Beurtheilung des gegenwärtigen Zeitalters unter dem Scepter des Liberalismus, so mögen, zum allenfallsigen Gebrauche, einige Akkorde des großen Concertes der Presse hier stehen.

„Augenverdrehende Kuttenschwestern, — kinderräuberische Kuttenschwestern, — verschmitzte Heuchlerinen, — ultramontane Jesuitenschaar, — schändliche Jesuitenschwestern, — ultramontane Jesuitenbrut, — ultramontane Clerisei, — jesuitische Wölfe, — pharisäische Bande, — schwarze Jesuitenbrut, — ultramontane Schwindler, — römische Lügenbrut, — Gelichter und Rotte, — geistige Tyrannen des Pfaffenthums, — fanatische Laffen, — jesuitische Spürhunde, — clerikalische Wühlerherrschaft, — weltliche und geistliche Despotie, — römische Tyrannei, — dumme Priesterherrschaft, — pfäffisches Lager, — geistesschwache Piusianer, — hirnverbrannte Piusbrüder, — Pfaffenrotte, — schlechte Pfaffen, — Hyänengeschlecht, — erbärmliche Wichte, — Todtengräber der Wahrheit, — altfraubasische ultramontane Presse."

Zur weiteren Kenntniß des künftigen Geschichtsforschers möge dienen, daß sich die also Schimpfenden für die Gebildeten und Toleranten ausgaben.

Berührte Giftentladungen der Sumpfbewohner wurden vorzüglich bei Bier und Schnapps der Kneipen gierig verschlungen. Auch in manchen Salons thaten sie vor dem Essen die Wirkung von Madeira und Sardinen.

Die sittliche Entrüstung schwoll immer höher. Ein liberaler Minister und Logenbruder hatte bereits die

Feder geschnitten zum Dekret über Aufhebung der Klöster, und nächtlicher Weile brüllte es thierisch und dämonisch vor dem Hause der Klosterfrauen. Gingen die Schwestern über die Straße, dann wurden sie von den Verhetzten beschimpft und verhöhnt. Und nicht allein der Pöbel raffte Schmutz zusammen, auch elegante Herren lachten die Verläumdeten grimmig an und spritzten Geifer nach dem schwarzen Kleide. Das Gemeinste aber in der Gemeinheit lieferten Wanks düngerfabrizirende Arbeiter.

Eben stand eine Rotte dieser fortschrittlich gebildeten Wilden vor einer Kneipe beisammen. Sie feierten „Blauen" heute und waren, stark angetrunken, aus der Kneipe in die Gasse getreten.

„Donnerwetter," rief ein Schmutziger, die Gasse hinabdeutend, „dort kommen zwei Kuttenschwestern."

Die Köpfe wandten sich nach der angegebenen Richtung, und hämische Grimassen verzerrten die thierischen Gesichter.

„Die kommen gerad' recht," sagte ein langer, hektischer Mensch, in dessen Gesichtszügen ein häßliches Gewimmel niedriger Leidenschaften lebte. „Was meint ihr, sollen wir den Kuttenschwestern einen Tusch machen?"

„Hast recht, Kulmer, — Jeder an sein Instru-

ment," stimmte es wiehernd bei. „Wir sind just Alle beisammen: der Mops, der Hahn, der Bulldogg, der Stier, das Schwein, der Ripps und der Rapps. Also aufgepaßt und tüchtig getuscht!"

„Gill, Kapellmeister, in's Zeug!" rief Kulmer einem Menschen mit borstenartig emporstehenden Haaren zu.

Der Kapellmeister ordnete flink die Bande.

„Gestimmt!" rief er.

Ein häßliches Gesumme unbeschreiblicher Töne entstand. Dann wurde es stille, die Rotte erwartete ihre Opfer.

Die barmherzigen Schwestern sahen die lauernden Unholde, und die Gewißheit neuer Beschimpfungen, oder gar Mißhandlungen, zeichnete ergreifenden Schmerz in die sanften Angesichter.

„Schwester Afra!" flüsterte kaum vernehmbar Ottilia, das Fürstenkind; — „Alles dem verhöhnten und gekreuzigten Heilande zu Ehren."

„Achtung!" rief höhnisch Gill, der Kapellmeister. „Den Kuttenschwestern, — der ganzen schwarzen Zunft und Pfaffenbrut einen Tusch!"

Der Aufforderung folgte ein so wüstes Geheul thierischer Laute, ein Bellen, Krähen, Brüllen, Grunzen, Keifen und Kreischen, daß sämmtliche Hunde der

Gasse die Schwänze einzogen und entsetzt davon liefen. Die Verthierung der Rotte hatte sich gleichsam in Laute verwandelt, daher ein höllisches Concert, die Musik ihres Wesens.

Und mitten durch das Gebrüll und Geheul schritten die wehrlosen Opfer. Ihre Häupter sanken schmerzvoll auf die Brust herab, ihre Glieder bebten, — weniger in Folge der Beschimpfung, als angeschreckt durch dämonische Geister, die gräßlich und grausig um sie flatterten.

„Habt ihr's gesehen?" rief Kulmer zornig. „Nit einmal geärgert haben sich die verfluchten Hexen. Vorbei sind sie gegangen, als ging' sie der Tusch gar nix an."

„Dicke Häute hat diese ultramontane Jesuitenbrut," rief ein Anderer.

„Dort gehen sie hinein," sagte der borstige Kapellmeister, als die Klosterfrauen unter dem Eingang eines baufälligen Häuschens verschwanden. „Mir kommt da ein herrlicher Gedanke, — hört!"

Sie steckten die Köpfe zusammen. Der Borstige erklärte, die Köpfe nickten beistimmend, hie und da schlug ein rohes Lachen auf.

„Also," schloß Gill die Berathung, „ich und Kulmer gehen hinein, — ihr Anderen wartet auf der Gasse."

„Aber die Polizei,“ warnte ein Besorgter.

„Geh’, Narr, — Polizei!“ warf Kulmer entgegen. „Was kümmert sich unsere Polizei um die Kuttenschwestern? Die Ultramontanen sind vogelfrei, vorab die Kutten,“ — und der Schmutz zog unheilbrütend nach dem Häuschen.

Im engen Hausflur waren die barmherzigen Schwestern einige Augenblicke gestanden, den vollen Frieden ihrer Seelen wieder zu gewinnen, bevor sie den Boden ihrer engelgleichen Thätigkeit betraten. Sie redeten kein Wort miteinander. Ottilia, das edle Fürstenkind, sah auf eine schmale Stiege, die sehr unzuverläßig und steil unter den Dachraum führte. Die langen Gewänder schürzend, stiegen sie behutsam empor. Mit der letzten Staffel befanden sie sich unter den Ziegeln. Dann war eine schmale Thüre. Ottilia suchte im Dunkel nach der Klinke. Knarrend that sich der Eingang auf, und die Todesstille einer Kammer empfing die Eintretenden. Nach dem dürftigen Lager fielen die ersten Blicke, wo seit Monaten ein altes verlassenes Weib die Pflege der Barmherzigen empfing. Die Kranke nickte nicht, wie gewöhnlich, den Klosterfrauen entgegen; denn sie war todt. Auf dem Tische brannte ein geweihter Wachsstock, ein kleines Crucifix von Messing stand dort, und bei der Leiche

wachte betend Schwester Natalia. Afra sollte die Wartende ablösen, nun hatte der Tod erlösend eingegriffen.

„Vor zwei Stunden ist sie verschieden," antwortete Natalia einem fragenden Blicke Ottilia's.

Die Fürstentochter nahm das weiße Tüchlein vom Gesichte der Todten, und betrachtete in schweigendem Ernst die erstarrten Züge. Sie mochte der schweren und langen Leiden der Verstorbenen gedenken; denn einige Thränen rannen aus den lichten Augen über das feine Gesicht und die blendend weißen Tücher, welche knapp den Hals umschlossen. Sechs Monate hindurch hatte die Todte mit heftigen Schmerzen gerungen, ohne jede Theilnahme der Außenwelt, ungekannt und verlassen. Während sechs Monaten verließen sie die Barmherzigen keine Stunde, bei Tage und bei Nacht, sich beständig ablösend im Krankendienst. Ohne die Schwestern hätte das kranke Weib elend verkommen müssen; denn Mann und Kinder waren todt, und die Enkel kamen selten nach der Einsamen zu sehen, die kein Vermögen hinterließ. Vieles hatten die Klosterfrauen mit den Empfindlichkeiten der Schmerzhaften zu erdulden, und kein Journal enthielt eine Sylbe von dem glänzenden Opfermuth der christlichen Barmherzigkeit. Während pomphafte

Leitartikel dicke Weihrauchwolken der modernen Humanität, Menschenliebe und Bildung opferten, ohne Zumuthung an die Gerühmten, einen Finger zu krümmen im Dienste der Beweihrauchten, wirkten unbeachtet die Barmherzigen in ihrem himmlischen Berufe. Und auf ihre Pfade streute die Welt nicht anregenden Dank und ermunternde Anerkennung, sondern Verfolgungen, Haß und Verläumdungen.

Noch standen die Klosterfrauen betend um die Todte, als auf der Stiege schwere Tritte polterten. Die Thüre wurde aufgestoßen, und zwei dunkle Gestalten erschienen unter dem Eingange. Voran Kulmer, ein thierisches Grinsen im wüsten Gesicht. Ihm folgte der Vorstige. Die Schwestern erschraken heftig beim Anblicke der Unheimlichen.

„Was wünschen Sie?" brachte Ottilia mühsam hervor.

„Unterhaltung, schöne Hexe, — ein bischen Kurzweile, — he, — he!" wieherte der Verthierte.

„Zurück, — keinen Schritt näher!" entgegnete Ottilia, mit dem Aufgebote ihrer letzten Kraft.

„Oho, — wir sind allein!" rief der Unhold, die schmutzigen Arme nach Ottilia ausbreitend.

Das Fürstenkind sah das viehische Lachen des Unmenschen, sie fühlte den schnappsqualmenden Athem

heiß über ihr Angesicht hinfließen, und jetzt hielt der Elende eine Ohnmächtige umschlungen.

Die beiden anderen Schwestern schrieen laut auf, als der Borstige ihnen nahte. Sie flüchteten nach dem Bette, umklammerten die Todte, deren verglaste Augen starrten, und deren fahles, steinkaltes Haupt sich schauerlich regte. Gill sah die Leiche, die Todesaugen donnerten ihn an und er wich entsetzt zurück.

„Kulmer, — Herrgott, — da guck!“ und scheu verschwand er aus der Kammer.

Betroffen war der Wüstling gestanden, als ihn die Schwere des leblosen Körpers niederzog. Er legte die Ohnmächtige auf den Boden nieder, und glotzte kopfschüttelnd in Ottilia's bleiches Angesicht. Da schlug des Borstigen Zuruf an sein Ohr. Der Mensch wandte den Kopf nach der Leiche, und auch er schlich hinaus.

Schwester Ottilia kam nicht mehr zum Selbstbewußtsein. Sie lebte noch einige Tage in heftigen Zuckungen, sie kämpfte im Delirium gegen schreckliche Gestalten, — dann starb sie.

Ihr Tod brachte die Hetzjagd der liberalen Presse zum Schweigen. Der fanatischen Meute war ein Opfer gefallen, und sie legte sich vorläufig zur Ruhe, wie eine Boa, deren Schlangenleib die eben verschlungene Beute verdaut. Allein gesättigt ist der Drache keines-

wegs. Er liegt giftgeschwollen auf der Lauer, sammelt Geifer, wetzt den Giftzahn, um bei nächster Gelegenheit neuerdings über ein nichtsahnendes Opfer herzufallen.

In das Rettungshaus der barmherzigen Schwestern war die Polizei eingedrungen, hatte Strohmaiers Kinder aus religiöser Zucht befreit und dem Vater zurückgebracht. Käthe empfing die Kleinen mit verhaltenem Grimm. Sie schmeichelte den Weinenden in Gegenwart der Polizeimänner, und dann verstummten die Kleinen vor geballten Fäusten der Schrecklichen.

„Ich bring' euch weg, — nur ruhig ihr Bälger!" murmelte sie drohend.

Eines Morgens vernahm Meister Gotthold einen gellenden Aufschrei. Der Hammer ruhte, der Schuster lauschte. Es blieb stille.

Zwei Tage später war Evchen gestorben. Der Leichenbeschauer untersuchte den kleinen Körper, welcher auf der Brust ein blaues Mal trug.

„Am Schlage gestorben," notirte der kundige Mann in sein Taschenbuch.

Meister Gotthold gedachte der „stereotypen" Mißhandlungen der Kinder, des vernommenen Schreies, und bewegte sorgenvoll das Haupt.

„Am Schlage gestorben, — hm!" brummte er.

„Es fehlt ein „n", — sollte heißen, am „Schlagen" gestorben. Aber so wird jetzt die herrliche Welt geführt, das ist ſo stereotyp. Das kommt von der Humanität, — der Bildung, — dem Fortschritt, — der Aufklärung," und bei jedem Worte schlug er heftig auf das Leder. „Den alten Gott und seine Gebote haben sie abgedankt, — und dafür wird der Teufel lackirt und parfümirt als nobler Junker herumgeführt."

## Die Mörder Germanias.

Raphaels Kahn schwankte auf stürmisch bewegten Wogen. Der Maler kam aus heftigen Erregungen gar nicht heraus. Die Niedertracht des Grafen Dieberg, durch Lüge und Betrug eine seltene Frauenseele zu gewinnen, deren geistigen Werth der Elende nicht einmal beachtete, nur den Reichthum des Vaters ersehnend, empörte den edelsinnigen Künstler im höchsten Grade. Und ihm wollte nicht gelingen, den Betrüger zu entlarven. Das Medaillon bewies nichts. Dieberg hatte es verloren, und er konnte das Verlorene gefunden haben. Zeugen jener That gab es nicht, und vergebens quälte er sich ab, Mittel und Wege zu entdecken, Baron Hartung von der Nichtswürdigkeit des Grafen schlagend zu überzeugen.

Bei jedem Besuche sah er Amanda's forschenden Blick auf sich ruhen. Er kannte die Bedeutung dieses Blickes, welcher ihn zu fragen schien: „Ist Rettung

möglich, — oder ist mir beschieden, ein schweres Opfer für das ganze Leben zu bringen?"

Er las deutlich die Seelenangst des in seinem Lebensglück bedrohten Fräuleins, und auch Diebergs triumphirende Siegermienen entgingen ihm nicht. Der schlaue Bösewicht wußte den Baron immer enger zu umgarnen, immer lebhafter für sich zu interessiren. Hartungs Achtung und Neigung für den kunstverständigen, zartfühlenden Herrn waren in stetem Wachsen. Wiederholt bedrängte sogar der Vater Amanda, die Bedenkzeit endlich abzuschließen durch die gewünschte Einwilligung. Dieberg selber hatte fein dieses väterliche Drängen veranlaßt, und er sah die Stunde kommen, welche ihm die reiche Erbtochter als Beute zuführte. Dazu mußte Raphael sehen, wie der Heuchler, in Prachtgewänder erdichteter Vorzüge und angenommener edler Gesinnungen gehüllt, vor dem begeisterten Baron wandelte. Jeder Nerv des Malers zuckte, die Maske dem Häßlichen abzureißen, dessen ekelerregende Nacktheit dem betrogenen Vater zu zeigen, — und er vermochte es nicht.

Dieses beständige Dulden und Ringen jagte den Freiherrn in namenlose Seelenpeinen hinein. Gewöhnliche Naturen, alltäglich angelegt, überwinden leicht die Entrüstung über das Schlechte, sie ertragen

mit Gleichmuth die trüben und schmutzigen Strömungen dieses Lebens. Aber eine Künstlerseele, hochgespannt in ihren Forderungen an die Menschen, und feinfühlig in der Empfindung, wird tödtlich verletzt und gemartert, wo der Gewöhnliche, bei einiger Anstrengung, seine Fassung bewahrt.

Die Folgen dieses Zustandes für Raphaels Kunstthätigkeit blieben nicht aus. Ein lichtloser, nebelhafter Dämmer erfüllte sein Gemüth, der Scharfblick des Genius war verhüllt, die Musen hatten ihn verlassen, zurückkehrend nach jenen reinen Höhen, wohin Erdenqualm und Geistesplage nicht reichen. Er schien sich verwandelt, er wußte sich schwunglos und ideenarm. Er wagte nicht einmal, an dem sterbenden Kapuziner die letzten Pinselstriche zu führen, im Bewußtsein vollständiger Stimmungslosigkeit und aus Furcht, durch Ungeschick und schöpferischer Kraft beraubt, das Ganze zu verunstalten.

Dafür lag er in beständigem Kampfe mit dem Materialisten Dieberg. Und diesen Kampf führte er in der Absicht, Amanda's Vater von geistiger Verkommenheit des Grafen zu überzeugen; denn Raphael erkannte klar, daß die materialistische Kunstrichtung in engem Zusammenhang stehe mit der materialistischen Philosophie und dem religiösen Unglauben.

Der schlaue Heuchler mochte Schlingens Absicht durchschauen. Er nahm sich zusammen. Sobald der Künstler zu den letzten Consequenzen drängte, machte Herr Dieberg einen gewandten Seitensprung, seinen christlichen Standpunkt vor Hartung zu retten.

„Die Mörder Germanias", eine historisch-allegorische Composition von einigen Geviertmetern Fläche, waren endlich in einem Saale des freiherrlichen Palais aufgestellt. Hartung und Amanda, Dieberg und die beiden Schwertschlag hatten sich eingefunden, das vielbesprochene Gemälde zu sehen. Der Eindruck war ein überwältigender, aber verschiedener. Während den Baron ein auflodernder Enthusiasmus in eine Art Trunkenheit versetzte, leuchtete aus Diebergs Augen eine stille, verzehrende Wuth.

Das Gemälde enthielt eine ergreifende und geistreiche Darstellung der Hauptepochen der neueren vaterländischen Geschichte. Viele auflösenden Ursachen und tödtlichen Kräfte am Riesenleibe Germanias lebten und handelten vor den Augen des Beschauers in historischen und allegorischen Figuren. Die historischen Gestalten trugen jedesmal das Costüm ihrer Zeit, und der Maler hatte gewissenhaft porträtirt. Luther, Calvin, Melanchthon, Gustav Adolph nebst anderen Fürsten und geschichtlichen Personen erkannte der

Kundige alter Meister und Porträtmaler auf den ersten Blick. Nur die persönliche Auffassung hatte sich Raphael insoferne gewahrt, als er den betreffenden Gesichtern zugleich die Physiognomien ihrer geschichtlichen Thätigkeiten einprägte. In Luthers Gesicht und Haltung lag mehr der ungestüme Trotz und die rücksichtslose Thatkraft eines Brandstifters im Reiche, als der milde Ernst eines bibelkundigen Reformators, — während Calvins kalte, grausame Züge sogleich an den erbarmungslosen Verbrenner des Busenfreundes erinnerten. Die Hauptfigur bildete Germania, ein schönes Weib, mit einer Mauerkrone auf dem Haupte, das sein deutsches Haar wie eine goldene Fluth über Schultern und Rücken ergoß. Schwert und Schild waren ihr so eben entrissen worden und ihre Brust bedrohte der Mordstahl. Die zweite hervorragende Figur war eine andere Frauengestalt von unbeschreiblicher Hoheit. Sie trug antike Gewänder in den Kirchenfarben, um die Stirne eine Dornenkrone, in der Rechten das Evangelium, in der Linken einen Hirtenstab. Die Handflächen zeigten Wundmale, und auch die Füße, mit kostbaren Sandalen bekleidet, trugen dieselben klaffenden Oeffnungen hindurchgetriebener Nägel. Offenbar die allegorische Figur der katholischen Kirche.

Um Germania drängten sich Schwärme thätiger

Feinde, voran die Fürsten des Reiches. Vier Herren, im Costüm des siebenzehnten Jahrhunderts, trugen eine mächtige Kette, auf deren Gliederflächen zuweilen das Wort „Union" geschrieben stand. Die vier Kettenträger, die porträtirten Gründer jener verhängnißvollen Verschwörung gegen das Reich vom Jahre 1609, waren bereit, Germania in Ketten zu legen. Dies thaten sie auf den Wink des Schwedenkönigs Gustav Adolph, dessen eiserne Gestalt gebieterisch hervortrat, den Fuß auf einem Kanonenlauf, die Linke am Schwertgriff, die Rechte befehlend gegen Germania gehoben. Churfürst Johann Georg von Sachsen, der „Bierjörge" genannt, dessen Bündniß mit dem Schweden Deutschlands Unglück besiegelte, hatte eben Germanias entwundenen Schild in den Staub getreten, und aufspritzender Schmutz warf sich über die deutschen Farben. Frankreichs und Schwedens symbolische Figuren halten ein Spruchband mit den Worten: „Westphälischer Frieden." Sie halten wie einen Urtheilsspruch die beiden Worte einer gekrönten Gestalt hin, welche Germanias eigenes Schwert nach der Brust der Hinsinkenden zückt. Von allen Seiten bedroht, ringt Germania die Arme nach der Kirche. Letztere macht eine kräftige Bewegung nach der Hilferufenden, wird aber durch einen Schwarm feindlicher Männer auf-

gehalten. Voran Luther, ungestüm und heftig, in der Rechten die Bibel schwingend, wie eine wuchtige Waffe, die Linke nach dem Evangelium der Kirche ausstreckend. Calvin fährt wüthend nach dem Hirtenstabe, und seine höhnische Grimasse nach der Kirche, verbunden mit der kalten Grausamkeit seiner Züge, erinnern an die Physiognomien roher Henkersknechte, welche in der Geißelung und Verhöhnung des gebundenen Jesus begriffen sind. Und diesen Eindruck macht nicht allein die Gestalt des Calvin, sondern aller Reformatoren, die feindselig die Kirche von allen Seiten bedrängen und anfallen. Der Künstler hat offenbar eine geheimnißvolle Beziehung zwischen dem gegeißelten und verhöhnten Jesus und den Mißhandlungen seiner Kirche durch Sektirer und sogenannte Reformatoren gefunden.

Sogar die Luft bevölkern Feinde. Fliegende kleine Drachen schwingen Schreibfedern, Polizeistöcke und Stricke nach der Kirche. Es wird ihr rein unmöglich, Frau Germania rettend beizuspringen. Und da, wo kleine und große Reformatoren eine Lücke gelassen, liegt eine zusammengeballte Riesenschlange, reckt den Kopf über die Ringe hervor, und speit zwischen Gift und Geifer die Worte nach der Kirche „Verläumdung, Lüge.“

Der Hintergrund des Gemäldes weicht weit zurück. Es öffnet sich eine schauervoll bewegte Ferne, brennende Städte, kämpfende Gruppen, leichenbesäte Felder. Die niedergehende Sonne streut hinsterbende Lichter über das Ganze, und aus wetterschwerem Gewölk fährt über die Lande ein gezackter Blitz, dessen Linien nicht undeutlich die Worte erkennen lassen Finis Germaniae.

Amanda sah erschreckt in die gewaltige Kraft der Darstellung. Der Pathe suchte die Allegorien zu entziffern. Hartung saß trunken vor dem Mirakel. Eduard lächelte verschmitzt. Frau Leonore sah mütterlich auf den bescheiden zurückstehenden Sohn. Graf Dieberg blickte finster in die vielsagende Handlung, dagegen Herr Max hell und heiter.

„Es ist Ihnen wunderbar gelungen," unterbrach Dieberg das Schweigen, „der vielgestaltigen Composition die Einheit des Gedankens und der Handlung zu wahren. Alles ist thätig beim Morde Germanias, sogar die Kuttenmänner der Reformation helfen fleißig mit; denn sie verhindern die Rettung der Hinsinkenden durch die Kirche. Die technische Durchführung ist ausgezeichnet, — allein der historische Gedanke verfehlt. Der Idealismus hat Ihnen eben wiederum einen Streich gespielt," fügte der Graf mit liebenswürdiger Freundlichkeit bei, „insofern nämlich diese

idealistische Auffassung der Geschichte dem Realismus der Thatsachen widerspricht."

„Dürfte ich um nähere Begründung Ihres Tadels bitten?" sagte Raphael.

„Einverstanden bin ich zwar mit der verderblichen Thätigkeit mancher deutschen Fürsten seit Max I. und noch etwas früher," antwortete vorsichtig der Graf. „Diese kleinen Herren haben das Reich entnervt durch Schwächung der Kaisermacht, und zwar im Interesse ihrer Selbstsucht. Die Kleinen sind thätig gewesen, sich unabhängige Thrönlein zu bauen, und winzige Souveränitätlein von Gottes Gnaden zu errichten, Alles zur Spaltung und Entkräftung Deutschlands. Auch der schwedische Eroberer, sowie seine deutschen Vasallen und französischen Bundesgenossen gegen das Reich, mögen zu den Mördern Germanias gezählt werden; denn das Glaubensheldenthum des rothen Königs aus Schweden ist doch nur ein schön erzähltes Märchen für Kinder und fromme Gläubigen. Dagegen ist der westphälische Frieden nicht der „Stoß in's Herz" für Germania, wie Sie darstellen, er ist vielmehr der Anfang einer neuen schönen Zeit. Die blutigen Fehden des dreißigjährigen Mordens wurden geschlossen und moderner Gesittung Bahn gebrochen."

„Und ich finde," versetzte der streitbare Pathe, „daß gerade durch den westphälischen Frieden Deutschlands Zersplitterung und Ohnmacht verbrieft und besiegelt wurden. Dort haben ja bekanntlich Franzosen, Schweden und andere Reichsfeinde, die einheitliche Größe und Kraft Deutschlands in Stücke geschlagen. Sie haben auszehrende Mittel der Frau Germania verordnet, damit sie im Siechthum verharre. Sogar deutsche Wächter haben sie aufgestellt, Sorge zu tragen, daß die zur Abzehrung Verurtheilte sich niemals der Giftmittel entschlage."

„Wahr, — der alte weltbeherrschende Kaiserbau verging vollständig," sagte Dieberg. „Dafür wurden die Grundmauern gesunder Entwickelung zu neuer Lebensentfaltung gelegt."

„Nun, Herr Graf," versetzte lächelnd der Pathe, „die ohnmächtige Rolle Deutschlands, seit dem westphälischen Frieden, zeigt augenklar, daß man dort der sterbenden Frau Germania die Augen zugedrückt."

„Es scheint doch nicht," widersprach der Graf. „Das lebhaft erwachte deutsche Nationalgefühl beweist vielmehr, daß Germania lebt."

„Verwechseln Sie ein gemachtes, durch die Presse künstlich erzeugtes öffentliches Meinen und Begehren nicht mit der Vollkraft und der eisernen Wucht einer

Nation," sagte Schwertschlag. „Wir leben offenkundig im Zeitalter der Dämpfe und der Papiere. Alles Uebrige ist gleichgültig, und Frau Germania eine romantische, unzeitgemäße Figur des finsteren Mittelalters."

Dieberg suchte vergebens seinen Standpunkt zu behaupten. Schwertschlag führte die eherne Phalanx der Thatsachen aus Vergangenheit und Gegenwart heran, und behauptete schließlich das Feld.

„Streiten Sie, meine Herren, nach Belieben!" rief Eduard mit leichtem Spott. „Die strenge Kirchlichkeit unseres Raphael werden Sie unangetastet lassen müssen. Betrachten Sie nur seine Kirche! Welche Hoheit, welche geistige Größe liegt in dieser Figur und in der Bedeutung ihrer Rolle! Wandelt sie nicht mit den bewundmalten Füßen auf Erden, während ihr dorngekröntes Haupt in den Himmel ragt? Und wenn ich diese gemalte Geschichte recht verstehe, so hat unser Künstler die lehrende und streitende Kirche zur Mutter und Erhalterin Germanias gemacht. Wäre nicht der bärbeißige Augustiner, der giftige Calvin und das übrige reformatorische Gelichter, das die heiligen Gewänder der Kirche beschmutzt, und jede Rettungsthat der Himmlischen verhindert, Germania hätte nicht in Ketten gelegt und

dann ermordet werden können. Hieraus muß jeder denkende Beschauer dieses herrlichen Gemäldes schließen, daß Germania unterging in Folge ihrer gewaltsamen Trennung von ihrer Mutter, der Kirche."

„Du hast mich wohl verstanden," versetzte ruhig der Künstler.

„Haben Sie Lust, Eduard, die historische Berechtigung dieser Idee zu bestreiten?" frug Herr Max.

„Lust? Nein! Aber ich bin kein Glaubensgenosse dieser Idee."

„Dann müssen Sie wenigstens zugeben," fuhr Ehlingen fort, „daß die Kirche aus den Bärenhäutern deutscher Urwälder gesittete Menschen, und aus den Urwäldern gesegnete Fluren schuf. Sie werden nicht bestreiten, daß den weltbeherrschenden Organismus des heiligen Reiches deutscher Nation der Geist der Kirche gestaltete und belebte. Schließlich werden Sie einräumen, daß mit der Kirchenspaltung Deutschlands Zerfall beginnt und fortbesteht."

„Schon vor Luther gab es im Reiche bedeutende Zerwürfnisse und gefährliche Krankheiten in der großen deutschen Familie," wandte Dieberg ein.

„Aber die Grundmauern standen unerschüttert," hielt Max entgegen. „Die Familienzwiste wären

überwunden und die Krankheiten geheilt worden durch die regenerirende Macht der Glaubenseinheit."

Dieberg zuckte die Achseln und schwieg.

„Nur schade," sagte Herr Max, „daß unter den Mördern Germanias jene deutschen Fürsten und Männer keinen Platz finden konnten, welche ihr Gut und Blut einsetzten zur Rettung des Vaterlandes. Willst Du gerecht und wahr sein, lieber Raphael, dann wirst Du ein zweites Bild malen, welches erzählt von Opfern, von Muth und Treue, von Kampf und Tod deutscher Männer für das heilige Reich."

„Was bedeuten die fliegenden und kriechenden Reptilien und Drachen?" frug Eduard.

„Fräulein Amanda," bat Raphael, „wollen Sie nicht die Güte haben, und dem Herrn die unverstandenen Symbole erklären?"

„Nach bestem Vermögen," antwortete sie leicht erröthend, aber ohne alle Ziererei. „Die lügenspeiende und verläumdunggeifernde Schlange ist offenbar die Irrlehre, der Unglaube, vielleicht auch die moderne falsche Aufklärung, welche sich der segensreichen Wirksamkeit der Kirche entgegen stemmen. Die fliegenden Drachen und Speckmäuse, welche mit Schreibfedern, Polizeistöcken und Stricken die Kirche anfallen, sinnbilden wohl den kirchenfeindlichen Bureau-

kratismus und die absolutistische Staatsgewalt. Alle zusammen gehören insoferne zu Germanias Mördern, als sie ihr, nach Vampyren Art, den letzten gesunden Blutstropfen aussaugen, oder vergiften."

Der Maler verbeugte sich dankend und beistimmend vor der reizenden Erklärerin.

„Das Ergreifendste in der ganzen Composition," fuhr Amanda fort, und zwar bei wachsender Verwunderung der Gesellschaft, „ist mir jener zuckende Blitz, der über alle deutschen Lande die Worte donnert: Finis Germaniae! Er bricht wie ein flammendes Gottesurtheil aus den Wolken hervor, wie ein Verdammungswort der göttlichen Gerechtigkeit über die Entartung der Nation. Dasselbe Urtheil hat der Herr gesprochen in der Vergangenheit, und er wird es, der Unveränderlichkeit seines Wesens gemäß, bis zum Ende sprechen über alle Nationen, welche der sittlichen Corruption und dem religiösen Unglauben verfielen. Die großen Reiche des Alterthums, die Reiche der Perser, der Meder, der Griechen und Römer, sie alle vergingen, weil sie untreu geworden dem Gesetze, das in den Herzen ihrer Bürger geschrieben stand. Und wenn kein Reich der christlichen Zeitrechnung so schrecklich zusammenbrach, wie im Alterthum, so kommt dies wohl daher, weil das

evangelische sal terrae der allgemeinen Fäulniß, und das Reich Gottes auf Erden, die Wirksamkeit der Kirche, dem gänzlichen Zerfalle wehren."

Sie hatte bisher gesprochen, ohne den Blick vom Gemälde abzuwenden. Jetzt richtete sie das strahlende Auge auf den Künstler.

„Meine Worte sind ein schwacher Ausdruck der Stimmung," fuhr sie nicht ohne Gemüthsbewegung fort, „welche Ihr vollendetes Kunstwerk in mir wach gerufen. Ich danke Ihnen, Herr von Chlingen, für diesen geistig erhebenden Genuß, und auch für die Anwendung Ihres großartigen Talentes im Dienste der Wahrheit. Möge Ihr schönes Gemälde ein glänzender und fruchtbringender Beitrag sein, jene Schäden zu heilen, welche der Geist der Entstellung und Lüge auf geschichtlichem und künstlerischem Boden angerichtet hat, und leider immer noch anrichtet. Jedenfalls ist Ihr Meisterwerk eine Sühne für den argen Mißbrauch manchen Kunsttalentes, das sich in der Knechtschaft des modernen Zeitgeistes tief entwürdigt."

Und die Worte des schönen Fräuleins waren auf ihn von sehr bedeutendem Eindrucke. Er stand in mächtiger Seelenbewegung, den Blick bewundernd auf die Sprecherin gerichtet. Herr Max sah achtungsvoll auf Amanda, und der Philo-

soph Eduard, dessen praktische Anwendung naturalistischer Doktrinen zersetzend auf Geist und Körper zu wirken begann, gerieth vor der glänzenden Rednerin in eine Art hektischer Krämpfe. Der Baron vergaß sogar das Gemälde, und berechtigter Vaterstolz verklärte seine Züge. Frau Leonore saß tief gerührt, und ihr wurden die Augen feucht, als sie wechselten zwischen Raphael und dem bewunderten Fräulein. Und den Pathen überkam ein Gefühl und ein Drängen, als müsse er die Hände der beiden jungen Leute in einander legen. Dieberg endlich sah starr vor sich hin, eifrig bemüht, ein hämisches Lächeln unter der Maske einer feierlichen Haltung zu verbergen.

„Wenigen Künstlern mag begegnen," sprach der Graf, „ein so kostbares Verständniß und eine so verehrungsvolle Anerkennung für großes künstlerisches Wollen zu finden. Wäre ich nicht Dilettant, Herr von Ehlingen, ich könnte eifersüchtig werden," schaltete er heiter ein. „Gestatten Sie wenigstens dem Kritiker einige Weihrauchkörner. Ihr Bild ist voll Leben und Bewegung, von einer Kraft des Ausdrucks und einer solchen Tiefe der Empfindung, daß ihm eine nachhaltige Wirkung gesichert ist. Dabei zeigen die Figuren charakteristische Individualität, porträt-

ähnliche Persönlichkeit und eine seltene Treue zeitgemäßen Costüms. Kann ich auch mit der leitenden Tendenz des Malers nicht ganz einverstanden sein, so darf ich ihm doch meine Bewunderung für die Meisterschaft der technischen Durchführung nicht versagen."

Der Graf ahnte nicht den Eindruck seines Lobes auf den Künstler. Amanda's Verständniß hatte ihn überrascht, ihre naive Aufrichtigkeit hatte ihn entzückt, der leuchtende Liebreiz ihres Wesens und die holde Würde der Kunstrichterin hatten ihn fast um alle Fassung gebracht. Da weckte die Stimme des Elenden aus dem süßen Taumel. Es stürmte ihm durch die Seele, ein Fräulein von solchen geistigen und körperlichen Vorzügen, welches dazu noch ein so merkwürdiges Verständniß für sein Streben besaß, durch die Tücke eines schlauen Bösewichts umgarnt zu wissen. Raphaels Augen blitzten nach dem Betrüger hinüber, und wahrscheinlich wäre die Erregung aufgefallen, hätte nicht Eduards beißende Laune die Aufmerksamkeit des Kreises von dem Künstler abgelenkt.

„Nur maßvoll, meine Herren und Damen!" rief er in die augenblickliche Pause. „Künstlern darf niemals die Meinung erweckt werden, als ob sie schon

das Höchste erreicht hätten. Im Gegentheil, sie müssen ohne Aufhören nach dem Höchsten streben, — vorab die Idealisten, mithin auch mein Freund Raphael. Zur Verdemüthigung laß Dir sagen, daß Dein Gemälde einen dicken Irrthum in sich trägt, einen grellen Mißton gegen die Wahrheit, welchen die Kraft Deiner Farben und auch nicht die Feinheit Deiner Zeichnung vertuschen können. Du hast nämlich die bureaukratischen Speckmäuse der Kirche feindlich gemalt. Das ist ein so gräulicher Hieb gegen vollendete Thatsachen der Gegenwart, der Vergangenheit, und ideal real auch der Zukunft, daß ein ehrlicher Mensch nicht dazu schweigen kann, — am wenigsten ein Philosoph. Priester und Bureaukraten haben immer mit einander getanzt, und zwar auf Kosten des Volkes. Du hättest also die Fledermäuse und Drachenschwänze nicht als Feinde des Kirchengeistes, sondern als dessen Freunde und Bundesgenossen darstellen sollen."

Raphael kannte seinen Freund und zuckte die Achseln. Herr Max hingegen fand die Bemerkung nicht ohne Wahrheit.

„Millionen theilen diesen Glauben," sagte er. „Das Zeitalter geistlicher und weltlicher Bureauherrschaft haben Verhältnisse geschaffen, welche den Clerus

in gleichartigen Zielen mit staatlichen Kräften thätig erscheinen lassen. Man hat die Bischöfe zu Staatsbeamten in violetter Tracht degradirt. Man hat aus den Canonikern der Cathedralen, die nach dem Geiste der Kirche in mustergiltiger Priestergemeinschaft zusammen leben sollen, ein Gremium berathender und schreibender Herren gemacht, die am grünen Tisch um den Bischof sitzen, wie im weltlichen Bureau die Räthe um den Kreisdirektor oder Regierungspräsidenten. Und der grüne Tisch ist Priesterwürde und Kirchenbewußtsein nicht immer förderlich geworden. Sogar in den Pfarrern hat man schwarze Polizeicommissäre gesucht, und das Bureau hat sie vielfach wie Laienbeamte behandelt. Das sind unglückselige Unternehmungen, welche dem erhabenen Geiste der Kirche widersprechen, die an keine Staatsform gebunden ist, die ihr eigenes Leben lebt in Monarchien, wie in Republiken, und die nichts fordert, als Freiheit. Hoffentlich wird bald eine gesunde Trennung das himmlische Gewand der Braut Christi vom angeflogenen Bureaustaube reinigen, und dann selbst den Philosophen Eduard überzeugen, daß Christus und Belial zwei unvereinbare Gegensätze sind."

„Die gehoffte Trennung dürfte in maßgebenden Kreisen Mißbilligung finden," sagte Dieberg. „Man

hat die Verbindung zwischen Kirche und Staat eine Ehe genannt, deren Heiligkeit geachtet werden soll. Mir selbst erscheint die Auflösung dieser Ehe bedenklich." .

„Sie übersehen, Herr Graf, daß der moderne Staat die vermeinten ehelichen Verhältnisse in eine drückende Bevormundung der Kirche verwandelt hat," entgegnete der Freiherr. „In einigen, fälschlich genannten katholischen Staaten wird die Kirche geradezu unterdrückt, mißhandelt, vergewaltigt in ihren ersten Lebensbedingungen. Zu diesen ersten Lebensbedingungen gehört beispielsweise die Schule. Wie kann die Kirche ihre Mission erfüllen, wenn ihr die Jugend entrissen, oder gar im Hasse gegen sie erzogen wird? Sollen die Staatsschulen confessionslos werden, dann ist es, bei bestehendem Schulzwange, absolut nothwendig, daß der Kirche das Recht eingeräumt werde, religiöse Schulen zu gründen. Geschieht dies nicht, dann gibt es eine Gewissenstyrannei und eine so gründliche Ausrottung des confessionellen und religiösen Geistes, wie solche die Welt noch nicht gesehen hat. Gleich hier muß die Kirche dem Staate in das Gesicht hinein protestiren, will sie nicht sich selbst aufgeben. Uebersehen Sie ferner die Priesterhetzen und andere Verfolgungen nicht, die

jeden Augenblick gegen die Kirche in Scene gesetzt worden. Man fordert muthvolle und pflichttreue Bischöfe vor die Gerichte und läßt sie verurtheilen. Man wirft diensteifrige Pfarrer in Gefängnisse, weil sie das Evangelium Christi, nicht das Evangelium des Staates gepredigt haben. Die liberale und besoldete Presse schleudert die gröbsten Insulte und Verläumdungen gegen Clerus, gegen Klöster und kirchliche Einrichtungen. Das Heiligste des Dogmas darf die alte Schlange ungehindert begeifern. Schutzlos und vogelfrei erscheint die Kirche. In Baiern ist die kirchenfeindliche Macht schon bis zu der Ungeheuerlichkeit fortgeschritten, studirenden Jünglingen die Theilnahme an religiösen Bruderschaften zu verbieten, deren Zweck darin besteht, ein sittenreines Leben zu fördern. Derselbe Haß gegen die Kirche hat dem Bischofe von Speyer verboten, seine angehenden Cleriker im Geiste und nach Vorschrift der Kirche zu bilden. Dagegen hat die nämliche herrschende Macht die Stirne, öffentliche Häuser des Lasters und des Sittenverderbnisses gründen zu wollen. — Und mit einem solchen infernalen Treiben soll die Kirche verbunden bleiben? Nach meinem Dafürhalten ist es hohe Zeit, die geistig vollzogene Trennung zwischen Kirche und Staat auch förmlich auszusprechen.

Geschieht dies nicht, schmachtet die Kirche unerlöst in den verderblichen Umarmungen eines dahinfaulenden Körpers, dann wird die Säule der Wahrheit und die Grundfeste des Heiles dem allgemeinen Einsturze nicht wehren können."

„Ganz meine Ansicht!" rief Herr von Schwertschlag. „Und dem Volke muß klar werden, daß seine Kirche und deren Priester keine Mithelfer und Sendlinge des modernen, gegen Gott und seinen Geist rebellirenden Staates sind. Beschränktes Denken findet im Clerus Förderer und Missionäre staatlicher Absichten. Daher ist viel Schmutz am Priesterkleide hängen geblieben, und viel Argwohn lastet auf den Sendboten Jesu Christi, zum größten Nachtheile ihres apostolischen und seelsorglichen Berufes. Die innerlich vollzogene, förmlich ausgesprochene, und äußerlich durchgeführte Trennung der Kirche vom Staate wird die tief gekränkte und erschütterte Stellung des Clerus im Urtheile der Massen wieder herstellen."

„Sehr fraglich!" sagte Dieberg. „Die Zeit der Eroberungen ist für die Kirche vorbei. Wie der heilige Vater französischer Bajonette bedarf, um nicht von der revolutionären Fluth hinweggeschwemmt zu werden, so bedarf die Kirche überhaupt des brachium saeculare zu ihrem Schutz und Gedeihen."

Herr Max verschwand nach diesen Worten aus dem Saale.

„Ich wäre begierig zu erfahren," sagte mit feinem Lächeln der Pathe, „in welchem Lande sich die Regierung herbei läßt, die geistige Arbeit der Kirche zu unterstützen. Baiern, Oesterreich, Italien, Frankreich, Rußland, Spanien, Belgien führen alle mehr oder weniger Krieg gegen die Kirche. Das einzige Preußen ist vorsichtig, weil seine Staatsmänner klüger und einsichtsvoller zu sein scheinen, als jene aller übrigen Staaten."

Herr Max kehrte mit einem Buche zurück.

„Sie haben behauptet, Herr Graf," begann er, „die katholische Kirche bedürfe des staatlichen Beistandes für das Gedeihen ihrer Thätigkeit, sie könne ohne diesen Beistand nicht existiren. Hier ist ein Band der Geschichte des berühmten englischen Historikers Macaulay. Dieser Forscher kann nicht im Verdachte ultramontaner Richtung stehen; denn er ist Engländer und Protestant. Haben Sie die Güte, ein Urtheil Macaulay's über diesen Punkt zu hören. Der Geschichtsforscher schreibt: „„Ich glaube, die römische Kirche macht in Amerika so großartige und für uns Protestanten fast erschreckende Fortschritte vorzüglich deßhalb, weil sie dort ganz unabhängig

vom Staate ist, alle Freiheiten wie die übrigen Religionsgesellschaften besitzt, und in ihrer Unabhängigkeit und Freiheit sich zu einer Kraftanstrengung und einem Opfermuth begeistert findet, welche ihrer schönsten Zeiten würdig sind. Die römische Kirche sollte einsehen lernen, daß sie am besten fährt, wenn sie in keiner Beziehung mehr an den Staatswagen gebunden ist.““

„Ein bedeutsames Urtheil!“ sagte Dieberg. „Und wie denken Sie sich diese Trennung der Kirche vom Staate?“

„Sehr einfach!“ antwortete Herr Max. „Die Kirche wirkt und handelt in ihrem Reiche, der Staat in dem seinigen. Die Kirche respektirt alle staatlichen Gesetze, insofern dieselben Ausflüsse der Vernunft und Gerechtigkeit sind. Die Kirche stellt nicht das Ansinnen, in rein staatlichen Dingen entscheiden zu wollen. Dagegen fordert sie Freiheit ihrer Bewegung, ungehinderte religiöse und sittliche Erziehung der Jugend, Veredlung des Volkes im Geiste des Christenthums. Sie fordert staatlichen Schutz gegen fanatische Umtriebe und ruchlose Verläumdungen, geradeso wie jeder Bürger dies fordern kann, nicht mehr und nicht weniger. Sie fordert ungekränkte Wirksamkeit ihres lebensvollen Organismus, ihrer Orden

und Corporationen, wie dies alle profanen Corporationen fordern und erlangen. Und dem wahrhaft freien Staate kann doch sehr wenig daran liegen, ob Einer schwarz oder grün sich kleidet, ob er mit Mehreren in einem Hause wohnt, ißt, betet und arbeitet, oder nicht. Im wahrhaft lieberalen Staate muß Jedermann die Freiheit haben, ein Freimaurer oder Jesuit zu sein, im Unglauben oder im Glauben sein Heil zu finden, — wenn nur von Allen die Staatsgesetze beobachtet werden. Das ist andeutungsweise meine Ansicht über fragliche Trennung, welche der himmelschreienden Unterdrückung und Knechtung der Kirche ein Ende machen würde."

„Sie finden mein Urtheil über die einschlagende Wirkung Ihres Gemäldes gleich hier bestätigt," wandte sich lächelnd der Graf an den Künstler. „Wenn schon in engen Kreisen die brennend gemalten Gedanken zu den ernstesten Erörterungen führen, welche Sensation werden dieselben in der großen Oeffentlichkeit hervorrufen?"

„Die Erkenntniß der Wahrheit zu fördern, ist mir die süßeste Genugthuung," antwortete Raphael.

„Dennoch sollte die Kunst nicht polemisiren," entgegnete liebenswürdig Herr von Dieberg.

„Ist die materialistische Kunstrichtung keine Pole-

mik, Herr Graf?" frug der Maler entgegen. „Von meinem Standpunkte betrachtet, gibt es keine schneidigere und dem religiösen Glauben feindseligere Anwendung der Kunst, als den philosophischen Naturalismus in Zeichnung und Farben zu setzen."

„Hierüber müssen wir uns noch verständigen," erwiederte ausweichend der Hochwürdigste. „Ich gebe die Hoffnung nicht auf, Sie mit der angefochtenen Richtung dennoch zu versöhnen.

---

## Künstlerstreit.

Und die künstlerische Fehde spann sich lebhaft weiter auf der Villa Hartung. In diesem Streite, vor den Augen des betrogenen Barones, dem Heuchler die Larve herabzureißen, war eifrigstes Bestreben Raphaels.

„Die Kunst," erklärte Dieberg, „darf sich mit einem beschränkten Dasein in Gallerien, in Wohnungen der Vornehmen und in Prachträumen der Schlösser keineswegs begnügen. Die Kunst muß in das öffentliche Leben wirksam hereintreten, sie muß Volksbildungsmittel werden."

„Dasselbe behaupten die Vorkämpfer Ihrer Richtung jeden Augenblick," sagte Raphael. „Auch die Kirche handelt seit achtzehnhundert Jahren nach diesem Grundsatze; denn sie hat die Kunst in den Dienst der Religion genommen, zur sittlichen Förderung und Belehrung der Massen. Aber die Materialisten ver-

binden mit ihrer Meinung eine ganz andere, jener der Kirche entgegengesetzte Absicht. Sie behaupten nämlich, die Religion habe sich ausgelebt, und die Kunst müsse das Volk da weiter führen, wo religiöser Glaube fortbildungsunfähig geworden. Und das soll die Tageskunst leisten, welche das Schöne im Fleische, das Wahre im Belieben und das Gute im Stoffe findet!"

„Ihre künstlerische Strenge verleitet zu ungerechter Beurtheilung," entgegnete Dieberg mit einem forschenden Seitenblicke auf Hartung.

„Gut! Was ist Kunst nach materialistischen Begriffen?" frug lebhaft der jugendliche Freiherr.

„Diese Frage hat schon das classische Alterthum gelöst." antwortete klug der Graf. „Die Kunst ist die Nachahmung der Natur, — und die Natur ist Stoff, Materie. Mithin wäre die materialistische Kunstrichtung der Gegenwart durchaus im Einklang mit den Kunstgrößen des Alterthums. Je naturgetreuer, desto kunstvoller. Jeder Künstler kann und darf nur ablauschender Nachbildner der Natur sein. Verläßt er das Gebiet des Natürlichen, um sich in übernatürliche Phantasiegebilde zu verlieren, dann erlischt jeder Anspruch auf Kunstwerth."

Raphael bewegte verneinend das Haupt.

„Diese Begriffsbestimmung der Kunst, als bloße Nachahmung der Natur, ist falsch und muß zu den widersinnigsten Albernheiten führen," rief er. „Gelänge es einem Menschen, Naturlaute sinnentäuschend nachzuahmen, etwa den Schlag der Nachtigall, oder das Singen der Amsel, das Pfeifen des Sperlings, oder auch nur den Unkenruf der Sümpfe, — der getreue Nachahmer jener Naturlaute wäre der größte Tonkünstler. Und da jeder Mensch mit Naturlauten geboren wird, so hat er nichts weiter zu thun, als jene Naturlaute von sich zu geben, um zu manifestiren, daß er ein Tonkünstler ist."

„Consequent, aber richtig," bemerkte lachend der Baron.

„Und so verhält es sich mit allen übrigen Künsten," fuhr Raphael fort, „wenn Kunst gar nichts ist, als Nachahmung der Natur. Die Photographie gibt bekanntlich mit mathematischer Genauigkeit das Naturbild wieder; mithin wäre jede beliebige Photographie das vollendetste Werk der Malerei, sobald es gelungen, auch die Farben zu photographiren. Titian, Dürer, Rubens und alle großen Meister wären Stümper gegen die nachahmende Maschine. Und ein Wachsfigurenfabrikant, der naturwahr seine Puppen bildet, wäre ein Heros in der Bildhauer=

kunst. Das Höchste in der Baukunst würde Jener leisten, der eine Felsengrotte täuschend nachahmte. Und endlich die höchste aller Künste, die Dichtkunst, müßte aufhören; denn sie könnte höchsten Falles nur darin bestehen, die stumme Natur mit Vorsicht abzuschreiben, — mit Vorsicht, damit keine Idee sich einmische. — Aus Allem folgt schlagend, daß Kunst unmöglich bloße Nachahmung der Natur sein könne."

Hartung sah überrascht nach dem Grafen hin, welcher betroffen am Schnurrbart drehte. Und noch empfindlicher wurde ihm des Künstlers Schlußfolgerung.

„Mir ist übrigens klar," fuhr der junge Freiherr fort, „daß für die materialistische Richtung der Gegenwart die Kunst nur in der Nachahmung der Natur bestehen kann; denn es läugnet ja der Materialismus jede Existenz des Uebernatürlichen, jedes Dasein außerhalb der Sinnenwelt. Der Materialist kennt nicht jenes erhabene Organ des Himmels, welches der geniale Künstler ist. Für den Materialisten gibt es nur Sichtbares, Stoffliches, das auf der Netzhaut des Auges reflektirt, und selbst die künstlerische Empfindung ist ihm nichts Geistiges, sondern lediglich ein Reiz der Nerven. Hieraus folgt der Untergang jeder Kunst, sobald die materialistische

Richtung zur Herrschaft gelangt. Der Materialismus wäre das Grab alles Guten, Wahren und Schönen, mithin das Grab der Kunst; denn jene Dreieinigkeit ist Seele und Leben der Kunst, — nicht die Natur. Und schließlich ist klar, daß jede Kunst rein überflüssig würde. Ist nämlich Kunst nur getreue Nachahmung der Natur, weßhalb künstlerisch thätig sein, da jedem Sehenden erlaubt ist, die Natur anzusehen? Wozu ferneres Bemühen des Künstlers, da ihm verwehrt ist, die Natur zu adeln durch ideale Auffassung? Die Störungen und den Zwiespalt in der Schöpfung zu heben durch Einheit und Harmonie?"

Hartung nickte beistimmend.

„Nach Ihrem Dafürhalten wären Porträt- und Landschaftsmaler keine Künstler," hielt der Graf entgegen; „denn es besteht ja deren Aufgabe gerade in der Nachahmung der Natur."

„Die Genannten sind allerdings Künstler, aber nicht durch sklavische Nachahmung der Natur, sondern durch künstlerische Auffassung des natürlich Gegebenen," erwiederte Raphael. „Ein Landschaftsgemälde erhält Kunstwerth durch die idealisirte Versinnlichung des Stoffes, wie er sich in der Künstlerseele spiegelt. Andernfalls müßten wir eine Photographie für das vollendetste Kunstwerk im Fache der

Landschaft oder des Porträts halten; denn naturgetreuer vermag der größte Porträtmaler nicht zu veranschaulichen, als es die Maschine thut. Und weil die Maschine in der Landschaft weder Geist, noch ideale Schönheit findet, darum spiegeln sie auch die Gläser nicht wieder, und eben darum ist die Maschine fähig, dem geistlosen Materialismus die Kunst vollständig zu ersetzen. Sie sehen, meine Herren, wie im Zeitalter der Dampfkraft die Maschine sogar den Parnassus bedroht."

Wieder nickte beistimmend der Baron. Dieberg saß in peinlicher Verlegenheit. Ihm entging nicht, wohin Raphael zielte, und ohne Bloßstellung seiner materialistischen Anschauungen, deren Brennpunkt religiöser Unglaube, konnte er den Herausforderungen des Gegners nicht folgen. Er mußte im Urtheile Hartungs ein gläubiger Christ bleiben, und der Standpunkt des gläubigen Christen war unvereinbar mit künstlerischem Materialismus. So fand sich der schlaue Herr auf einer Eisfläche, wo jede Bewegung den Fall herbeiführen konnte.

„Und dann, Herr Graf, muß ich sogar die künstlerische Bildungsfähigkeit der Natur in ihrer Gesammtheit bestreiten," fuhr Raphael in seinen Angriffen fort. „Die Natur ist nicht immer schön, nicht immer

gefällig und reizend. Nicht allein die Blüthe liegt in der Natur und die süße Frucht, — auch der Tod, der Schmerz in endlosen Formen, der Fluch und das Verderben. Unsere Maisonne streut bunte Lichter und weckt junges Leben, — aber dieselbe Sonne ist ein versengender Höllenbrand in den Tropenländern, quälend und mordend Thiere und Menschen. Die Wolken ziehen friedlich und segenspendend über die Fluren, — aber dieselben Wolken schleudern den tödtlichen Wetterstrahl, und ihr Hagel vernichtet die Hoffnung des Landmannes. Die Blumen duften zur Freude des Menschen, — doch unter Blumen liegt die giftige Natter geringelt und selbst in Blumenkelchen lauern Gift und Tod. Und das endlose Heer der Krankheiten, hohläugig und grausig, gehört es nicht zur Natur? Die Bestien, die stets mordenden Ungeheuer, blutdürstig und heißhungrig nach dem Leben Wehrloser, auch sie gehören zur Natur. Vergessen Sie die schrecklichen Schauspiele nicht, die ohne Unterbrechung, Tag und Nacht, sich abwickeln in der Natur, wo Eines gefressen wird vom Anderen, wo die Erde im furchtbaren Erbeben Dörfer verschlingt und Menschen, wo die Pest würgend durch die Länder zieht, — auch das ist Natur. Selbst die Krone der Schöpfung, der Mensch, wie oft ist er ein Unge-

heuer!" rief er mit scharfer Betonung und flammenden Augen nach dem Grafen. „Hier ist ein feinfühlender Mann, ein edles Gemüth, theilnehmend, wohlwollend, aufopfernd, — so meinen wir! Wehe der Täuschung! Der Mensch ist eine giftige Schlange, die listig und gewandt in erstrickender Umschlingung das Glück der Unschuldigen mordet. Der Mensch ist ein Nichtswürdiger, ein Heuchler, ein Elender, — und auch er gehört zur Natur."

Den Grafen überkam vor dem zürnenden Künstler ein Gefühl, wie Strohmaier, seine Glieder schüttelte ein leises Zittern, und sein Blick suchte den Boden.

„So liegt," schloß ruhig der Freiherr, „neben dem Schönen und Guten das Häßliche, das Schlechte, das Unheimliche und Abschreckende. Neben dem Leben schreitet der Tod, und dem Tode gehört Alles Lebende. Die Schöpfung ist eine Ruine untergegangener Harmonie, und diese Naturruine kann nicht Vorbild der Kunst sein."

„Welche Bedeutung hätte demnach im Reiche Ihrer Kunst die Natur?" frug Dieberg.

„Nicht meiner Kunst," gab ernst Herr Raphael die hämische Frage zurück. „Ich folge großen Meistern der Vergangenheit. Ihnen ist der Urquell alles Wahren, Guten und Schönen — Gott. An seiner

Brust athmet und lebt die Kunst. Auch der Realismus, die Natur, der Stoff haben Berechtigung, aber eine beschränkte, sie sind der aus Thon gebildete Adam, dem noch Geist und Seele fehlen. Sohin besteht die Aufgabe der Kunst darin, aus der inneren Schönheit, deren Drillingsschwestern das Gute und das Wahre, die äußere Schönheit zu erzeugen. Die Kunst bezweckt die Vermählung der Natur mit der Idee. Und die Idee ist der Gedanke Gottes von den Dingen. Diese Gottesgedanken waren realisirt in der Schöpfung vor ihrem Falle. Von jenem Geschaffenen sagt die Bibel: „Gott sah, daß es gut war." In die Künstlerseele aber senkt der Herr das Vermögen, in den Dingen das Göttliche und Ewige zu schauen, — zu erkennen, ob und wie weit etwas dem Gedanken Gottes entspricht. Mithin liegt das künstlerische Ideal nicht in der verwüsteten Natur, sondern in der Harmonie ihrer Ursprünglichkeit, wie sie rein, vollkommen und schön aus des Allerhöchsten Hand hervorgegangen. Und dieser Kunst allein ist es möglich, den Menschengeist zu erheben, zu adeln und sittlich zu erziehen."

„Das sind beschränkte christliche Anschauungen," warf Dieberg ein. „Wollen Sie etwa die Kunst des heidnischen Alterthums nicht anerkennen, die nichts wußte von Adams Sünde, vom Fluche Gottes über

die Schöpfung? Wollen Sie die Kunstwerke des Homer und Sophokles, des Apelles und Zeuxis verdammen, weil jenen clasisschen Meistern das Verderbniß der Natur unbekannt gewesen? Weil sie das natürlich Schöne unbefangen nachahmten?"

„Ich achte die classische Kunst, aber nicht über ihren Werth," antwortete Raphael. „Gestatten Sie vor Allem die Widerlegung eines dicken und folgenschweren Irrthums, den Sie dem oberflächlichen Geiste unserer Zeit so eben nachgesprochen. Sie sagten nämlich, den classischen Meistern sei das Verderbniß in der Natur unbekannt gewesen. Seit Schiller seine Götter Griechenlands geschrieben, schleicht dieser Wahn durch die bethörten Massen. Und aus diesem Wahn hat der Antichrist der Gegenwart schneidige Waffen geschmiedet gegen die Kirche, welche den Himmel irdischer Natürlichkeit vergesse und zerstöre mit ihrer Lehre von Erbsünde, Fluch, Verderbniß und böser Neigung. Ganz schön, ganz gut sei die Erde mit ihren Dingen und Wesen, ohne Makel und ohne Stachel des Bösen, — nur die finstere Kirchenlehre versaure dem Menschen die süßen Freuden des Lebens. Und so werden die Gemüther verbittert gegen das Christenthum. Viele, deren Bildung leider nicht weiter reicht als jene Schillers, ersehnen an

Stelle des gestrengen, unduldsamen Gottes der Christen, die liebenswürdigen, lebenslustigen Götter Griechenlands. Ich beklage sehr die Unwissenheit und die blinde Leidenschaft. Lesen Sie doch Homer, lesen Sie Hesiod, Sophokles, lesen Sie alle Dichter des heidnischen Alterthums, und Sie werden finden, daß ihnen das Verderbniß in der Natur durchaus nicht unbekannt gewesen. Ihre Werke athmen Schmerz und oft herzzerreißende Klagen über das Elend, Wehe und Verderben, welche die Erde überfluthen. — Ja, ich achte die classische Kunst des Alterthums; denn es hat dem Allmächtigen gefallen, auch Seelen der heidnischen Zeit mit hohem Schönheitssinne zu begaben. In diesem Sinne und in dieser Bedeutung waren jene Künstler ihren Nationen Organe des Himmels, Propheten des Schönen, Guten und Wahren. Anima naturaliter christiana, — dieser Spruch des heiligen Augustin gilt ganz vorzüglich von den Künstlerseelen des Alterthums. Daher finden Sie auch in Homer und Sophokles den Abscheu gegen das Schlechte, das Rühmen des Guten und Wahren, den Sinn für reine Schönheit. In ernstem Ringen nach Wahrheit, in edlem Streben und reiner Erkenntniß mögen sogar die genannten alten Heiden, denen niemals die frohe Botschaft des Heilandes geworden, zu Gericht

sitzen über die Verkommenheit moderner Neuheiden. — Aber mein Herr,“ hob der Künstler betonend hervor, „Sie finden in keinem Werke des Alterthums eine übernatürliche Schönheit. Kein Gebilde heidnischer Meister trägt den himmlischen Glanz christlicher Tugenden. Vergeblich suchen Sie den Zauber der Anmuth, die Hoheit der Demuth, die Majestät der Keuschheit, die reine Wärme des übernatürlichen Lebens in den Kunstwerken der classischen Zeit. Kalt und starr sind alle Formen des Heidenthums, — ja, kalt und starr, bei aller Vollendung natürlicher Gestaltung.“

„Sehr richtig! Ganz diesen Eindruck machten auf mich die Statuen aus der Heidenzeit zu Rom,“ sagte Hartung.

„Vergessen Sie neben den wenigen Perlen der alten Heidenzeit die häßlichen Mißgeburten nicht,“ fuhr Raphael fort. „Die classischen Heiden fanden auch schön die griechische Allmutter Natur mit ihren tausend Brüsten, den abscheulichen Dagon mit seinem Fischschwanz, die ägyptische Isis mit ihrem Kuhkopf, den Gott Pan mit seinen Bocksbeinen, die Göttin Venus mit dem bekannten struppigen Bart, und tausend andere ekelhafte Gebilde. Jeder christliche Bauer, dessen Schönheitssinn die Lehre und Moral Jesu geläutert, wird diese Kunstwerke gebildeter Heiden häßlich fin-

den. Dennoch muß ich bekennen, daß unter dem Scepter des Materialismus der Gegenwart, dem kein heiliger persönlicher Gott existirt, mithin auch keine Urquelle des Wahren, Guten und Schönen, die Kunst noch weit tiefer sinken muß, als im Heidenthum, welches an Gott glaubte. Unsere philosophischen und künstlerischen Materialisten werden bald Dinge schön finden, die noch häßlicher sind, als die tausendbrüstige Allmutter der heidnischen Griechen."

„Gegen solche Ausschreitungen des guten Geschmackes wird die moderne Bildung schützen," entgegnete Dieberg.

„Wessen die moderne Bildung fähig, das haben wir ja vor einigen Tagen hier an den „Kuttenschwestern" gesehen," versetzte mit rücksichtsloser Geradheit der Künstler. „Und dann, Herr Graf, gibt es keinen Frevel, welchen der ungläubige Zeitgeist nicht wagen dürfte. Hat einmal die Herrschaft des Materialismus das Wahre und Gute verkehrt, dann wird man das Schöne im Häßlichen geradeso finden, wie man das Gute im Schlechten, und das Wahre in der Lüge gefunden. Das Wahre, Gute und Schöne ist eine Dreieinigkeit, man verletzt keines dieser Drei, ohne sie alle zu verletzen."

„Sehr wahr!" sagte Hartung. „Herr von Ehlingen,

ich muß gestehen, daß Ihre Kunstbegriffe auf soliden und bewährten Grundlagen ruhen. Sie versagen nicht dem Sinnlichen und Natürlichen die Berechtigung in der Kunst, aber die göttliche Idee belebt Ihren Realismus. Dagegen ist mir klar geworden, daß der Materialismus das Grab jeder Kunst sein würde.“

Der rothe Graf bis sich in die Lippen, und schnell besonnen, veränderte er seine Stellung.

„Auch der Boden meines Standpunktes ist erschüttert,“ sagte er schlau. „Würde mir vollends klar, was ich niemals ahnte, daß nämlich die materialistische Kunstrichtung im geistigen Zusammenhang stehe mit dem religiösen Unglauben, dann — freilich dann wäre ein Festhalten des Materialismus in der Kunst nicht vereinbar mit den Pflichten des Christen.“

Raphael verstand sehr wohl den Sinn dieser Rede. Der Heuchler wollte um jeden Preis im Gewande des Gläubigen wandeln vor Hartungs Angesicht.

Unbefriedigt und geärgert kehrte Raphael nach der Stadt zurück.

„Der nichtswürdige Mensch!“ zürnte er. „Vielleicht morgen schon tritt er hin vor Amanda's Vater und spricht: „Verehrter Freund, mein religiöser Glaube, mir das Heiligste auf Erden, zwingt mich, der bisherigen Kunstrichtung zu entsagen. Ein schwe-

res Opfer! Allein der Christ hat keine Wahl vor dem Glauben.“ — Und Hartung? Er wird den edlen Herrn bewundern in seiner strengen Gewissenhaftigkeit, — er wird ihn Amanda's noch würdiger finden. — Herr, Gott, im Himmel!“ rief der Künstler, indem er stehen blieb und nach Oben sah. „Sei Du, Allweiser, sei Du Allmächtiger, ein Hort und Retter Deiner getreuen Magd! Rette Amanda aus den Klauen dieses Bösewichtes, — ich vermag es nicht! — — O, — es ist schrecklich, zu sehen, wie dieser Gleißner sein Opfer festhält! Wie der schlangengewandte Schurke seine Beute enger und enger umstrickt!“

Er schüttelte heftig das Haupt und ging weiter. Dann blieb er plötzlich stehen und sah vor sich hin, als sei vom Himmel herab ein Gegenstand vor seine Füße gefallen. Er stand wie Lots Weib, starr wie eine Bildsäule. Vor ihm schleiften einige rothe Ameisen ein zappelndes Würmlein von der Straße in das Gras des Grabens. Aber nicht den unbarmherzigen Schleifern, und nicht den Krümmungen des Würmleins galt sein Hinstarren. Seit ihn Amanda auf den selbstbewußtlosen Schmerz der Thiere aufmerksam gemacht, quälte ihn nicht jeder verwundete Wurm und nicht jeder Käfer, der zufällig mit zerbrochenem Bein ihm begegnete. Gegenwärtig sah der Empfindsame gar nichts.

Seine Starrheit war vielmehr die Folge eines innerlichen Ueberfalles. — Endlich hob er das Angesicht mit einem dankenden Blicke zum Himmel und stürmte beflügelt von dannen. Die Treppe des väterlichen Hauses überwand er in mächtigen Sätzen, immer zwei, drei Staffeln überspringend. Jetzt richtete sich der Sturmlauf nach dem Studirzimmer, wo der Schreibtisch mit vielen Schubläden und Gefächern stand. Hastig blätterte er in losen Papieren, durchsuchte alle Schubläden, alle Fachwerke wurden ausgeräumt, nirgends fand sich das Gesuchte. Er hielt rathlos inne und stand mit dicken Schweißtropfen auf der Stirne. Vor ihm lag eine elegante Mappe mit goldenen Verzierungen. In der Eile hatte er sie übersehen, und kaum rauschten ihre Blätter, als er einen Freudenruf ausstieß. Der Fund war gelungen, — ein beschriebenes Papier. Auf zwei Briefbogen warf er einige Zeilen, siegelte zwei Couverte und klingelte.

„Beide Briefe besorgen Sie unverweilt an ihre Adressen," befahl er dem eintretenden Kammerdiener. „Nicht durch die Post, — Sie selbst überbringen stehenden Fußes die Schreiben."

Und der getreue Franz, angesteckt vom Sturmeifer seines Herrn, eilte wie ein beschwingter Bote durch die Straßen der Stadt.

---

## Der Entlarvte.

Am folgenden Morgen erhob sich der Baron mit bedeutenden Erwartungen vom Lager. Raphael hatte Punkt neun Uhr eine Eröffnung von höchster Wichtigkeit angesagt, zu der auch Graf Dieberg geladen sei. Die Bitte um Audienz hatte Amanda gelesen und deren Zweck sogleich errathen. Noch spät am Abend war sie auf den Knieen gelegen vor dem Herrn, der allgütigen Vorsehung mit kindlichem Vertrauen ihr Schicksal anheimstellend. Auch hatte sie nicht unterlassen, in dringenden Bitten die Hilfe des Himmels für den unternehmenden Künstler anzuflehen. Mit gleichen Bitten hatte sie den jungen Tag begonnen und dann versucht, die wachsende Aufregung zu bemeistern. Aber die brennende Spannung wollte sich, aller Anstrengung trotzend, in ruhige Fassung nicht auflösen. Sie erkannte Raphaels Absicht, der Ungewißheit ein Ende zu machen, gegen den Heuchler

den entscheidenden Schritt zu wagen. Mißlang das Unternehmen, behauptete Dieberg im Urtheile des Vaters die bisherige Stellung, dann hatte der Betrüger nicht allein gesiegt über den theilnahmsvollen Künstler, Raphaels fernere Besuche wurden zugleich unmöglich. Unsicherheit und Bangigkeit des Fräuleins wuchsen jeden Augenblick; denn Glück oder Unglück für das ganze Leben lagen in der Wagschaale der nächsten Stunde.

Und jetzt, vor die Entscheidung gestellt, fühlte sie klar, daß Raphael ihr weit mehr sei, als der bewunderte Künstler. Die Reinheit seines Gemüthes, der Adel seiner Seele, die Schönheit seiner Gestalt hatten im Herzen der gleichfühlenden und gleichdenkenden Jungfrau Empfindungen von einer Tiefe geweckt, deren sie jetzt sich vollständig bewußt wurde, — jetzt, wo des Lügners und Betrügers Schlauheit siegen konnte über den Mann ihrer zarten Neigung und über ihre ganze Zukunft. Bis zur Unerträglichkeit steigerte die volle Erkenntniß der Lage ihre Unruhe. Dazu kam die Sorge, dem Vater die Angst ihrer Seele zu verbergen.

Hartung bewegte sich ohne Unterlaß durch das Zimmer.

„Was mag nur der Künstler haben?" sagte er.

„Eine Eröffnung von höchster Wichtigkeit, — hm! Was mag dies für eine Eröffnung sein? Hast Du keine Vermuthung, mein Kind?"

Die Gefragte mußte die Nadel ruhen lassen, so heftig zitterte ihre Hand. Sie griff nach dem Taschentuch und zerknitterte es zwischen den krampfhaft zuckenden Fingern.

„Die nächste Stunde wird es uns sagen, lieber Vater!" brachte sie ohne Stockung glücklich hervor.

„Freilich! Und mir ahnt etwas ganz Außerordentliches. Längst bemerkte ich einen Riß, eine Kluft zwischen dem Freiherrn und dem Grafen, — eine Kluft, die sich auf ihre Fehde über Idealismus und Materialismus nicht beziehen kann. Oft schien mir, Dieberg flöße dem Maler einen unbesiegbaren Widerwillen ein. Raphael ließ wiederholt Aeußerungen fallen, die ein Geheimniß andeuteten; und den Grafen überkam sichtliche Verlegenheit bei allgemeinen Anklagen, die ihn zu treffen schienen. Offenbar hat Ehlingens Eröffnung Bezug auf dieses Geheimniß. Ich bin auf das Höchste gespannt."

Ein Wagen rollte über das Pflaster des Hofes. Der Baron empfing den rothen Grafen, dessen glatte Gewandtheit unbehagliche Stimmung trübte.

Hartungs gespannte Erwartung brach sogleich hervor.

„Was mögen das für Dinge von höchster Wichtigkeit sein? Die Andeutung und das Ungewöhnliche des berufenen Triumvirats lassen Außerordentliches erwarten.“

„Dennoch bitte ich, die Erwartungen nicht allzu hoch zu spannen; denn Künstlerstimmungen und Künstlerlaunen sind unberechenbar,“ versetzte der Graf. „Vielleicht überrascht er durch eine neue Composition, deren Wirkungen für den idealen Realismus vollständig gewinnen sollen.“

„Offen gestanden, bester Graf, um den Materialismus in meinen Augen ganz und gar zu entwerthen, bedarf es keiner allzu starken weiteren Einwirkung. Wenigstens wurde mir sonnenklar, daß Kunst nicht bloße Nachahmung der Natur sein könne.“

„Und mich hat die unerhörte Behauptung erschreckt,“ sagte schlau der Heuchler, „es sei die materialistische Kunstrichtung der Gegenwart nur eine Folge, ein Kind des glaubenslosen Zeitgeistes. Selbst unbegriffene Wahrheiten der Religion müssen dem Christen höher stehen, als künstlerische Ueberzeugung. Und ich bin kein so verstockter Bösewicht, Pinsel und Palette der unfehlbaren Lehrautorität unserer heiligen Kirche nicht unterordnen zu wollen.“

Beifall nickend bewegte Hartung das Haupt zu diesen Aeußerungen eines frommen Gemüthes.

„Wenn das nur Amanda gehört hätte!“ wünschte er im Stillen.

Das Fräulein stand auf dem Balkon des Blumenzimmers und übersah den weißen Streifen der Landstraße nach der Stadt. Der Ausblick war heute ungewöhnlich öde. Am Himmel zogen graue Wolken. Die Sonne hielt sich verborgen und auch die Lichter im Angesichte des schönen Fräuleins waren ausgelöscht. Und neben der düsteren Beleuchtung fiel die unheimliche Stille auf. Alle Bäume senkten traurig die Zweige und streuten gelbe Blätter herab. Nicht einmal ein Sperling schrie einiges Leben in die Stille, wohl aber umkreiste die Elster unheilverkündend das hohe Dach der Villa. Wohin sie blicken mochte, allenthalben schwebten Schatten trüber Ahnungen. Bis zur Stadt konnte sie die Straße übersehen, aber nirgends begegnete ihr forschendes Auge seiner Gestalt. Unter Tausenden hätte sie ohne Mühe ihn sogleich herausgefunden; denn ungewöhnlich war Alles an ihm, sogar Haltung, Gang und jede Bewegung.

Die angesetzte Stunde war nahe, die Minuten drängten, er kam nicht. Sie athmete freier; denn leichter ertrug sie des heuchlerischen Grafen stete Gegen=

wart, als den furchtbaren Gedanken, in Folge einer unglücklichen Entscheidung Raphaels Umgang für immer entbehren zu müssen. Sie wollte die Bedenkzeit hinausdehnen in das Unendliche und der Zukunft vertrauen. Da wirbelte dicker Staub vor den ersten Häusern der Stadt. Amanda schrak heftig zusammen. Sie griff zum Operngucker, und kaum hatte sie hineingesehen, als ihre Hand niedersank. Er war es. Sie lehnte tief athmend an der Brüstung und ihre Hand legte sich über das pochende Herz. Wieder griff sie zum Glase. Er selbst lenkte die heranstürmenden Pferde, Kutscher und Kammerdiener standen auf dem Brette. Er hielt die Zügel in treibender Hast, die Mähnen der Rosse flogen, sein Gewand flatterte im Winde, und der breitkrämpige Hut war tief in die Stirne herabgedrückt. Jeden Zug seines Angesichtes erkannte sie deutlich. Ihn quälten nicht Angst und bange Sorgen, er blickte fest und sicher. Aber ein edles Zürnen lag um den fein geschnittenen Mund, jenen scharfen dräuenden Linien ähnlich, welche am Teich unter den Tannen sie erschreckt hatten. Er war nahe. Vom Balkon in das Zimmer zurückgetreten, sank sie auf den nächsten Sitz. In verstärktem Maße brachen die vorigen Aengste über sie herein,

und als der freiherrliche Wagen in den Hof fuhr, stürzten ihre Thränen heftig hervor.

„Dank, meine Herren, für die gütige Gewährung meiner Bitte," begann Raphael, nachdem er den Baron freundlich, den Grafen kalt gegrüßt. „Ohne Zweifel erwarten Sie mit einigem Interesse den Inhalt meiner Eröffnung, zu der mich Ihre Güte, Herr Baron, ebenso verpflichtet, wie Rechtssinn und Wahrheitsliebe des Mannes. Sie, Herr Graf, muß ich dringend bitten, in diesem Geiste eine Mittheilung aufzufassen, die Ihnen höchst unangenehm sein wird. Nun, zur Sache! — Sie haben erklärt, den Herrn Baron gerettet und jenes Medaillon verloren zu haben, welches die Photographie des gnädigen Fräuleins Amanda enthält. Würden Sie das Medaillon, wenn es vorgezeigt würde, bestimmt erkennen?"

„Natürlich!" antwortete Dieberg betreten. „Ihre Frage ist wunderlich. Warum sollte ich Amanda's Photographie nicht erkennen?"

„Nicht das Bild meine ich, sondern die Form des Medaillons," ergänzte Raphael.

„Nun," sagte Hartung, als der Graf zögerte, „die Form des Medaillons ist so eigenthümlicher Art, daß Jeder unter Tausenden es herausfinden wird, der es nur einmal in Händen gehabt."

„Ganz Ihrer Ansicht!" bestätigte Raphael. „Darum wird auch der Herr Graf die Eigenthümlichkeit der Form genau im Gedächtnisse haben."

Dieberg drehte verlegen am Bart und sann auf Ausflüchte. Da begegnete er Hartungs staunendem Blicke, und er sagte: „Allerdings ist auch mir das Medaillon kenntlich."

Der Künstler griff in die Tasche und zog zwei goldene Medaillons hervor, von denen das eine rund, das andere oval.

„Haben Sie die Güte, Herr Graf, mir zu sagen, welche dieser beiden Kapseln Amanda's Bildniß enthält."

„Das ist eine entwürdigende Frage," antwortete mit erkünstelter Entrüstung der Rothe. „Mein Herr, Sie scheinen Zweifel in die Wahrheit meiner Aussage zu setzen."

„Allerdings!" antwortete ruhig der Künstler. „Und nicht dies allein, — ich bin sogar von der Unwahrheit Ihrer Aussage vollkommen überzeugt."

„Mein Herr!" rief wüthend der Graf. „Sie haben mich beleidigt. Ich fordere Genugthuung."

„An Ihnen ist es, zu beweisen, daß ich Sie beleidigt habe," versetzte kalt der Freiherr. „Weßhalb zögern Sie? Hier, — welches Medaillon haben Sie verloren?"

„Ich habe keine Lust, Ihrer kindischen Spielerei zu dienen," antwortete verächtlich der Betrüger.

„Kindische Spielerei? Fühlen Sie nicht, daß auf eines dieser Medaillons die Wahrheit Ihrer Behauptung sich gründet, den Herrn Baron gerettet zu haben? Und wenn Sie den Beweis Ihrer edlen That nicht zu liefern wagen, bekennen Sie dann nicht selbst die Unwahrheit Ihrer Behauptung?"

„Dazu haben Sie die Stirne?" rief ergrimmt der Rothe.

„Nutzlose Seitensprünge, mein Herr!" entgegnete Raphael ernst und voll Würde. „Ich wiederhole meine Anklage: Sie haben den Herrn Baron nicht gerettet. Widerlegen Sie mich."

Staunen und Bestürzung Hartungs waren grenzenlos. Anfänglich grollte er des Künstlers Verwegenheit, einen edlen Mann zu beschimpfen. Als jedoch Diebergs Verlegenheit augenscheinlich wurde, da beschlich ihn Verdacht.

„Herr Graf," sagte er, „ich muß Sie inständig bitten, dem gestellten Ansinnen sofort zu genügen. Ich finde darin durchaus keine Spielerei, wohl aber eine Aufforderung zu Ihrer Rechtfertigung gegen schwere, — sehr schwere Anklagen."

Vergebens sträubte sich der hart Bedrängte. Er

mußte daran. Und es wäre für jeden Physiognomen interessant gewesen, die Gesichtssprache der drei Männer in diesem Augenblicke zu studiren. Dieberg sah auf die verhängnißvollen goldenen Gehäuse mit glühenden Augen, mit wachsender Fassungslosigkeit und sichtbarer Angst. Hie und da züngelten List und Tücke durch sein bewegtes Mienenspiel, aber so wie die Linien einer Schlange, die nirgends dem überlegenen Feinde beizukommen weiß, und die in Windungen den geschmeidigen Leib zieht und wendet. Gleich stark erregt saß der Baron. Ein Mann, den er für edel und seiner ganzen Hochschätzung werth gehalten, drohte sich als Betrüger zu entpuppen. Raphael hatte die Medaillons vor sich auf den Tisch hingelegt. Er sah in prüfender Strenge nach dem Grafen. Sein Angesicht bewahrte eine kalte, fast stolze Ruhe, und in den blitzenden Augen zuckte es wie Wetterleuchten.

„Herr Graf, spannen Sie nicht länger auf die Folter!" drängte Hartung. „Welches Medaillon haben Sie verloren, — das ovale oder das runde?"

„Das ovale," preßte zwischen bebenden Lippen Dieberg hervor.

Der Baron warf einen Blick namenloser Verachtung auf den Grafen.

„Sie haben die Prüfung schlecht bestanden," sagte er. „Keines dieser Medaillons gehörte jemals mir."

„Daher mein Zögern," rief Dieberg entgegen. „Offen bekannt, verehrter Herr Baron, ich war in schrecklichster Verlegenheit! Zu meiner grenzenlosen Beschämung sollte ich eingestehen, daß Form und Gestalt des verlorenen Medaillons meinem Gedächtnisse völlig entschwunden, — zu meiner Beschämung, weil ich so fremd einer Kostbarkeit geblieben, welche das Bildniß Ihrer hochgeschätzten Tochter enthält. Da mir nur die Wahl blieb, von Ihnen als Betrüger, oder als oberflächlicher Freund eines werthen Gutes angesehen zu werden, so wählte ich, zu meinem größten Bedauern, genöthigt durch den Zwang der Umstände, das letztere. Aber für das Leben sei es mir eine Lehre, niemals eine Schwäche zu verhüllen um den Preis, als Frevler beargwohnt zu werden."

„Ich bewundere Ihre Gewandtheit, Herr Graf!" sagte Raphael. „Hier ist das ächte Medaillon, dessen Form so bestimmt und eigenthümlich, daß sie unvergeßlich bleibt."

„Richtig, — nun erinnere ich mich wieder, — in deutscher Kreuzesform!" rief Dieberg, und zwar mit einer so meisterhaft erheuchelten Freude beim Anblicke eines verloren gewesenen Gutes, daß Herr von Hartung

in der Annahme schwankte, ob der Graf ein Schuft, oder ein ehrlicher Mann sei.

„Sie haben weiter behauptet," fuhr Raphael gegen Dieberg fort, „außer dem Medaillon hätte sich von dem Herrn Baron nichts angegliedert. Der wirkliche Retter versichert hingegen, auch dieses Stück Uhrenkette habe sich in den Kettenringen seiner Taschenuhr gefunden."

„In der That, der vermißte Bruchtheil meiner Kette," sagte Hartung, die goldenen Glieder betrachtend, welche Raphael auf den Tisch niederlegte.

„Dies läßt sich ohne Schwierigkeit erklären," versetzte Dieberg. „Das abgerissene Stück hatte sich zwar mit dem Medaillon an meine Kette angehängt, fiel aber später, bevor ich die Angliederung bemerkte, wieder ab und wurde gefunden."

„Wie außerordentlich klug Sie doch sind, Herr Graf, in Lösung von Schwierigkeiten!" sagte mit leichter Ironie der Künstler. „Ich überlasse dem Herrn Baron die Entscheidung, ob die schwachen Lösungen genügen."

„Bliebe noch ein Bedenken," versetzte rasch der Graf, „so wird ein lebender Zeuge augenblicklich bereit sein, den Retter meines hochverehrten Freundes unter eidlicher Bekräftigung zu nennen."

„Sie meinen den Fabrikarbeiter Strohmaier," sagte Raphael. „Dieser Mensch war im Begriffe, sich selbst und seine Kinder zu ermorden. Dieselbe Frucht fortschrittlicher Bildung glaubt weder an Gott, noch an Menschenwürde, noch an die Heiligkeit des Eides. Strohmaier ist wirklich ganz der Mann, irgend einer Verruchtheit zu dienen."

„Einen Verruchten nennen Sie mich?" schrie grimmig der Rothe.

„Sie selber," antwortete scharf der Freiherr, „haben das Unternehmen, sich fälschlich für den Retter des Herrn von Hartung auszugeben, eine „Verruchtheit" genannt. Ja, es ist eine Verruchtheit! Mäßigen Sie Ihre Entrüstung, Herr Graf, bis wir am Ende sind! — Herr Baron, Sie haben von Ihrem Retter einen Brief erhalten; ist derselbe noch in ihrem Besitze?"

„Wie ein Kleinod sorgfältig aufbewahrt in meinem eisernen, feuerfesten Schranke," antwortete der Gefragte.

„Dürfte ich um den Brief bitten? Derselbe wird Ihnen schlagend zeigen, daß Herr von Dieberg nicht Ihr Retter sein kann."

Der Baron eilte in das Nebenzimmer und kehrte mit dem Briefe zurück.

„Da Sie vorgeben, der Retter zu sein, so müssen

Sie auch den Brief geschrieben haben. Oder nicht, Herr Graf?"

Der Gefragte gab keine Antwort. Dafür antwortete Hartung: „Natürlich muß er den Brief geschrieben haben, das versteht sich doch von selbst."

„Da mich der Herr Graf einer ferneren Antwort nicht würdigt," sagte Raphael, „so wollen Sie den Herrn fragen, ob er nicht eine Abschrift dieses Briefes besitze?"

„Nun, mein Herr, — haben Sie Abschrift genommen?" frug Hartung.

„Nein!" versetzte kurz Dieberg, mit wüthenden Blicken auf den Künstler.

„Ihr wirklicher Retter hatte zuerst diesen Brief hier geschrieben," fuhr der Freiherr fort, dasselbe Papier hervorziehend, das er gestern so stürmisch gesucht. „Beim Durchlesen fand er jedoch einen Satz welcher mißfiel. Deßhalb schrieb er einen zweiten Brief. Dieser erste stimmt jedoch wörtlich mit dem zweiten zusammen, den einzigen Satz ausgenommen. — Herr Graf, haben Sie gegen diese Darlegung etwas einzuwenden?"

Abermals keine Antwort.

„Herr Baron, haben Sie die Güte, beide Briefe

miteinander zu vergleichen," sagte Raphael, das Schreiben vorlegend.

„Wörtliche Uebereinstimmung, — ganz dieselben Schriftzüge," rief Hartung.

„Bedürfen Sie noch eines weiteren Beweises, um sich von dem greifbaren Betruge zu überzeugen, dann blicken Sie auf diesen Herrn," sprach Chlingen, nach dem Grafen deutend.

Der Baron erschrak über das veränderte Aussehen des Entlarvten. Wuth und Verzweiflung, Schuldbewußtsein und scheuer Grimm jagten über ein fahles Gesicht.

„Wie häßlich!" flüsterte Amanda's Vater. Und zum Grafen herantretend sprach er kalt: „Sie werden fühlen, daß Ihr längeres Verweilen weder mir, noch Ihnen angenehm sein kann."

Der Ausgewiesene blieb jedoch sitzen, von rasenden Krämpfen überfallen, die seine Glieder schüttelten. Der Baron wandte sich ab und nahte sehr ernst dem Künstler.

„Herr von Chlingen, Sie haben meinen Glauben an die Menschen tief erschüttert, — dennoch meinen Dank! Das Unmögliche zu glauben, wäre mir leichter gefallen, als diesen Betrug eines scheinbar edlen Mannes. Und nicht dies allein; Sie haben auch

einen Vater vor dem Unglück bewahrt, sein Kind einem Nichtswürdigen anzuvertrauen. Deßhalb meinen Dank und zugleich meine Bewunderung für den Muth, einen Heuchler von der Stellung des Grafen Dieberg zu entlarven. Aber nun krönen Sie Ihr Werk! Setzen Sie an die Stelle der Lüge die volle Wahrheit, — ich meine, an die Stelle des falschen, meinen wirklichen Retter."

„Ihr Retter ist Derjenige," antwortete Raphael, „welcher die Beweise der That in Ihre werthen Hände gelegt hat."

„Sie? — Mein Gott! — Sie?"

Der junge Mann nickte erröthend mit dem Haupte. Noch stand Hartung in betäubender Ueberraschung. Jetzt hoben sich Hände und Arme, Thränen füllten seine Augen, und von starken Bewegungen überwältigt, umarmte er den Freiherrn.

Wuthschnaubend fuhr Dieberg empor und trat heran.

„Mein Herr!" sprach er in glühender Rachsucht, „Sie haben mich beleidigt. Genugthuung fordere ich auf Tod und Leben."

Der Künstler sah groß und voll Würde auf den Rasenden herab.

„Ihre Forderung entspricht weder meinem ver-

nünftigen, noch meinem sittlichen Denken," versetzte er gehalten. „Einen Betrüger zu entlarven, ist keine Beleidigung, sondern ein Akt der Pflicht und Ehre."

„Aus Feindseligkeit und Haß, nicht aus Pflicht und Ehre haben Sie gehandelt," rief Dieberg entgegen. „Auf drei Schritte Abstand werden wir uns schießen. Einer muß fallen, — Sie oder ich."

„Wie, — auch noch blutdürstig? Auch noch mordsüchtig?" rief entsetzt der Baron.

„Verweigern Sie mir Genugthuung, dann erkläre ich Sie für einen Ehrlosen," knirschte der Graf.

Raphael bewahrte eine wunderbare Haltung. Wie ein Cherub, herrlich und lichtvoll, stand er dem Schäumenden gegenüber.

„Sie fordern mich vor die Mündung Ihrer Pistole," sagte er, „damit Sie Wuth und Rache kühlen. Haben Sie die Güte, Herr Graf, vernünftig zu finden, daß ich das Duell überhaupt für Blödsinn halte, und für eine Unmenschlichkeit zugleich. Ich habe bewiesen, daß Sie ein Betrüger sind, dafür wollen Sie mich todt schießen. Fühlen Sie nicht die Unmöglichkeit, Ihrem Ansinnen zu entsprechen, so lange ich noch einen Funken gesunder Vernunft besitze? Wäre es nicht barer Unsinn, dem Frevler den Mord des rechtlichen Mannes zu gestatten? Nehmen Sie den Fall,

ein Elender spinnt einen Schurkenstreich zusammen gegen das Wohlergehen seines Nächsten. Ein Ehrliebender vereitelt den Schurkenstreich. Darüber ergrimmt, ruft der Bösewicht den barbarischen Gebrauch des Duells an, um den Vereitler seiner Bubenthat zu erschießen. Der rechtliche Mann, nicht stark genug, ein barbarisches Herkommen zu verachten, stellt sich wirklich zum Zweikampfe und wird von dem Schurken ermordet. Finden Sie das nicht ungeheuerlich, Herr Graf? Nicht gegen alle Gerechtigkeit? Mir wenigstens erschiene das Duelliren auch dann noch blödsinnig und schlecht, wenn meine Kirche nicht Excommunication darauf gesetzt hätte. Sie werden begreifen, daß ein Ultramontaner sich niemals duelliren kann, — absolut nicht, weil er ein gehorsamer Sohn seiner Kirche, und weil er ein vernünftiger Mensch ist."

„Dann werde ich Sie öffentlich für ehrlos und feige erklären," drohte Dieberg.

„Thun Sie das!" versetzte gleichgültig der Freiherr. „Ich werde sodann die öffentliche Gegenerklärung für angemessen halten, daß von meiner Seite eine Beleidigung gegen Sie ebensowenig besteht, wie von Ihrer Seite das Recht, mich zu einer barbarischen Handlung fordern zu können. Schließlich mag die öffentliche Meinung darüber urtheilen, ob die mir

vorgeworfene Ehrlosigkeit nicht ganz und vollständig auf Sie zurückfällt."

Raphael verbeugte sich schweigend vor dem Baron und schritt hinaus. Hartung ließ den Grafen stehen und folgte dem Freiherrn bis zum harrenden Wagen.

Inzwischen hatte Amanda grenzenlose Seelenangst erduldet. Wiederholt hob sie die Hände zum Himmel und flehte um Rettung. Bei jedem Geräusche schrak sie zusammen. Ihre namenlose Erregung zeigte ihr bereits den Grafen triumphirend, den Vater zürnend, Raphael unterliegend und für immer die Villa verlassen. Da rollte ein Wagen. Sie eilte zum Fenster. Noch flüchtig gewahrte sie Raphaels Haupt.

„Mein Gott, — es ist entschieden!" rief sie bebend. „Er fährt zurück, — der Graf bleibt!"

Sie verhüllte das Angesicht und weinte heftig.

Wieder rollte ein Wagen. Der Einspänner des Guanofabrikanten Wank hielt in demselben Augenblicke vor der Villa, als die Braunen des Grafen anzogen. Leichenblaß, gebrochen, vernichtet lag Dieberg in den Kissen. Starr blickte er auf den grüßenden Wank, ohne ihn zu kennen.

„Was ist das?" brummte Wank, die Treppe emporsteigend. „Hm, — da mögen ganz merkwürdige Dinge vorgefallen sein!"

In der Hand trug Herr Wank einen leeren Tausendgulden-Sack aus starker Packleinwand, dazu bestimmt, eine bedeutende Summe für ächten importirten Guano zu erheben. Ergebenst knixend trat er vor den Baron.

„Eure Gnaden haben mich auf diese Stunde hieher beschieden, zur Quittirung einer kleinen Rechnung. Indessen," — unterbrach er sich, die ganz außerordentliche Aufregung Hartungs gewahrend, „sollte ich für den Augenblick stören," —

„Nein, — nein, Sie stören gar nicht! Das Geld liegt bereit. Kommen Sie," und er betrat mit dem Fabrikanten sein Arbeitszimmer. Dort legte er eine Reihe Geldrollen vor Wank, und zwar mit der Hast eines Menschen, der möglichst rasche Erledigung wünscht. Demzufolge sputete sich Wank, schob gewandt die Rollen in den Sack und quittirte.

„Meinen besten Dank, Herr Baron, — besten Dank für prompte Zahlung! Hoffentlich sind Eure Gnaden auch mit der letzten Sendung zufrieden, — — ächter Peru-Guano, — ganz ächt!"

„Ich habe nichts zu bemerken!" warf Hartung kurz hin.

„Doch nicht unwohl, Eure Gnaden? Doch kein Unglück? Mir ist da Graf Dieberg eben begegnet in einem Aussehen, — nun!" und er zog den Bindfaden

fest um den Sack. „In einem Aussehen, das, — nun, wie soll ich sagen, — das,“ — er zog den Faden immer fester, — „das höchst auffallend gewesen.“

„Kein Wunder!“ entgegnete Hartung. „Genannter Graf verließ für immer mein Haus und zwar als Lügner und Betrüger.“

Dem guten Herrn Wank fielen beide Arme wie gelähmt herab.

„Ein Lügner, — Betrüger, — Graf Dieberg?“ wiederholte er bestürzt.

Hartung erzählte. Wank wurde bleicher und bleicher. Er dachte an das Darleihen an denselben Betrüger, an die vernichtete Hoffnung auf die reiche Erbtochter, an den wahrscheinlichen Verlust der Tausende, die sich von fünf auf acht Tausend erhöht hatten, und schließlich saß der Guanofabrikant in starrer Fassungslosigkeit vor dem erzählenden Baron.

„Auch Sie ergreift die Geschichte,“ schloß Hartung. „Freilich, wer hätte vermuthet, wer hätte für möglich gehalten, daß so viele Tücke, Arglist und Verlogenheit in einem so stattlichen Heuchlergewande edler Gesinnung umgehe!“

Wank murmelte Unverständliches, nahm seinen Geldsack, bestieg wie gelähmt seine Kutsche, und fuhr stöhnend nach Hause.

## Wanks Calcul und Diebergs Rache.

Herr Wank, ein liberaler Mann, fortgeschritten bis zur Verachtung dummer Gläubigkeit, dazu Mitglied des mächtigsten Ordens der Gegenwart, — Guanofabrikant Wank wurde meineidig an Gelübden und Eiden seines Ordens. Hiezu kam er durch das Medium folgenden Calculs:

„Dieberg schuldet mir netto acht tausend Gulden, ohne Einrechnung der Zinsen. Die Summe kann er nicht zurückzahlen; denn er ist total bankerott mit dem Schwindel auf Hartungs Reichthum. Dazu muß voraussichtlich der edle Graf die Stadt verlassen, weil der aufgedeckte Betrug bei sämmtlichen Ultramontanen sittliche Entrüstung erwecken wird. Meine acht Tausend sind hin, wenn ich nicht rasch zugreife. Dieberg hat zwei Pferde, Wagen, noble Möbel, einiges Gold und Silber. Vier bis fünf Tausend wären aus dem Schiffbruche zu retten, das heißt, durch An=

wendung von Zwangsmitteln. Nun ist aber mein Schuldner ein Hochwürdigster unseres Ordens. Rücksichten sprechen laut und vernehmlich gegen Zwangsmittel, — ebenso fordert Schonung mein Maurereid. Hier stehe ich vor dem Entweder — Oder! Entweder Anerkennung meines Eides und Verlust von acht tausend Gulden, — oder Hinwegsetzung über alle Freimaurerrücksichten und Rettung von mindestens vier bis fünf Tausend. Da nun bekanntlich Ceremonien, Gelübde, Heiligkeit der Eide und Großmuth zu den überwundenen Standpunkten gehören, — da ferner ein Verlust von acht tausend Gulden meinem Geschäft einen empfindlichen Stoß versetzen würde, — da endlich Bruderliebe und Bruderbund nur geschlossen wurden zur Förderung materieller Interessen, — so folgt die Nothwendigkeit unverzüglicher Anzeige auf der Polizei, sowie Flüssigmachung des gesetzlichen Laufes gegen Graf Ernst von Dieberg. Er hat mich zwar heute brieflich um Verlängerung des Credits ersucht, prompte Zahlung versprochen. Allein es ist auf das Versprechen eines Herrn von dieser Art kein Verlaß. Wäre mir der Vogel entwischt, ich hätte das Nachsehen. Mithin darf ich den Vogel nicht entwischen lassen. Fort zur Polizei!“

Zu diesem „fort zur Polizei“ kam Herr Wank,

trotz aller Fortschrittstüchtigkeit, erst nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden, weil ihm der Einfluß des „Hochwürdigsten" doch einige Bedenken erregte. Allein die acht Tausend überwogen den Autoritätsglauben des Logenbruders.

Wank erschien vor dem Polizeidirektor Lauscher. Der Beamte war ein kräftiger Sechsziger, gleichfalls ein Hochmögender des Geheimbundes, und dies ohne Wissen des Guanofabrikanten. Lauscher gehörte zu jenen Granden des Ordens, welche thätig an den bewegenden Hebeln des Weltbundes stehen, unsichtbar jener unwissenden Masse der Freimaurerei, deren Ordensstimmung am gehobensten circulirt, wenn die Champagnerpfropfen knallen, und die pikanten Ordensschüsseln um den Tisch wandeln.

Wanks Vortrag versetzte den Polizeidirektor in nicht geringes Erstaunen.

„Die Summe ist zwar bedeutend," sagte Lauscher; „dennoch glaube ich, die hervorragende Stellung des Grafen erheische Rücksicht."

Wank mißverstand die Hinweisung auf die „hervorragende Stellung" vollständig. Der unbekannte Bruder meinte den „Hochwürdigsten," und Wank meinte den Grafen.

„Hervorragende Stellung?" rief er. „Kein Graf,

Herr Direktor, — alles Schwindel! Vermeinter Graf Dieberg heißt eigentlich „Dieber", ist Schneiderssohn aus Wien und Maler von Profession. Hiefür kann ich authentische Beweise bringen. — Herr Direktor, ich verlange unverweilte Wirksamkeit Ihrer gesetzlichen Befugnisse; denn Dieber muß die Stadt verlassen, weil er, wie ich Ihnen soeben erzählte, durch den schändlichen Betrug gegen Hartung arg compromittirt ist. Lassen Sie also den Schwindler abfassen, bevor es zu spät wird. Thut mir aufrichtig leid, Sie belästigen zu müssen, da Herr Polizeicommissär in einer Untersuchung mit dem Gerichte auf's Land ist."

„Sie waren schon beim Herrn Commissär?" frug Lauscher freundlich.

„Komme soeben von seinem Bureau."

„Gut, mein lieber Herr Wank! In Folge Ihrer Anzeige, und auf Ihr Anstehen, werden ohne Säumen die gesetzlichen Bestimmungen gegen besagten Schwindler Ernst Dieber in Wirksamkeit treten. Ist er nicht im Stande, Sie zu befriedigen, dann in Schuldhaft mit ihm."

„Dies wünsche ich doch gerade nicht, Herr Direktor! Diebers Schuldarrest würde mir neue Verluste bringen. Ich wünsche nur Beschlag auf Diebers sämmtliche Habe."

„Ganz nach Ihrem Ermessen und Belieben! Hätten Sie des Schuldners Verhaftung gewünscht, dann würden wir uns sogleich in die Wohnung des Pseudografen begeben haben. Ueberlassen Sie mir getrost den Austrag Ihrer Sache," — und sich tief verbeugend, unter bedeutenden Förmlichkeiten, verließ Herr Wank den gütigen Polizeidirektor.

Nach seiner Rückkehr von der Villa, durchbrach die verhaltene Wuth des Entlarvten alle Dämme. Bis tief in die Nacht fuhr er sinnlos durch seine Zimmer, ballte die Faust, stampfte den Boden, oder starrte bleichen Gesichtes regungslos vor sich hin. Die goldenen Schlösser, gebaut auf Schwindel und Lüge, waren alle eingestürzt unter dem Sturmlauf eines ultramontanen Idealisten. Mit einem Schlage hatte sich der Schauplatz geträumter Herrlichkeit in ein Gebiet verwandelt, das er ohne Zögern verlassen mußte, sollte ihn nicht das Gezische schadenfroher Zungen an den Pranger stellen.

Am folgenden Tage schrieb er einen Brief an Wank, in kurzen Worten das Geschehene berichtend. Schließlich forderte er mit vornehmer Gleichgültigkeit Geduld und Nachsicht für den verzögerten Rückmarsch der Achttausend. An Creditverlängerung zweifelte der

Hochwürdigste nicht; denn er kannte des Gläubigers scheue Ehrfurcht vor Ordensgrößen.

Sodann brütete Dieberg Rache. Der festen, unabhängigen Stellung Derer von Chlingen und Hartung konnte nicht einmal der vielseitige Einfluß des Hochwürdigsten gefährlich werden. Aber das Heiligste jener Edlen konnte er mit Schmutz bewerfen, und so empfindlich kränken. Er konnte die herrschenden Tagesorgane der Juden- und Freimaurerpresse in den Kampf hetzen gegen das ultramontane Lager. Er selbst übernahm, eine ganze Reihe einschlagender Sensationsleitartikel zu schreiben, und zwar in das verbreitetste und gesinnungstüchtigste liberale Journal. Sogleich schnitt er sich eine überaus spitzige Feder, überdachte noch einmal den feindlichen Anfall und schrieb:

„Historisch betrachtet, hat weder die Lehre, noch die Person Christi, jene Wichtigkeit, die man ihr beilegt. Wenn der Sohn des Zimmermannes von Nazareth sein Leben lang Balken behauen hätte im Thal, statt auf dem Berge Predigten zu halten, so wäre die Menschheit weder an Weisheit, noch an Tugend ärmer. Dogma und Ideal haben sich später seiner Person bemächtigt und sie für ihre Zwecke ausgebeutet; an dem welthistorischen Charakter der christlichen Bewegung jedoch ist das Wort Christi so unschuldig,

wie ein neugeborenes Kind, das selber erst mit Hilfe dessen wachsen und gedeihen muß, was die Vergangenheit ihm vererbt und die Gegenwart ihm zubringt."

Hier fiel etwas von der Zimmerdecke, oder sonst woher, auf das Papier. Dieberg betrachtete das winzige Ding, — ein Senfkörnlein. Er lächelte das Körnlein hämisch an und gedachte seiner evangelischen Bedeutung.

„Da liegt ja handgreiflich vor mir die Widerlegung meiner ersten Zeilen!" sagte er. „Hat nicht der Zimmermannssohn von Nazareth gepredigt, wie das kleinste unter den Saamenkörnern, wie ein Senfkörnlein, sei im Anfang seine Kirche, aber sie werde sich entwickeln zu einem Baume, welcher die Erde überschattet? Mithin wäre „das Wort Christi an dem welthistorischen Charakter der christlichen Bewegung" doch nicht so unschuldig, wie ein neugeborenes Kind. Das Wort Christi wäre vielmehr die treibende Kraft, die Seele dieser ungeheuern Bewegung. Und dies hat der Nazaräer mit Bestimmtheit vorausgesagt, — eine Voraussagung, die lächerlich erscheinen mußte vor den herrschenden Mächten der damaligen Welt. Dennoch erfüllte sich die Prophezeiung. Hm, — könnte mein Wollen übereinstimmen mit meinem klaren Erkennen, die offenbar göttliche Sehergabe des Prophe-

ten von Nazareth müßte folgerichtig in das ultramontane Gebiet hinüber treiben. — Mag es sein! Diese Widerlegung meiner gelehrten und kühnen Behauptung wird nicht zum zweiten Male auf das Papier fallen. Dem Aufgeklärten wiegt ohnehin das Evangelium unserer Presse schwerer, als das Evangelium Jesu."

Er schrieb weiter:

„Seitdem es Religionen gibt, war, trotz der himmlischen Abstammung, nicht eine einzige im Stande, ihren sittlichen Gehalt, wenn auch nur in der unvollkommenen Form weltlicher Einrichtungen, zu verwirklichen. Immer und überall war ihre That das Gegentheil ihres Wortes: sie lehrten Eintracht und säten Zwietracht, sie predigten Menschenliebe und übten Verfolgung, sie versprachen Licht und Freiheit und brachten Nacht und Knechtschaft. Diese Thatsache sollte auch dem Einfältigen begreiflich machen, wie unfähig die Religion überhaupt ist, ihre Culturaufgabe über einen gewissen Punkt hinaus zu lösen. Wird sie Herr, so zwingt sie den Staat zur Stagnation und geht mit ihm zu Grunde. Unterliegt sie, und wächst ihr die Cultur des Zeitalters über den Kopf, so hindert sie den Fortschritt und unterstützt das Böse. Dabei führt sie freilich, wie jeder Despotismus, schöne Phra-

sen im Munde; aber an ihren Werken sollt ihr sie erkennen."

Abermals hielt der edle Graf inne. Er gedachte seiner eigenen Werke und lächelte stille vor sich hin. Auch die geschichtlichen Thatsachen wälzten sich wie Berge heran und erdrückten die Hohlheit seiner Behauptungen. Groß und mächtig war Israel, so lange es treu festhielt an Gott und seinen Geboten; Abfall von Gott und Religion hatte immer den Ruin seiner staatlichen Größe zur Folge. Das alte Rom eroberte die Welt unter dem Banner des religiösen Glaubens, — und Roms Weltherrschaft ging in Stücke, als frommer Väterglaube und Sittenstrenge in Unglaube und Zügellosigkeit sich verwandelten. Deutschlands Herrlichkeit und Macht wurzelten in dem religiösen Glauben der Nation, in der strengen Zucht christlicher Moral und auf dem Felsen des Dogma's, — seitdem aber hoffärtiges Verneinen, Triumph der Wissenschaft über verjährtige Vorurtheile des religiösen Glaubens und freche Zügellosigkeit der Neigungen diese Nation angefressen, ist auch ihre politische Herrlichkeit zerfallen. So bewiesen dem Herrn die historischen Thatsachen das gerade Gegentheil seiner gelehrt scheinenden Erörterung. Allein er sah im Geiste das gebildet sich fühlende Publikum an der tröstlichen und

pikanten Darstellung sich glaubensfromm erlaben und schrieb weiter:

„Die Kirche ist genöthigt, den blinden Gehorsam des Glaubens zu fordern, oder sich dem allerhöchsten Richterstuhl der Vernunft zu unterwerfen; kein Gott kann sie aus diesem Dilemma ziehen. Aber die Anerkennung der Vernunft ist die Verwerfung der Religion, das Leben der Freiheit ist der Tod der Kirche. Der Papst, der in seiner Unfehlbarkeit dies ausgezeichnet versteht, verlangt daher kurzweg den blinden Gehorsam und sagt zur freien Forschung: Non possumus! Die katholisch-apostolische, römische und alleinseligmachende Kirche verkündet laut und offen: „Eingesetzt von Gott zum Heile der Menschheit, habe ich die heilige Pflicht, jedes verirrte Schaf, mit Zuspruch oder mit Zwang, in den Stall des guten Hirten zurück zu bringen, um es zu retten vom Verderben. Denn außer mir ist Sünde, Irrthum, Abgrund, Hölle; nur ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." Und wie sie sagt, so thut sie: Wer nicht auf ihre Façon selig werden will, der muß. Wohl hat ihre Gewaltthätigkeit abgenommen, aber nur, weil ihre Gewalt abnahm. Sie kann noch hie und da einen Judenknaben, oder die Kinder eines armen Fabrikarbeiters rauben, aber keinen Ketzer mehr verbrennen; und

auch das Rauben geht sammt der weltlichen Herrschaft seinem Ende zu."

Abermals eine Pause. Herr Dieberg gedachte seiner mißlungenen Gewaltthätigkeit gegen das Lebensglück Amanda's, seines beabsichtigten Raubes an den Gütern des Barones, sowie des erlogenen Raubes der Kinder des armen Fabrikarbeiters Strohmaier, und er fühlte einige Schaam über die Heuchelei seiner Predigt an die aufgeklärten Massen. Allein das Schamgefühl war eine längst überwundene Empfindung, darum hob er stirnlos das Haupt mit dem Spruche: „Mundus vult decipi, — die Welt will getäuscht sein[1])."

Im Weiterschreiben hinderte ihn der Eintritt des Polizeidirektors Lauscher. Die beiden Ordensgrößen schüttelten sich vertraut und warm die Hände.

„Immer thätig, Ruheloser!" sagte Lauscher, mit einem Seitenblicke auf Diebergs Arbeit.

1) Wen gelüstet, die journalistische Thätigkeit Diebergs und Genossen genauer kennen zu lernen, der lese die „A. Allgemeine Zeitung," — „Neue freie Presse," — „Nürnberger Anzeiger," — „Münchener neueste Nachrichten," — oder jedes beliebige Blatt fortschrittlicher Bildung, worin sich geistige Beschränktheit mit „Wissenschaftlichkeit" und Frivolität mit „moderner Bildung" maskirt.

Der Hochwürdigste übergab schweigend dem Direktor das Geschriebene. Der Beamte las und nickte oft beifällig mit dem Haupte.

„Ausgezeichnet!“ lobte er. „Ein gewisser vornehmer Spott, ein überlegenes Hohnlächeln, sind die besten Waffen gegen den Aberglauben des Juden von Nazareth; und Sie führen diese Waffen meisterhaft. Für alle kleinen Geister unserer Presse ist Ihre Form mustergiltig, Ihre Kampfweise Vorbild.“

„Wir dürfen uns der Freiheit wohl rühmen, und die Errungenschaft nicht gering anschlagen, mit scharfen Klingen Rom und seinen moralischen Einfluß bekämpfen zu können,“ sagte Dieberg. „Noch vor zehn Jahren hätte keine Zeitung wagen dürfen, mit so schneidiger Schärfe die Religion anzufallen. Heute erschüttern tagtäglich heftige Stöße unserer Zeitungsorgane, sowie gelehrte Bücher unserer Maurer, den morschen Bau des gläubigen Kirchenthums, ohne Einsprache der Staatsgewalt befürchten zu müssen. Ein überaus wichtiger Fortschritt!“

Der Polizeidirektor nickte beistimmend.

„Die Arbeiten gedeihen wider Erwarten,“ sagte er. „Unsere Presse beherrscht vollkommen die öffentliche Meinung. Sie hat es dahin gebracht, daß die Verachtung der Religion zur modernen Bildung ge-

hört, und daß kein halbwegs weltkundiger Mensch ein Mitglied des Schafstallchristenthums sein mag. Die Todten reiten schnell! Vielleicht blüht meinem Alter noch das beneidenswerthe Glück, das Pfaffenthum eingesargt und gesetzlich für immer begraben zu sehen. — Eine Kleinigkeit führt mich zu Ihnen. Bruder Wank fordert Beschlagnahme Ihrer sämmtlichen Habe für ein Darleihen von achttausend Gulden. Derselbe Bruder findet natürlich, daß Ihr weiteres Verbleiben hier unmöglich geworden, durch die Enthüllung eines mißlungenen Kunstgriffes auf Hartungs Tochter. — Was beschließen Sie?"

„Der Elende, — der Niederträchtige!" zürnte Dieberg.

„Erwarten Sie von dem Magen keine Kopfarbeit," versetzte lachend der Polizeidirektor. „Und solche Mägen, wie der Guanofabrikant, gibt es leider Tausende im Orden. Uebrigens fördert auch die Thätigkeit der Mägen das Gedeihen des Gesammtorganismus. — Wünschen Sie Rückzahlung des Darleihens aus der Bundeskasse?"

„Nein, mein Bester! Wank verliere die Achttausend zur Strafe seines Bundesbruches. Ich werde den Meister vom Stuhl anweisen, dem wankelmüthigen Bruder den Kopf zurecht zu setzen."

„Wohin wünschen Sie Paß und Geleitsbrief?“ frug der Direktor.

„Nach Wien. Dort ist meine Gegenwart dringend nothwendig. Die Arbeiten drängen dort in Massen, und bald wird Oesterreich die Welt in Erstaunen setzen.“

„Heute Abend empfangen Sie das Nöthige,“ sagte Lauscher. „In dieser Nacht wollen Sie gefälligst abreisen; denn Wank forderte zugleich den Beistand des Polizeicommissärs, und dieser junge Mann steht noch außerhalb unseres Ordens. Wir müssen unangenehmen Verwickelungen möglichst aus dem Wege gehen. Ihren Bart lassen Sie hier, und dem Haupthaar geben Sie eine schwarze Farbe.“

Zwei Tage später brachte der städtische Anzeiger das steckbriefliche Signalement des flüchtigen Grafen Dieberg, worin ein rother Vollbart als besonderes Kennzeichen angegeben war.

„Hier lies, Amanda, aus welchem Unglück uns Raphael gerettet,“ sagte Baron Hartung, eine ultramontane Zeitung vor die Tochter legend. „Vermeinter Graf Dieberg war nicht blos ein Betrüger, ein abgefeimter Heuchler, kein Graf, sondern auch ein ganz gemeiner Schwindler.“

In der Wohnung des Flüchtigen fand Herr Wank weder Gold, noch Silber, noch Wagen, noch Pferde, nicht einmal leere Möbel, welche der Hausherr für rückständigen Miethzins in Anspruch genommen.

## Strohmaiers Ausgang.

Herr Wank saß auf dem hochgeschraubten Drehstuhl zu Gericht über Strohmaier.

„Er wird eingestehen, daß aus Ihm nichts zu machen ist, — rein gar nichts!" donnerte entrüstet der Guanofabrikant. „Sechs Monate hindurch bekam Er täglich fünf Gulden, — Summa neunhundert Gulden, — sage neunhundert Gulden! Ist Er hiedurch besser, sparsamer, haushälterischer geworden? Nein! Statt Schnapps hat Er Champagner gesoffen. Neunhundert Gulden gab ich Ihm, weil Er so frech und so dumm war, mir in's Gesicht hinein zu behaupten, die Fabrikherren rühmten zwar Humanität, Aufklärung, Bildung, Menschenliebe, sie selber besäßen aber weder Bildung, noch Humanität; denn sie ließen ihre Arbeiter verhungern. Ich gab Ihm fünf Gulden täglich, um Sein loses Maul zu stopfen, um Ihn zu überzeugen, daß wir Männer des Fortschritts keine

Heuchler sind. Dieser Beweis kostet mich neunhundert Gulden, — und Er ist noch der alte Lump. Ja, Er treibt es noch ärger, als zuvor. Seine Arbeitskraft ist gleich Null, weil Er die letzte Kraft versoffen hat. Er verlangt Taglohn und thut nichts dafür. Meine Geduld hat ein Ende, — Er kann gehen, Er ist entlassen."

„Herr Wank, ich bin Familienvater!"

„Ich auch! Er kann gehen."

„Die Zeiten sind flau, ich bekomme nirgends Arbeit."

„Gilt mir gleich, — Er kann gehen!"

„Herr Wank, ich verspreche Besserung."

„Jawohl, Er verspricht Alles, hält aber nichts. Entlassen ist Er, — punktum!"

„Wollen Sie mich in den Rhein treiben?"

„An Ihm ist gar nichts verloren. Nur mache Er das Ding kurz ab. Befreie Er die Welt von Seiner Gegenwart."

„Herr Wank, haben Sie noch ein einziges Mal Nachsicht! Ich verspreche, bei Allem, was heilig ist, vollkommene Besserung."

„Ihm ist nichts heilig! Nur fort; alles Reden ist überflüssig."

„Herr Wank, vergessen Sie die Dienste nicht, welche ich Ihrem Freunde Dieberg geleistet habe.“

Dies war Oel in die Flammen. Die Achttausend standen aus dem Grabe auf und trieben den Guanofabrikanten vom Drehstuhl.

„Was, — Dieberg? Mein Freund Dieberg?“ schrie er wild. „Betrogen, bestohlen, geprellt hat mich der Schuft. Mein Freund Dieberg? Achttausend Gulden hat er mir abgeschwindelt. Ein schöner Freund! Ein größerer Spitzbube, als dieser Dieberg, ist mir noch gar nicht vorgekommen. Alle Pest über jenen Halunken! Fort, — packe Er sich! Bin es satt, mit Lumpen und Schuften umzugehen.“

Strohmaier lächelte verschmitzt.

„Sie haben früher den Grafen mit ganz anderen Farben gemalt, Herr Wank! Ein offenes Wort, Herr Wank! Wenn Sie mich fortjagen, dann soll die ganze Stadt erfahren, daß Sie mit demselben Manne, den Sie einen Halunken, einen Schuft, Spitzbuben und Betrüger nennen, — daß Sie mit diesem nämlichen Manne unter einer Decke gespielt haben.“

„Was schwätzt Er da? Ich glaube, Er ist ein Narr!“

„Ganz bei Verstand! Haben Sie mir nicht Anleitung gegeben, wie ich den Baron Hartung belügen

und betrügen soll? Haben Sie nicht einige Dutzend Male gesagt: „Lieber Strohmaier, nur schlau, nur klug! Schwöre Er zehn Eide darauf, gesehen zu haben, wie Graf Dieberg den Baron rettete, — zehn Eide, lieber Strohmaier, es wird Sein Schaden nicht sein.“ In dieser Weise haben Sie mich angeleitet. Und ich verspreche Ihnen, jede Schnappskneipe, jedes Bierhaus in der ganzen Stadt soll erfahren, was für ein ehrenhafter und respektabler Mann der Guanofabrikant Wank ist.“

„Ich hätte Ihm Anleitung gegeben, den Baron zu belügen, — ich?“ that Wank erstaunt. „Entweder ist Er wirklich von Sinnen, oder ein Halunke ohne Gleichen. Unterstehe Er sich, meine Ehre zu kränken!“

„Sie läugnen, Herr Wank? Sie wollen sich durchaus nicht erinnern, daß Sie wie ein Spitzbube an Ihrem besten Kunden gehandelt haben?“

„Stille, Unverschämter! Untersteht Er sich, Schmutz und Verläumdung gegen meinen ehrlichen Namen zu werfen, dann werde ich das Gericht gegen Ihn anrufen.“

„Ah, — ich verstehe!“ lachte hämisch der Arbeiter. „Ich habe ja keine Zeugen, Ihren Betrug gegen Hartung zu beweisen, — so denken Sie. Langsam, Herr

Wank! Nicht zehn, sondern zwanzig Eide kann ich schwören, daß Sie ein Lügenspinner und Betrüger sind. Rufen Sie nur das Gericht an, ganz recht, — das gibt einen Hauptspaß."

Wank lief wüthend nach der Thüre und riß dieselbe weit auf.

„Hinaus, Elender, — fort!"

Der Arbeiter schritt durch das Vorzimmer, wo an Pulten einige Schreiber standen. Vor der Thüre des Vorzimmers blieb er stehen und rief mit lauter Stimme: „Herr Wank, — Herr Wank!"

Der Gerufene erschien unter der Thüre seines Comptoirs. Sämmtliche Schreiber sahen betroffen nach dem Arbeiter.

„Herr Wank," rief Strohmaier, „ich werde also beschwören, daß Sie ein Lügner und Betrüger sind," — und wild lachend stürmte er hinaus.

Der Entlassene hielt Wort. In allen Bierhäusern und Kneipen erzählte er Wanks Lügengewebe und Betrug gegen Baron Hartung. Der Stoff war pikant, die Skandalsucht rieb vergnügt die Hände. Nach einigen Tagen konnte Herr Wank nicht öffentlich erscheinen, ohne spöttisch lächelnden Gesichtern zu begegnen. Dies wurde dem Ehrsüchtigen überaus empfindlich, und der reiche Fabrikant war an hochachtungs-

volles Begegnen gewöhnt. Im städtischen Anzeiger erklärte er Strohmaier als niederträchtigen Verläumder, dessen Aussage eine gemeine Rache wegen längst verdienter Entlassung.

Auch die Logenbrüder gingen für den Angegriffenen in's Zeug, eifrig bemüht, den Schmutz hinweg zu waschen von des Maurers Schurzfell.

Strohmaier wurde vor den Richter geladen. Der Richter, gleichfalls ein Freimaurer, gestattete kaum dem Angeklagten eine Vertheidigung, ohne Mühe vor zahlreichen Zuhörern den Beschuldigten als nichtswürdigen Menschen hinstellend. Mit vierzehn Tagen Arrest sollte der Verläumder die Ehrenkränkung, begangen an einem höchst unbescholtenen Manne, büßen.

Dagegen erhielt Wank ein Schreiben Hartungs, das eine jüngste Bestellung auf Guano zurücknahm.

Am Abend der Verurtheilung kam Strohmaier berauscht nach Hause. Käthe empfing ihn schmähend.

„Schon wieder betrunken? Gut ist's, daß Du vierzehn Tage in's Loch kommst, da wirst Du doch einmal nüchtern.“

„Halt's Maul, Canaille, — ich trinke von meinem Gelde!“

„Von Deinem Geld? Dein Geld wird bald bis auf den letzten Kreuzer die Gurgel hinabgelaufen sein.

Fünfzig Thaler liegen noch dort in der Schublade, — ein Tropfen auf 'ne glühende Platte für so 'nen Erzlumpen, wie Du!"

„Halts Maul, sag' ich, — oder!"

„Ja, balle nur die Faust, ich lasse mich nimmer mißhandeln! Wir sind ja nit copulirt mit einander, ich kann gehen. Was hab' ich nur gedacht? Wär' ich doch nur geblieben, wo ich war!"

„Du warst bei den Husaren, Käth; — dorthin kannst Du wieder kommen."

„Besser bei den Husaren, als bei einem fortgejagten lumpigen Mistkäfer."

Strohmaier sprang wüthend nach der Schmähenden; sie flüchtete durch die Thüre. Er stieß einige Verwünschungen aus, saß lallend auf dem Lager, sank hin und lag schnarchend im wüsten Schlafe des Rausches. Der Vollmond sah melancholisch in die Stube herein, zürnend auf den Gesetzlosen und mitleidsvoll auf Bärbelchen, das in der Ecke des Bettes schlummerte. Da öffnete sich leise die Thüre. Käthe schlich herein, stand einen Augenblick lauschend, überzeugte sich vom tiefen Schlafe Strohmaiers, und begann, das seidene Kleid, das Barett mit den Federn, und ihre wenigen Kleidungsstücke in einen Bündel zu packen. Dann zog sie vorsichtig die Schublade des

Kastens, tastete nach den fünfzig Thalern, schob den Fund in die Tasche, legte auf den Tisch einen beschriebenen Zettel, ergriff den Bündel und verschwand. Sie eilte nach dem Bahnhofe und erwartete den Nachtzug.

Strohmaier schnarchte ungestört weiter bis weit in den Tag hinein. Meister Gottholds Hammerschläge verscheuchten die letzten Nebel des Taumels. Er richtete sich auf und sah verwundert durch die Stube.

„Käth, — Canaille, — Luder, — wo steckst Du?" schrie er.

Die leeren Nägel, wo an der Wand die Kleider gehangen, erklärten das Nähere.

„Himmel — Herrgott!" rief er, vom Lager springend. „Sie ist durchgebrannt, — wahrhaftig durchgebrannt!"

Ahnungsschwer sah er die gezogene Schublade und suchte nach den fünfzig Thalern. Sie waren fort. Dagegen fand er den beschriebenen Zettel mit den Worten: „Ich gehe zu den Husaren; — Du Lump kannst in den Rhein gehen."

Strohmaier raste fürchterlich. Bärbelchen schlüpfte unter die Decke, erschreckt durch die Wuthausbrüche und schauerlichen Verwünschungen des Wilden. Er lief nach der Polizei.

„Herr Commissär, meine Frau hat mich bestohlen und ist heute Nacht durchgebrannt."

Der Beamte sah kalt auf den Verwahrlosten.

„Wie heißen Sie?"

„Strohmaier."

„Ah," — sagte gedehnt der Commissär. „Was hat Ihre Frau gestohlen?"

„Fünfzig Thaler, — meinen Sparpfennig, Herr Commissär! Ich habe mich darum geplagt, sauer geplagt. Nun ist es fort, — ich bin ohne Arbeit, ohne Geld, habe nichts zu leben, Herr Commissär."

„Haben Sie Vermuthungen über die Richtung der Flüchtigen?"

„Meine Frau hat eine ganz schlechte Richtung, Herr Commissär! Sie ist faul, putzsüchtig, naschhaft, nichtsnutzig und im Besitz einer Zunge, die schärfer ist, als Gift und Dolch. Was dachte ich nur, dieses Ding zu heirathen!"

„Ich meine nicht die sittliche Richtung," erklärte der Beamte. „Haben Sie keinen Anhalt, wohin Ihre Frau sich begeben hat?"

Strohmaier legte den Zettel vor den Commissär, welcher las und lächelte.

„Demnach hätten wir die Entflohene in der Kaserne zu suchen," sagte der Polizeibeamte

„Das ist nur wieder eine von ihren Lügen, Herr Commissär! Nicht in der Kaserne werden Sie das

Weibsbild finden, sondern in einem Hause, das ich vor Ihrer Ehre nicht nennen mag. Sie werden mich aber verstehen, Herr Commissär. Und dann, Herr Commissär, ist es mir eigentlich nur um die fünfzig Thaler. Die Käth mag beim — bleiben."

Der Beamte schrieb Strohmaiers vollständigen Namen, so wie jenen der Flüchtigen auf ein Stück Papier.

„Kommen Sie morgen wieder!"

Auf die Straße getreten, suchte Strohmaier in den Taschen. Er fand noch einige Sechser und verschwand in der nächsten Kneipe.

Bärbelchen war endlich unter der Decke hervorgekrochen. Das Kind hungerte und weinte laut. Nach geraumer Zeit erschien Hilfe in Gestalt des Meisters Gotthold.

„O du armes Kind, — du verlassenes Würmchen!" sagte er mitleidig. „Wo ist deine Mutter?"

„Durchgebrannt."

„Durchgebrannt? Hm, — dachte mir längst schon dies Ende vom Lied. Man weiß ja, wie so ein Leben ausgeht, — das ist stereotyp."

Er trug Bärbelchen in sein Zimmer und reichte ihm den Rest seines Kaffees, nebst Butterbrod. Den ganzen Tag saß Bärbelchen spielend vor dem Arbeits-

tische des einsamen Meisters. Es aß mit ihm aus einer Schüssel und ertrug ohne Weinen die harten Striche des nassen Tuches, das er mit ungeschickten Händen reinigend über das Gesichtchen der Kleinen führte. Gar oft hatte Gotthold auf das spielende Kind gesehen, dessen endlose Fragen geduldig beantwortet, und ein glückliches Lächeln verklärte das Angesicht des Barmherzigen.

In der Nacht kehrte Strohmaier berauscht heim, ohne die Abwesenheit seines Kindes zu bemerken. Am nächsten Morgen trat Gotthold vor das Bett des Erwachenden.

„Strohmaier, ist das christlich, ist das menschlich? Sie laufen den ganzen Tag in der Stadt herum, aus einem Wirthshaus in das andere, und denken nicht an Ihr Kind? An Ihr Kind, das hungert und dürstet? Das arme Evchen ist am Schlagen gestorben," —

„Am Schlage, — Herr Gotthold!"

„Am Schlagen, — sag' ich! Das Evchen ist am Schlagen gestorben, soll Bärbelchen am Hunger sterben? Ist nicht stereotyp, daß Thiere sorgen für ihre Jungen, — und Sie, der Sie auf Menschenwürde Anspruch erheben?"

„Ich erhebe durchaus keine Ansprüche auf Menschenthum, bester Herr Gotthold!" sagte Strohmaier,

sich aufrichtend. „Auch ich bin ein Thier, — weiter nichts. So eine Art Affe, nur mit dem Unterschied, daß alle Affen der Welt nicht im Stande sind, so viel auszuhalten, so viel Elend zu ertragen, wie der Affe Strohmaier."

„Ja, ganz recht! Und alle Affen der Welt schlagen auch nicht so aus ihrer Art, wie der Strohmaier. Die Affen bleiben manierlich und in den Grenzen ihrer Sitten, Gewohnheiten und äffischen Bildung, — das ist stereotyp. Aber aus einem Menschen wird niemals ein Thier, und wer's versucht, den Menschen abzulegen, der macht einen Teufel oder ein Unthier. So ist's akkurat mit Ihnen. Sie betragen sich nicht wie ein menschlich Wesen, und auch nicht wie ein Thier; denn kein Thier verläßt sein Junges."

„Herr Gotthold, um Vergebung, ich kannte Ihre Güte und darauf, nämlich auf Ihre bekannte Gutherzigkeit, habe ich mich verlassen. Ich wußte, daß mein Bärbelchen gut bei Ihnen aufgehoben ist. Sie sind ja der beste, der humanste, der mitleidigste Hausherr in der ganzen Stadt, — das ist stereotyp, Herr Gotthold."

„Und Sie taugen gar nichts, Strohmaier! Schämen Sie sich doch endlich einmal! Werden Sie doch ein ordentlicher Mensch, es ist wahrhaftig Zeit!"

„Es ist Zeit, — jawohl, es ist Zeit!" entgegnete

unheimlich der Andere. „Was thut man eigentlich auf der Welt? Man quält sich, man plagt sich, man ärgert sich, man ißt und trinkt, und am Ende? Hm, — je eher das Ende, desto besser."

„Was sind denn das wieder für Reden? Hätten Sie Religion im Leibe, Strohmaier, dann wüßten Sie, daß sich kein rechtschaffener Mann umsonst plagt. Der Lohn wird Jedem ausbezahlt vom guten Gott im Himmel da droben, — das ist stereotyp. Sagt nicht die Bibel: „Was der Mensch säet, das wird er ärnten?" Aber Sie säen nichts, als Unkraut, weil Sie keine Religion haben, und eben darum haben Sie auch keinen Trost, keinen Muth für das Leben."

„Es ist wirklich so, Herr Gotthold, ganz so, wie Sie sagen! Ich habe keinen Trost und keinen Muth für das Leben, — genau so ist's. Jetzt muß ich auf die Polizei. Auf Bärbelchen haben Sie ein Auge, nicht wahr?"

„Bärbelchen hat schon den Kaffee getrunken, — gehen Sie! Aber kommen Sie heim, wie ein vernünftiger Mensch."

„Sie sollen Ihre Freude an mir haben, Herr Gotthold, — Sie sollen sich wundern," und mit einer vielsagenden Grimasse verließ er die Stube.

Nach Verlauf einiger Stunden kehrte Strohmaier

zurück. In stiller Verzweiflung warf er sich auf einen Stuhl und starrte in das Leere.

„So, — also," — begann er nach langem Hinstarren, „ich bin ein Lump, ein Taugenichts, ein Revolutionär, ein elender Geselle, — wie der Commissär versichert. Abermals ist ein Protocoll gemacht, weil ich gestern wieder geschimpft habe gegen die Geldprotzen, gegen die bestehende Ordnung, und weil ich ein gefährliches Subjekt bin, darum werde ich für lange Zeit hinter Schloß und Riegel gesetzt. Meinen Sie, Herr Commissär? Ha, — ha!" lachte er schrecklich. „Ich, der gescheidteste Kopf des Arbeiterfortbildungsvereins, ich sollte der bestehenden Ordnung gefährlich sein, mich gar in die Zelle sperren lassen? Wie sagt der Dichter? „Es gibt Augenblicke, wo der Mensch eine Frage frei hat an das Schicksal!" Jawohl, aber das Schicksal ist so unverschämt, auf die vernünftigsten Fragen die impertinenteste Antwort zu geben. Für meinen Theil will ich alle Fragen ganz gründlich lösen, und zwar ohne Beihülfe aller großen Geister, die sich gegenwärtig mit Lösung schwieriger Fragen beschäftigen: — ein guter Strick löst Alles. — Die unabweisbare Forderung des modernen Gedankens ist, daß ein Lebensmüder die Freiheit habe zu sterben, wann er will. Ist das nicht

eine glänzende Errungenschaft moderner Bildung? Fortgeschritten bis zur sittlichen Entrüstung über jeden Aberglauben der Priesterreligion, gehe ich, mit einem Stricke um den Hals, allen Schwierigkeiten aus dem Wege. Und doch, — doch, — verflucht sei der Fortschritt! Wohin bin ich fortgeschritten? Wohin? Vor mir Abgrund, — hinter mir Abgrund, — in mir Abgrund, — von allen Seiten Abgrund! Aber ich will diesmal nicht lange philosophiren, wie am Rhein. Kurz abgemacht!"

Er wühlte unter dürftigen Kleidungsstücken des Kastens und zog einen Strick hervor. Er schloß die Stubenthüre. Dann knüpfte er den Strick zu einer Schlinge und suchte an der Wand nach einem festen Nagel. Da klopfte es an die Thüre.

„Strohmaier, — Strohmaier, — mach' einmal auf!"

Der Angerufene verbarg den Strick und öffnete. Ein Arbeiter trat ein. Dieser hatte gutmüthige Züge und zwei Augen, deren Ruhe angenehm neben Strohmaiers wilden Blicken hervortrat.

„Du bist's, Merkel?" sagte Strohmaier, sich die Augen reibend, wie ein im Schlafe Gestörter. „Verwunderlich! Als ich das erste Mal schlafen gehen

wollte, da störte mich eine Betschwester, und jetzt stört mich ein Betbruder. Was willst Du?"

„Strohmaier, ich habe von den Widerwärtigkeiten gehört, worin Du gerade steckst. Weil wir mit einander auf einer Schulbank gesessen sind, so versteht sich's von selbst, daß ich Antheil nehme an Deinem Schicksal."

„So, — so! Was weiter?" warf der Andere hin.

„Du bist ohne Arbeit, ohne Brod. Du könntest bei uns gleich eintreten, wenn Du wolltest."

„Bei euch? Das kommt mir fast lächerlich vor. Ihr Alle seid ultramontan, vom Jungen angefangen, bis hinauf zum Fabrikherrn. Strohmaier unter den Ultramontanen, — hm! Dies wäre noch närrischer, als Saul unter den Propheten."

„Warum denn? Du wirst menschlich vom Fabrikherrn, und brüderlich von allen Arbeitern behandelt."

„So, — so, — menschlich, — brüderlich! Ihr Ultramontanen seid doch sonst nicht stark in der Phrase, aber das „menschlich" und „brüderlich" klingt sehr phrasenhaft. Ich glaube weder an die Menschlichkeit des Fabrikherrn, noch an die Brüderlichkeit der Arbeiter. Alles eitel Dunst und Larifari."

„Mache den Versuch, Strohmaier! Nur Deine wilde Lebensweise mußt Du aufgeben.“

„Aha! — Meine Lebensweise aufgeben, — muß ich aufgeben? Da haben wir's gleich! Eure Brüderlichkeit besteht darin, die Freiheit des Fortschrittes mir zu nehmen, einen Betbruder aus mir zu machen. Danke schön! Ihr habt da einen Verein. Wer steht an der Spitze eures Vereines? Ein Pfaff. Und der Pfaff hält euch in Extrazusammenkünften Vorträge aus der Bibel, weil das Geschwätz von der Kanzel nicht ausreicht, der gesunden Vernunft den Hals umzudrehen. Derselbe Pfaff führt euch alle Vierteljahr zur Beicht und Communion, lehrt euch, die Augen andächtig verdrehen, und schreckt euch durch Hölle und Gottesfurcht aus dem süßen Lebensgenuß. Und zu euch soll ich gehen, Merkel, — zu euch? Nein, lieber in den Tod.“

„So ist's nicht gemeint, Strohmaier, durchaus nicht! Gefällt Dir unser Verein nicht, so bleib' weg. Aber in unsere Fabrik kannst Du gleich eintreten.“

„Schweige mir von allen Fabriken! Das Sklavenleben hab' ich satt. Lieber ziehe ich mir den Hals zu.“

„Von Sklavenleben ist keine Rede.“

„Doch, doch! Du bist ein Sklave, ihr Alle seid Sklaven des Fabrikherrn Stieber.“

„Sei doch gescheidt, Strohmaier, — ich ein Sklave?“ rief Merkel verwundert. „Ein freier, christlicher Arbeiter bin ich.“

Strohmaier lachte häßlich.

„Ein freier, christlicher Arbeiter, der um täglich zehn Batzen sein Leben, seine Kraft dem reichen Protzen Stieber verkauft, und der sich so elend hinschleppt, daß er gerade nicht verhungern muß.“

„Wir haben Lohnerhöhung, — täglich einen Gulden zwölf Kreuzer, und das reicht.“

„So, — wirklich? Hm, dazu hätte sich Wank nimmer verstanden. Euer ultramontaner Protz ist doch noch etwas humaner, als der dicke aufgeklärte Wank. Aber ein Gulden zwölf täglich reicht auch nicht.“

„Doch, doch! Wir kommen recht gut aus. Ich habe nun vier Kinder. Meine Frau geht in die Wäsche, verdient wöchentlich auch einige Gulden, und wenn meine Kinder einmal herangewachsen sind,“ —

„Dann werden sie Sklaven, wie ihr Vater,“ ergänzte Strohmaier.

„Sklaven, — ich begreife Dich nicht!“ versetzte Merkel kopfschüttelnd. „Alle Menschen müssen arbeiten, die Armen wie die Reichen, und Arbeit macht

nicht zu Sklaven. Ich bin ganz zufrieden in meinem Stande."

„Siehst Du, Merkel, Deine Zufriedenheit kommt lediglich daher, weil Du ein Ultramontaner bist, der geistige Freiheit nicht kennt, der von den Pfaffen unter das Joch Gottes gebeugt wird, und der sich für alles Elend tröstet mit der simplen Hoffnung auf den Himmel. Ist es nicht so?"

„Allerdings, — die Hoffnung auf ein ewiges, seliges Leben hält aufrecht."

„Wenn's aber nichts ist mit Deiner Hoffnung, Merkel? Wenn der Himmel für den armen Lazarus nur schlau erdacht wurde, um ihn geduldig im Joche zu erhalten? Was dann, Du getäuschter Bewerber um den Himmel, was dann?"

„Dann freilich, dann wäre das Leben für den Armen oftmals unerträglich. Aber es gibt einen Gott, eine ewige Vergeltung, und einen Himmel für den Guten; an diesem Trost halte ich fest."

„Thu's, halte fest an dem Irrwisch!" spottete der Andere. „Ja, es ist schon so, — Du bist halt ein Ultramontaner, ein Mensch des Jenseits, an das ich einmal nicht glaube."

„Hat Dich etwa Dein Unglaube glücklich gemacht, Strohmaier?"

„Wieso? Du willst moralisiren, — predigen? Das lass' bleiben! Ich bin, was ich bin; kein Pfaffenknecht, sondern ein Mensch, der frei verfügt über sein Schicksal."

„Wenn Du frei verfügst über Dein Schicksal, dann komme zu uns. Schimpfe nicht über Glauben und Religion. Siehst Du, gerade wir Arbeiter haben den größten Vortheil davon, wenn der Glaube, die Religion recht Brauch werden in der Welt."

„Wieso?"

„Sehr einfach! Haben die Fabrikherren keine Religion, dann werden sie uns unterdrücken, hart behandeln, wie menschliche Maschinenkräfte ansehen. Haben sie dagegen ein Gewissen, einen Glauben an Gott und an seine Gebote, dann werden sie uns betrachten als Ebenbilder Gottes, als ihre Nächsten, gegen welche sie Pflichten haben. Wir werden nach Recht und Billigkeit behandelt. Darum ist's gerade für den Arbeiterstand von der allergrößten Wichtigkeit, daß Religion herrsche in der Welt. So ein braver, religiöser und gewissenhafter Mann ist unser Stieber. Wie gefällig, wie freundlich, wie gutmüthig ist er gegen uns Alle! Also komm zu uns, Du wirst es nicht bereuen, wirst zufrieden und glücklich sein."

„Zu den Ultramontanen? Nein, — lieber in den Tod!“

„Und nach dem Tode, Strohmaier?“

„Ist Alles aus und vorbei.“

„Das ist meine Ueberzeugung nicht. Nach dem Tode kommt das Gericht.“

„Horch, jetzt ist's genug! Mache, daß Du hinaus kommst.“

„Was willst Du anfangen?“

„Das geht Dich nichts an. Dort ist die Thür.“

„Wie traurig!“ sagte Merkel vor sich hin. „Wolltest Du nur Vernunft annehmen und Deine verkehrte Gesinnung aufgeben, Du würdest ein zufriedener Mann und ruhig in Deinem Innern.“

„Hölle und Teufel, — willst Du's Maul halten?“ schrie der Andere, wild aufspringend. „An mir ist nichts zu bekehren, Du Pfaffenknecht, Du dummes Vieh aus dem Schafstallchristenthum! Lieber hänge ich mich gleich an diesen Balken, als ich ein ultramontaner Esel werde.“

Merkel sah erschreckt in das wüthende Wesen Strohmaiers, wagte keine weitere Vorstellungen und ging.

Strohmaier schloß abermals die Thüre.

Einige Stunden später gab es vor dem Häuschen

Gottholds einen bedeutenden Zusammenlauf. Durch das Fenster sah man den baumelnden Leichnam Strohmaiers. Leichenblaß erschien Meister Gotthold auf der Polizei mit der Anzeige des verübten Verbrechens. Die Polizei öffnete gewaltsam die Thüre, ein Protocoll wurde aufgenommen, die Leiche abgeschnitten, und auf des Hausherrn inständiges Bitten sogleich auf einem Karren hinweg gefahren.

„Wie gelebt, so gestorben, — das ist stereotyp!“ sagte Meister Gotthold.

---

## In der Ehe.

Das Fest der heiligen Dreikönige wurde für den Pathen zugleich ein Fest unbestreitbaren Triumphes. Nach zahllosen Berathungen mit Frau Leonore, nach vielen Zusprüchen und Vorstellungen, war es endlich gelungen, für das unfehlbare Mittel gegen die Uebermacht des Idealismus den Künstler zu gewinnen, — für ein Ehegemahl. Am Vermählungstage Raphaels und Amanda's leuchtete des Pathen Angesicht von Glückseligkeit, und beim Festessen, das in seltenem Glanze und feiner Auswahl der Stoffe die religiöse Feier schloß, bedauerte Herr von Schwertschlag den Ausfall eines Balles im Programm.

„Ich zähle heute achtzehn Jahre," versicherte er Raphaels glücklicher Mutter, „und verspüre in meinen Beinen einen offenbaren Drang, zu walzen. Es ist erstaunlich, meine Gnädige, und ganz wunderbar, wie längst überwundene Nichtigkeiten der Jugend im

Alter fortschlummern, um an Tagen, wie der heutige, zu erwachen. Wirklich schade, daß der Ballsaal verschlossen bleibt!"

Die Edelfrau lächelte gütig, dann etwas schelmisch; denn sie dachte sich die tanzende Figur des Pathen.

„Mich freut dieser glorreiche Erfolg unserer Bemühungen wie ein großer Sieg," fuhr Herr von Schwertschlag heiter fort. „Wie oft sind wir berathschlagend zusammen gesessen! Welcher Anstrengungen bedurfte es, unseren Idealisten mit zarten Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens zu befreunden! Niemals hätte er diesen heilsamen Schritt aus freiem Antriebe und nach Bedürfniß unternommen. Das Malen hätte ihn schließlich vom großen Verkehr vollständig abgesperrt, und wir hätten in gräßlichen Aengsten gelebt für sein Leben. Nun betrachten Sie dieses strahlende Paar! Gibt es ein zweites auf Erden?"

Der erste Theil dieser Rede enthielt offenbar eine Uebertreibung persönlichen Verdienstes, und diese Uebertreibung gründete auf der völligen Unkenntniß raphaelischer Herzensstellungen. Den bekannten Eindrücken der Photographie Amanda's folgte die Anschauung der Wirklichkeit, und diese riß zu unbegrenzter Bewunderung hin, nachdem das väterliche „prüfe genau" von nicht geahnten Ergebnissen gekrönt wor-

den. Und wenn Herr Raphael, bald nach dem Verschwinden des Entlarvten, um die Hand einer Jungfrau bat, deren geistige und körperliche Schönheit auf Erden zum zweiten Male nicht existirte, — nach Raphaels Ansicht nämlich, so handelte er allerdings aus innerem Drang, und nicht in Folge von Zusprüchen und Vorstellungen des eifrig besorgten Pathen.

Dagegen bedarf der zweite Theil der Schwertschlag'schen Rede keiner Berichtigung. Sogar ein Kunstkritiker, dessen Anforderungen nicht leicht zu befriedigen sind, und zwar in Folge seines Glaubens an Ideale, würde an dem Paar kaum einen Mangel gefunden haben. Die wundervolle Schönheit der Braut blendete alle Augen, und die Stattlichkeit des jungen Freiherrn bewegte alle Herzen. Längst war die rücksichtslose Zeit auch über das Vermählungsfest hinweggeschritten, und immer noch bildete das seltene Paar Gegenstand der Unterhaltung und Bewunderung in städtischen Gesellschaftskreisen.

Den kleinen Rest des Winters verlebten die jungen Eheleute im freiherrlichen Palais, wohin täglich der einsame Baron Hartung zum Besuche kam. Bereits hatte er mit Raphael den Plan zum neuen Atelier entworfen. In reichem Schmuck und mit Befriedigung aller malerischen Zweckmäßigkeiten sollte es an die

Villa gebaut werden. Und kaum gestattete es die Jahreszeit, so entstanden um den Bauplatz Hütten, in denen geschickte Steinmetzen arbeiteten.

Mit dem Frühling bezogen Raphael und Amanda die Villa. Diebergs Sudelarbeiten mußten den Bildersaal räumen, und mit ihnen zog manches andere Stück desselben Werthes hinaus. Dafür entließ das Cabinet die eingesperrten alten Meister in den Ehrenraum. Auch Raphaels „Mörder Germanias," nebst anderen Kindern desselben Vaters gaben dem Saal eine hervorragende Bedeutung in der Kunstwelt.

Baron Hartung, mit lebendem Leibe in den Himmel seiner kühnsten Erwartungen versetzt, betrieb eifrig den Bau jener geweihten Stätte, wo künftig unter seinen Augen Herrliches entstehen sollte. Und das Atelier wuchs rasch aus dem Boden, durch seine reichen Verhältnisse mit jedem fürstlichen Bau wetteifernd. Raphael stand oft bei den Steinmetzen und betrachtete mit Interesse die Arbeiten ihres Meisels, der geschmackvolle Formen und zarte Linien in die harten Stoffe trug. Von ihm selbst forderten die Geister des Bildens und Schaffens alte Rechte, und zwar mit solchem Ungestüm, daß der Andrang sogar Amanda's Herrschaft im Gebiete des Herzens in Frage stellte. In Gedanken vertieft, schritt er durch die Anlagen der

Villa, er phantasirte an verborgenen Plätzchen des Parkes, und schaute Frau Amanda in das geliebte Antlitz, so fand sie darin das Leben einer anderen Welt. Jetzt schon wurde offenbar, des Pathen Behauptung, eheliche Bande würden den Künstler festhalten im Laufe des Gewöhnlichen, sei ganz und gar unrichtig. Die Neuheit der Verhältnisse und eine ideal verklärte Gattenliebe hemmten anfänglich zwar den Flug des Musensohnes; dann aber brachen die höheren Gewalten um so unwiderstehlicher hervor. Dessen ungeachtet störten die fremden Mächte keineswegs die süße Harmonie des Ehelebens. Amanda's Geistesverwandtschaft mit Raphael, und ihre biographischen Kenntnisse bedeutender Männer, ermöglichten das Verständniß künstlerischer Stimmungen und innerer Lebensbedürfnisse. Demzufolge wich ihre Behandlungsweise des Gatten sehr ab von Leonorens mütterlich ängstlichen Sorgen um das Kind.

„Seit der Vermählung wird Raphael täglich lebensfroher, heiterer, ich möchte fast sagen — irdischer," erwähnte Leonore dem Gatten gegenüber. „Pathe Schwertschlag hatte recht, wenn er behauptete, eine gesunde und erlaubte Leidenschaft werde Raphaels Ernüchterung bewirken."

„Warte ab, Lorchen, warte ab!" hatte der Frei-

herr geantwortet. „Unser Maler wäre kein geborener Künstler, könnte auch die innigste Gattenliebe den Schöpfungstrieb sättigen. Bald wird er in die Welt idealer Schönheit zurückkehren, und deren Herrlichkeit durch Zeichnung und Farbe zu versinnlichen trachten.“

Diese Prophezeiung beunruhigte. Mutter Leonore fand nöthig, Amanda's Kriegslist anzusprechen, um Raphaels Rückkehr zu Pinsel und Palette möglichst hinauszuschieben.

„Suche ihn festzuhalten im gewöhnlichen Leben,“ sprach sie. „Deinem Einfluß und Deiner Klugheit wird dies leicht; denn er ist vollkommen glücklich in Deinem Besitze, mein Kind, und Deine Persönlichkeit füllt seine ganze Seele aus. Gelangten dagegen die Compositionsgeister wieder zur Herrschaft, Du würdest ihn ganz und gar verändert finden. Darum wehre sie ab die unheimlichen Geister.“

Und mit Erstaunen begegnete Mutter Leonore einer völlig entgegengesetzten Ansicht.

„Sie erschrecken mich, liebe Mutter!“ versetzte Amanda mit kindlicher Aufrichtigkeit. „Darf ich meines Gatten ganze Seele ausfüllen? Darf meine Wenigkeit ihm einziger Lebensinhalt sein? Er ist

reich begnadet von dem Herrn, und die Geisteskräfte wurden ihm gegeben zum Segen für die ganze Menschheit; denn ein wirklicher Künstler ist ein Organ des Himmels an die Erde. Und dieses Organ darf wahrhaftig nicht verstummen, es soll mit Fleiß die Gedanken Gottes in den Formen des Schönen darstellen, damit wir alle gewinnen, edler denken, reiner empfinden und höher streben. Wäre nicht grausam, liebe Mutter, der Nachtigall zu wehren, ihr süßes Lied zu singen? Verkümmern und sterben müßte der holde Sänger unter diesem unnatürlichen Zwang. Und auch die Absicht des Schöpfers bliebe unerfüllt, der kein Schweigen will, wo er das wundervolle Lied eingeschaffen. Und wie klein ist Nachtigallenschlag, wie unbedeutend und nichtssagend, der großen herrlichen Welt gegenüber, die in des Künstlers Seele schafft und gestaltet! Und wenn es das Vöglein drängt, zu singen, wie mächtig wird der Schöpferdrang des Künstlers Brust erfüllen! Müßte nicht ein gewaltsames Zurückdämmen dieses Dranges für Körper und Gemüth von schlimmen Folgen sein? Deßhalb, liebe Mutter, kann ich dem hohen Berufe meines Raphael nicht hindernd im Wege stehen. Nächst Gott ist er mir auf Erden das Höchste, und klein sehe ich empor zu seiner Größe. Mein Auge soll Tag und Nacht über ihm

wachen, meine geringen Kräfte sollen ihm dienstbar sein. Und wenn maßlose Thätigkeit sein theures Leben gefährdet, dann will ich ihn liebkosend zurückrufen an meine Seite."

„Deine Vorstellungen sind erhaben, meine Tochter," versetzte gerührt die Mutter. „Handle nach Deiner Einsicht und nach Deinem Herzen. Vollkommen beruhigt darf ich Deiner Liebe vertrauen."

Amanda's Versicherung: „Tag und Nacht soll mein Auge über ihm wachen," — war keine leere Phrase. Deßhalb entging der zärtlich Besorgten nicht, als die „unheimlichen Geister" Raphael zu bedrängen anfingen. Ohne Wissen des Gatten, ließ sie einen hellen Saal der Villa in ein Nothatelier verwandeln, Farbenkasten, Gliedermänner, Gewänder und andere Malerbedürfnisse dahin bringen, und jetzt überraschte sie ihn mit dem Werke ihrer heimlichen Fürsorge. Er fand die Einrichtungen vortrefflich, begann sogleich die nöthigen Vorrichtungen, und nach einigen Tagen löste sich der düstere Bann auf in freudiger Thätigkeit.

„Aber nicht ganz entlasse ich meinen Geliebten in das Reich der Ideale," stellte sie ihm schmeichelnd vor. „Ein gutes Stück des Tages gehörst Du mir, zur Buße für Dein Streben, auf Erden schon den Himmel genießen zu wollen."

Er sah liebevoll auf das reizende Ehegemahl und drückte es innig an seine Brust.

„Die auferlegte Buße hat einen so bestechenden und anziehenden Inhalt," sagte er, „daß der Uebergang von Idealismus zum Realismus kaum bemerkbar."

Und der Gatte schien keine Uebertreibung aus Zärtlichkeit verschuldet zu haben, indem er Amanda einen kaum bemerkbaren Uebergang vom Idealismus zum Realismus nannte. Denn ihr gelang das Außerordentliche, jene drückende Stimmung, welche den Maler bei der Rückkehr von sonnigen Höhen des Parnaß in die nebelige, kalte Wirklichkeit zuweilen erwartete, durch ihr Lächeln, ja durch einen Blick zu verscheuchen. Selbst Munterkeit und Scherz wußte sie aus ihm herauszulocken, so daß Frau Leonore staunte über die Zauberin.

„Amanda besitzt einen ganz wunderbaren Einfluß auf Raphael," sagte sie dem Gatten. „Ihre Augen sind zwei Sonnen, die jede Wolke von seiner Stirne verscheuchen, und ihr süßes Wort ist himmlische Musik für sein Gemüth. Es ist zum Erstaunen, wie sie ihn tändelnd lenkt und leitet mit geringer Mühe."

„Dennoch liegt mehr Berechnung und psychologische Kenntniß in Amanda's Verfahren, als Du glaubst," entgegnete Herr Max. „Ihr Schmeicheln und Liebkosen

sind keine leeren Tändeleien, sondern klug verstandene Beschwörungen jener schwermüthigen Abspannung, die ihn gewöhnlich nach sehr bedeutenden Anstrengungen überfällt. — Sogar seine Kunst beeinflußt sie, und zwar mit Segen und Erfolg. Vor einigen Wochen überraschte ich bei Gesang und Musik. Amanda spielte das Harmonium, Du weißt ja, wie sie es spielt, nicht wie ein Tast-, sondern wie ein Blasinstrument, so meisterhaft verwendet sie das Expressionsregister. Ihre glockenhelle Stimme trug tief gefühlt eine marianische Antiphone im alten Choralstyl vor. Raphael saß festgebannt unter den Eindrücken des Chorals, und Thränen fielen aus seinen Augen. Indem sie aber jene reinen und erhabenen Gedanken ihm in die Seele hinein singt, und die einfache Schönheit des Mittelalters in sein Gemüth hineinträgt, bestimmt sie ohne Zweifel sein malerisches Erfassen der Stoffe."

Dagegen war eine andere Seite amandischen Einflusses dem scharfsichtigen Freiherrn entgangen.

Amanda's Begriffe vom Eheleben waren nicht jene oberflächlicher Alltäglichkeit. Sie betrachtete dieses von der Liebe belebte Verhältniß als eine Brücke, aus der wechselvollen Zeitlichkeit in das Jenseits unbeweglichen Glückes. Höchster Zweck der Ehe war ihr fortschreitende Entwickelung der sittlichen Kräfte und

Fähigkeiten, Festigung des Willens nach der Norm göttlicher Gebote, und folgerichtig gegenseitige Veredlung. Genau bekannt mit den Neigungen des Herzens, wußte sie, daß jenes großartige Endziel nur durch fromme Zucht und christliche Disciplin erreichbar sei. In diesem Sinne wirkte sie auf den Gatten, beginnend mit einem verpflichtenden Stundenplan, an den sich der Maler binden sollte.

„Kein sittlich strebender Mensch darf sich der Entsagung und Abtödtung entschlagen," stellte sie liebreich vor. „Lassen wir die Neigungen zügellos, dann rennen sie fort, immer weiter und weiter bergab, bis zur Gesetzlosigkeit der Leidenschaft. Maß in allen Dingen, — haben schon die denkenden Heiden gelehrt. Auch Deinem Gestaltungsdrang mußt Du gebieten, mein Raphael! Denn maßlose Anstrengung würde Körper und Geist schädigen. Du malst ohne Unterlaß, Du malst jeden Tag, aber Du malst in Pausen. Halten wir fest am Stundenplan, und wenn Dir schwer fällt, auf die Minute dem Kunstgenusse zu entsagen, so ist diese Abtödtung für Dich ein großer Gewinn: Du lernst Dich beherrschen."

Und dann rückte sie weiter vor im Plane edler Absichten. Sie brachte in Verbindung mit Vereinen der Barmherzigkeit. Jeden Monat erschien sie vor

dem Gatten mit der Sammelbüchse, auf deren Deckel in goldenen Buchstaben die Worte standen: Zur Ehre Gottes — für die Armen! Und der Eheherr verweigerte niemals „zur Ehre Gottes" seinen Beitrag. Abermals eine Zeitspanne, und Raphael wurde thätiges Mitglied des St. Vincentius-Vereines, eines Männerbundes, dessen Aufgabe darin besteht, arme, verwahrloste Familien zu unterstützen, und durch Besuche auf deren Sittigung zu wirken. Hiedurch kam Raphael in enge Berührung mit dem Leben. Er fand in dieser Thätigkeit nicht allein das befriedigende Bewußtsein des Wohlthuns, sondern auch manchen Gewinn für seinen Malerberuf.

Bislang genügte Raphael seiner Christenpflicht durch Anhörung einer Stillmesse an Sonn- und Feiertagen. Amanda erweiterte diese fromme Uebung durch die Theilnahme an Hochamt und Predigt.

„Das wird Dir nützen, mein Einziger!" erklärte sie. „Schon Dein Beispiel für Andere ist Gewinn. Dein Herz wird weiter und wärmer, wenn es schlägt in der großen Versammlung der Andächtigen vor dem Herrn."

Er fand die Behauptung richtig, und nicht ohne Verwunderung die Thatsache bestätigt, daß ein gemeinsamer Gottesdienst, in dem sich Viele in gleicher Ge-

sinnung und im Glauben begegnen, wie ein geistiges Band mit der Gemeinschaft der Gläubigen warm und lebensfrisch verknüpfe.

In dieser Weise zog Amanda den Gatten allmälig aus dem Einsiedlerleben, brachte ihn thätig in den Wechselverkehr mit den Menschen, lockte ihn aus der einseitigen Innerlichkeit heraus, und lehrte ihn die Stimmungen beherrschen, ohne die Arbeiten des Künstlers zu beeinträchtigen. Sie führte ihn zur christlichen Anschauung über das Leben, und begegnete schließlich jener Gefahr, welche Mutter Leonore fortwährend in Aengsten gehalten. Und dem Gemahl entgingen die heilsamen Einwirkungen seines glänzenden Weibes nicht. Hatten schon den prüfenden Jüngling Bewunderung und Liebe für Amanda mächtig ergriffen, so steigerten sich im Gatten jene Empfindungen in dem Maße, als er täglich mehr die Tiefe ihrer strahlenden Weiblichkeit kennen lernte.

Von Baron Hartung ist zu berichten, daß sein väterliches Herz freudig bewegt mit Herrn Max und Frau Leonore in der Ueberzeugung von dem Glück ihrer Kinder zusammenstimmte. Sein Enthusiasmus für Malerei fand gesunde Nahrung im steten Verkehr mit Raphael, dessen Arbeiten er mit dem regsten Interesse

begleitete. Täglich sah ihn das Atelier bewundernd und glückselig vor der Staffelei.

Dennoch gab es in der allgemeinen Harmonie einen Mißklang — Eduard von Schwertschlag. Diesen jungen Mann hatte die praktische Anwendung des wissenschaftlichen Naturalismus zur völligen Erschöpfung der Kräfte geführt. Gebrochen an Geist und Körper schlich er durch das Leben, dessen baldiger Schluß ihm nicht verborgen blieb. Nach der Villa kam er anfänglich selten, dann öfter, endlich jeden Tag. Amanda empfing den Unglücklichen immer liebevoll, und ihm entging nicht, daß inniges Mitleid ihre Seele bewege. Er sah das Glück des Freundes, erkannte dessen Quelle in religiösen Prinzipien, und fand den Unterschied zwischen ungläubig modernem und christlichem Eheleben ganz außerordentlich. Diese Thatsache war eine Erscheinung von so starker Nöthigung, daß selbst der skeptische Geist des Philosophen nicht darüber hinweg kam.

„Wie Faust in Grethchens Kammer, so schnüffle und spionire ich seit Monaten in Deinem Ehegemache herum," sagte er eines Tages dem Freunde. „Nirgends findet sich ein Flecken ehelicher Mißgestaltung. Alles ist sauber und rein, Alles hell und glücklich. Wären sämmtliche ultramontane Ehen von dieser Art,

ich müßte ein wichtiges Zugeständniß an den Glauben machen."

„Gleiche Ursachen haben bei gleichen Bedingungen immer gleiche Wirkungen," versetzte Raphael. „Untreue, Lieblosigkeit, Zwietracht und Zerfall in den Ehen konnten eben nur entstehen, durch den Abfall vom Geiste des Glaubens."

„Du wirst zugeben, daß Amanda's ungewöhnliche Persönlichkeit die Sonne Deines Ehehimmels ist. Diese Sonne würde leuchten, erwärmen, beleben und beglücken auch ohne religiös geregelten Kreislauf."

„Das muß ich entschieden bestreiten," entgegnete Raphael. „Amanda könnte nicht sein, was sie ist, ohne die Axe ihres Lebens, und das ist der lebendige Glaube. Ihr ganzes Wollen, Denken und Streben ist eine herrliche Frucht an jenem evangelischen Rebstock, der lebt durch übernatürliche Kräfte. Meine ja nicht, daß ihre Anmuth, ihre holde Demuth, ihr leuchtendes Wesen natürliche Gaben seien, — nein! Durch fromme Zucht, geregelt nach dem Willen des Allerhöchsten, ist sie kämpfend emporgestiegen zu dieser geistig reinen Höhe. Gäbe es auch wirklich Geschenke der Natur von dieser verklärten Art, abgerissen vom nährenden Rebstock des übernatürlichen Lebens, müßten sie in Stürmen dieser Welt zerfallen. Ich kenne

ja die stille, rastlose Thätigkeit meiner Frau im Garten ihrer Seele, wo täglich das wurzelnde Unkraut schlimmer Neigungen von ihrer Hand vertilgt wird. Ueberhaupt wird mir täglich klarer, daß die Existenz der bösen Neigungen im Menschen von der großen Welt allzuwenig beachtet wird. Dieses Erbstück unseres Geschlechtes ist eine Macht, die im Grunde Alles beherrscht, jeden Bau des öffentlichen Wohles und alles Glück des Einzelnen im Fundament zerstört, wenn nicht strenge Hut und kräftiger Widerstand sie bändigt. Wüste Leidenschaften, Laster und sittliche Versunkenheit sind die größten Feinde des Einzelnen und die Mörder der Nationen. Die Mutter aber dieser Menschenfeinde und Völkermörder sind eben die bösen Neigungen. Umsonst arbeiten Kammern, Staatsmänner und Fürsten für blühende Wohlfahrt, wenn die Quelle alles Unheiles sich fast unbeschränkt über die Gesellschaft ergießen darf, wenn der einzigen Macht, welche stark genug ist, jene Quelle zu schwächen und schadlos zu machen, die volle Entfaltung ihrer Thätigkeit verkümmert wird; — ich meine die geistige Macht der Kirche. Amanda würde sich von den modernen Frauen in nichts unterscheiden, lebte sie nach gleichen Grundsätzen. Sie wäre flatterhaft, putzsüchtig, aufgeblasen, untreu und ge-

setzlos, bei entsprechender religiös-sittlicher Herzensstellung."

„Mir bliebe immerhin manche Einwendung offen," sagte der Philosoph. „Allein vor Dir habe ich das Recht des Widerspruchs verloren. Also: — Fiunt, non nascuntur Christiani, — concedo! Ich bewundere Deine Gattin und bestreite nicht, daß sie, kämpfend unter dem heiligen Banner des Christenthums, sich zur Tugendgröße heldenmüthig durchgeschlagen. Dir selbst darf ich fürder nicht mehr rathen: Stürze Dich in das Leben, — genieße mit vollen Zügen und Du wirst versöhnt! Denn Amanda hat auf religiösem Wege den Zwiespalt Deines Innern gehoben, und die geräuschvolle Welt ist allzu arm, dem Reichen an Frieden und Glück Weiteres bieten zu können."

„Du hast nicht übertrieben, Eduard, — ja, ich bin glücklich! Heute erkenne ich die Einseitigkeiten meines früheren Lebens. Mir fehlte das volle Verständniß der Religion für Herz und Gemüth. Wohl empfand ich lebhafte Apathie gegen die Hohlheit und Leere des Zeitgeistes. Ich litt unaussprechlich unter dem Eindrucke kläglicher Erscheinungen in der natürlichen und gesellschaftlichen Welt. Oft stand ich händeringend vor mir selbst, und suchte vergebens eine versöhnende Lösung. Meine Lage war in der That beklagenswerth,

selbst gefährlich. Keine poetische Natur befriedigt die gegenwärtige Gestalt der Schöpfung. Verletzt, gekränkt, abgestoßen fühlt sich der geborene Künstler, und dies um so stärker, je genauer er beobachtet. Du hast mir stets vorgepredigt: „Genieße, sei nicht engherzig, — lebe mit der Welt, und die Welt wird Dich erfreuen.“ War Dein Rath auch nicht gut, so ist er doch folgerichtig gewesen. In einer Fluth von Genüssen hätte ich die innere Verstimmung ertränken können, — aber nur um den Preis des Abfalles von mir selbst. Ich wäre im trüben Strome des Lebens mit Millionen fortgeschwommen, — ich hätte meinen Idealen abgeschworen und Fleisch gemalt, — stumpfsinnig wäre ich geworden, wie die große Masse. In dem neuen Element moderner Bedürfnisse wäre mir vielleicht wohl geworden, wie dem Salamander im Sumpfe, — kurz, ich wäre versöhnt worden, — vielleicht auch nicht. Ein Adler mit zerbrochenen Flügeln, herausgerissen aus dem reinen Aether der Höhen, und in der Tiefe mit Amphibien zusammengesperrt, bleibt dennoch ein Adler. Er trauert und stirbt, oder er wird rasend. Suche in der neuesten Geschichte, und Du wirst solche rasend gewordene Adler finden, die, abgefallen von sich selbst und ihrer höheren Natur, mit Amphibien sich zu Tische setzten. Sohin war mein

schlag bemerkte es, und auch ihn überkam eine eigenthümliche Bewegung.

„Ich würde mich rüsten, vor dem Angesichte Gottes bestehen zu können,“ antwortete sie endlich.

„Sie kennen meine Ansichten über diesen Punkt, gnädige Frau!“ sprach sehr ernst der Philosoph. „Mir fehlt eben der Glaube, den ich bei aller Anstrengung nicht erjagen kann.“

„Der Glaube ist eine Gnade,“ erwiederte sie sanft.

„Abermals für mich ein Stein des Anstoßes! Weßhalb versagt mir Gott diese Gnade?“

„Sie werden sich, Herr von Schwertschlag, der glücklichen Zeit noch erinnern, in der Sie den Glauben besaßen.“

„Wahr, — das Kind glaubte und der angehende Jüngling! Die Himmelsgabe wurde verscherzt, oder vielmehr verloren an die Wissenschaft.“

„Und auch an das glaubensfeindliche Gelüsten des Herzens,“ ergänzte sie, die Augen senkend.

Er begriff die angedeutete Ursache und erröthete leicht.

„Ich bewundere Ihre strenge Wahrheitsliebe, gnädige Frau, weil Sie derselben gegenwärtig ohne Ueberwindung kaum genügen konnten. Vor Ihrer Güte wird mir das Bekenntniß gerade nicht schwer,

daß am Glaubensverluste das böse Herz nicht ohne Schuld sei. Der Spruch ist ja alt: Der Mensch glaubt gerne, was ihm behagt, und er sträubt sich gegen Wahrheiten, die ihm mißfallen."

„Und deßhalb bewahrt kein Erwachsener den Glauben ohne Kampf," entgegnete sie. „Wäre nicht der Glaube zugleich ein Verdienst des menschlichen Willens, der Heiland hätte nicht lehren können: „Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet; — wer nicht glaubt, der wird verdammt werden." Denn Gottes Gerechtigkeit straft nur den bösen Willen."

„Das leuchtet ein!" bestätigte kopfnickend der Philosoph. „Der böse Wille verliert das Gnadengeschenk des Glaubens, — aber gewinnen kann das menschliche Wollen niemals religiöse Ueberzeugung."

„Nicht allein," entgegnete sie. „Gott läßt sich finden durch Buße und Besserung, und den Armen im Geiste wird das Evangelium gepredigt. Meine geringen Kenntnisse vermögen nicht, Ihnen Gründliches zu bieten, Herr von Schwertschlag! Aber ein erleuchteter und gelehrter Theologe würde den richtigen Weg zeigen."

„Um Vergebung, meine Gnädige! Das Glück meines Freundes verkündet schlagend und klar, was Sie vermögen. In mir liegt eine unheimliche Oede,

— Alles verdorrt und ausgebrannt, — und der Quelle des Lebens naht kein Todter. Ich scheide mit der inständigen Bitte, einem Friedensbedürftigen Ihre Theilnahme nicht zu versagen."

Er hatte nicht ohne Anstrengung und mit fast heiserer Stimme gesprochen. Raphael geleitete den Siechen zum Wagen, und Amanda trug ihre Sorge um ihn vor den Herrn.

Beim nächsten Besuche trat Amanda dem Gedrückten heiter entgegen.

„Ich habe etwas Schönes für Sie," — und sie legte in rothem Sammt einen Quartband vor Eduard auf den Tisch. „Raphael erklärte die Darstellung für ganz vorzüglich," fuhr sie fort, das Buch öffnend. „Ich kann die Bilder nicht ohne tiefe Rührung betrachten, weil sie wahr empfunden an das Geschehene erinnern."

Die vierzehn Leidensstationen unseres Erlösers lagen in meisterhaften Kupferstichen vor Schwertschlag. Jede Station des Kreuzweges enthielt zugleich die entsprechenden Gebete und Betrachtungen der Kirche. Eduard betrachtete mit Interesse und Verständniß die kunstvollen Compositionen.

„Das ist ergreifend!" sagte er. „Eine göttlichere Tragödie kann gar nicht erdacht werden. Man beißt

die Zähne zusammen über die Marter des Schuldlosen, — man ballt die Fäuste gegen die Grausamkeit der Henkersknechte, — man möchte jenen Undankbaren fluchen, die ihren größten Wohlthäter, ihren Arzt und Lehrer zerfleischen. Und der historische Christus ist ganz unzweifelhaft. Er lebte und litt, das ist keine Frage; denn nicht allein die Schriften seiner Anhänger, sondern auch die Bücher seiner Feinde berichten über ihn. Mir wird unter dem Eindruck dieser bildlichen Darstellungen lebhaft gegenwärtig, daß niemals ein Mensch furchtbarer gelitten, als Jesus von Nazareth; denn seine größten Leiden entsprangen aus den unsäglichen Beleidigungen seines allerhöchsten Seelenadels. Wie muß ein Mann innerlich gemartert worden sein, der so unbegreiflich groß war, für seine Mörder zu beten!"

„Und nach der poetischen Gerechtigkeit muß auf die Tragödie von vierzehn Scenen noch ein Schlußakt folgen," sagte Raphael. „Die Gerechtigkeit und die Wahrheit bleiben unversöhnt und schwer beleidigt durch den Triumph der Mörder Jesu. Der unschuldig Verurtheilte und Gekreuzigte ist zwar auferstanden, er ist verherrlicht in den Himmel aufgefahren, aber nur vor den Augen Weniger, im Verhältniß zur Masse der Feinde."

„Dieser Schlußakt folgt, und zwar nicht allein für den unschuldig verurtheilten Jesus, sondern für die ganze Menschheit, und für die gesammte freie Creatur," sagte Amanda. „Ich meine das allgemeine Weltgericht. Dann werden sich alle Kniee des Himmels, der Erde und Hölle vor dem Menschensohne beugen, und auch dem Geringsten wird Sühne oder Strafe vor dem Antlitze der Gerechtigkeit."

„Genau besehen, ist das allgemeine Weltgericht in der That eine strenge Forderung der unausgesetzt beleidigten Gerechtigkeit," sagte der Philosoph. „Es gibt wenige Lehren des Christenthums von solcher Tiefe und Selbstverständlichkeit, als die Lehre vom Weltgericht. Aber, meine Gnädige, das bleibt mir unbegreiflich und erscheint fast grausam, wie ein Vater seinen Sohn von Missethätern mag kreuzigen lassen, ohne ihm zu helfen, obschon er helfen konnte. Hiegegen sträubt sich mein ganzes Empfinden."

„Erschöpfend kann ich diesen Einwand nicht lösen," erwiederte sie bescheiden. „Ich vermuthe, weil der Vater Jesu nicht nach menschlichen, sondern nach göttlichen Empfindungen urtheilt und handelt, darum müsse er das menschliche Leiden seines Sohnes auch verschieden betrachten von menschlicher Empfindungsweise. Die Schuld der Menschheit forderte vor Gottes

Gerechtigkeit eine Sühne. Jesus übernahm aus Liebe diese Sühne, und der Vater hat sie aus Liebe angenommen."

Eduard bewegte zweifelnd das Haupt.

„Meine Begriffe vom höchsten Wesen machen jene blutige Sühne überflüssig," sagte er. „Wenn ein König begnadigen kann, warum sollte es Gott nicht können?"

„Ihre Anschauung hätte ohne Zweifel Berechtigung, wenn Gottes Gnadenakte menschlichen Beweggründen entspringen könnten," antwortete sie. „Und abgesehen von der Sühne, sollten Jesu Leiden von der gewaltigen Macht des Bösen überzeugen, — dem Menschen zur Warnung und Vorsicht. Gott hebt diese Macht nicht auf, so lange die Ursachen des Bestehens dieser Macht fortwirken. Ich finde, der Herr sei gerecht in einem Grade, der Entsetzen einflößt. Das menschliche Empfinden sträubt sich auch gegen die Ewigkeit der Höllenstrafe. Betrachten Sie aber den Jammer, die Verwirrung, das Elend auf Erden, die Folgen des göttlichen Fluches, — eines Fluches, gesprochen über alles Lebende unter der Sonne, verhängt wegen einer einzigen Sünde, und fortwirkend durch Jahrtausende ohne Aufhören, — so ist auch das keine menschliche Gerechtigkeit. Das Menschengefühl möchte sich erbarmen, es möchte dem fünftausendjährigen Erden-

elende ein Ende machen. Und der Einzige, dessen Allmacht Himmel und Erde neu erschafft, Er läßt das Böse sich entwickeln, wie das Gute. Die Disteln bleiben und die Dornen, Seinen Fluch nimmt er nicht zurück, und das Schrecklichste verkündet Sein Schlußurtheil: Weichet von Mir ihr Verfluchten in das ewige Feuer!“

Eduard schwieg und dachte.

„Derselbe Kreuzweg ist gemalt in der Kunsthandlung von Schränk ausgestellt,“ sagte Raphael.

„Zum Verkaufe?“ frug Eduard mit Interesse.

„Natürlich! Der Preis mag bedeutend sein; denn die Arbeit ist tüchtig.“

Einige Tage später erschien der Pathe hocherfreut [illegible]ilie Chlingen.

„Ein Wunder, meine Gnädige, ein Wunder!“ berichtete er Raphaels Mutter. „Denken Sie, Eduard leerte seine Kasse, um einen prachtvollen Kreuzweg zu kaufen. Derselbe bedeckt nun die Wände seines Zimmers, und wiederholt traf ich ihn sehr ernst und bewegt vor den Gemälden. Ist das kein Wunder?“

„Danken wir Gott!“ sagte Leonore.

„Und dem unwiderstehlichen Einflusse Amanda's,“ ergänzte der Pathe. „Dieses glänzende Wesen übt eine wunderbare Macht auf Alle, die ihm nahen, und

für meinen Sohn ist Amanda ein Magnet, der ihn täglich anzieht."

So ist gegründete Hoffnung, der letzte Mißklang werde sich auflösen und versöhnt einstimmen in die Harmonie des Glückes, des Friedens und der Ueberzeugung vom Höchsten in den Familien Ehlingen, Hartung und Schwertschlag.